# Dunkle Tiefen.

# Dunkle Tiefen.

Geschichten

von

**Konrad Telmann.**

**München.**
Carl Rupprecht's Verlag.
1895.

An

# Björnstjerne Björnson.

Dem Volksmann, der mit Wikingtrotz die Rechte
Des Eigenstammes zäh' und treu verficht,
Dem Dichter, der im Kampf um heil'ge Mächte
Für freies Menschtum seine Lanze bricht,
Dem Freunde, dessen Mund uns oft die echte,
Goldklare Weisheit großer Herzen spricht:
Ganz sonder Prunk, der Treue schlichtes Zeichen,
Dankbar-bewundernd laß dies Buch mich reichen!

Rom, Anfang März 1895.

K. T.

# Allgemeine Vorrede

[illegible]

# Inhaltsverzeichnis.

# Der Väter Sünde.

Im Atelier herrschte bereits Halbdunkel, als Professor Oswald Ehrenberg sich von seinem Sessel vor der Staffelei erhob. Er hatte nicht mehr gemalt aber doch immer, Malstock und Palette in der Linken, das Kinn in die rechte Hand gestützt dagesessen, als wollte er jeden Augenblick wieder zum Pinsel greifen. Nun er aufstand, prägten sich Unruhe und Unbefriedigtheit in seinen Zügen aus. Er legte die Mal-Utensilien zur Seite, trat ein paar Schritte zurück und betrachtete immer wieder, die Arme in die Seite gestemmt, den Kopf hin und her wiegend, sein Bild. Es gefiel ihm nicht; je länger er es betrachtete, um so weniger. Das wollte freilich nicht viel sagen; er that sich ja niemals genug, war bekannt dafür, daß er seine Bilder als unvollkommen ansah, wochenlang an ihnen besserte und strichelte, wenn andre keinen Farbentupf mehr daran geändert wissen wollten. Er fand immer wieder etwas heraus, das hinzukommen oder fortgenommen werden sollte, er war berühmt wegen dieses tüftelnden Spürsinns. Vielleicht verdankte er ihm sogar seine Berühmtheit überhaupt, seinen Rang und seinen Reichtum. Diese Verbindung von Genialität und peinlichster Sauberkeit und Feinheit der Ausführung, die sich in

ihm verkörperte, ließ ihn als einzig in seiner Art erscheinen.

Diesmal handelte es sich aber um etwas ganz andres. Das Bild da auf der Staffelei erschien dem betrachtenden Künstler nicht unvollkommen, sondern überhaupt mißlungen. Es war etwas darin, was ihn abstieß, was jeden abstoßen würde und den Gesamteindruck verdarb, — er wußte nur immer noch nicht, was es eigentlich war. Aber jetzt hatte er's. Natürlich: dieses Weib war's. Und zwar ihr Antlitz, ihre Mienen, dies Lächeln, diese Augen — Kein Zweifel, dies alles zusammen, das störte, das beleidigte. Welch' eine Idee aber auch, dies Mädchen als Meernixe zu malen! Und sie nannten ihn den „Nixenmaler", ihn, der noch nicht einmal zu unterscheiden wußte, welch' ein Modell sich für einen Nixenleib eignete. Es war beschämend. Freilich: da hatte ihm seine Phantasie wieder einmal einen üblen Streich gespielt — Phantasie — hm! oder wie man es sonst nennen wollte bei seinen grauen Haaren. Darauf kam es nicht an. Jedenfalls war's ein arger Mißgriff gewesen, ein unbegreiflicher Irrtum, dieses Mädchen da als Modell für seine Nixe zu nehmen. Als ob er gar keine andere hätte finden können! Als ob sie zu gar nichts anderem hätte verwertet werden können! Aber just als Nixe hatte er sie malen und sich richtig denn auch dadurch seine große Leinwand verderben, müssen, — das Werk von Monaten, den Stolz und die Hoffnung seines Künstlertums. Denn alles andre war gut auf dem Bilde. So kritischen Blicks er auch jede Einzelheit musterte, so scharf er nach

weiteren Fehlern und Gebrechen ausspähte, — er hätte deren gern noch andre, noch schwerer wiegende gefunden, — nein, er konnte nichts mehr entdecken, was ihn gestört, was ihm verbesserungsbedürftig gedünkt hätte. Das Wasser war besser gemalt, als je; — dort der Reflex des Mondlichts, hier die aufragende Klippe, das im Windhauch spielende Strandgras — alles das war ihm vortrefflich gelungen, er hätte gar nichts mehr daran zu ändern gewußt. Und das besagte wahrlich viel bei ihm. Aber die Nixe — diese unglückselige Nixe! Er konnte nur gleich mit seinem dicksten Pinsel in das Elfenbeinschwarz hineinfahren und dann über diesen Nixenleib hinstreichen, ihn ausstreichen — fort damit! Welch' eine Verirrung!

Es hatte schon ein paarmal an der Atelierthür geklopft, ohne daß der Professor darauf geachtet hatte. Jetzt rief er ein ungeduldiges „Herein". Die Thür ging auf und zwischen den schweren Falten der dunkelroten Damastportière schob sich die schlanke Gestalt eines jungen Mädchens herein. „Guten Abend", sagte sie mit einer hellen, kecken, zutraulichen Stimme. Und als er nicht gleich antwortete, überhaupt von ihrem Erscheinen nicht sonderlich erbaut zu sein schien, ging sie geradeswegs auf ihn zu, schlug ihn mit der Hand leicht auf die Schulter und sagte noch einmal: „'n Abend, Alterchen!"

„Was willst du denn?" fragte der Professor unmutig.

„Na, na!" machte sie begütigend. „Warum denn so borstig? Das Bild will ich sehen. Und dann — Es ist ja aber schon furchtbar dunkel hier."

„Ja, man sieht nichts mehr“, sagte er. „Übrigens — ich will dir nur gleich sagen, Mieze, das Bild taugt nichts.“

„Was?“ Sie reckte sich auf ihren Zehen empor, um dem großen Manne besser in's Gesicht sehen zu können. „Was soll denn d a s heißen? Das Bild war ja famos. Das hast du selbst gesagt und alle Welt hat's gesagt und ich hab's gesagt — und ich mußt' es doch eigentlich am besten wissen.“

Sie stieß eine kurze, lüsterne Lache aus und tätschelte ihm mit der kleinen, weichen, kurzfingerigen Hand die Backe. Ihre hellen, grauen Augen in dem hübschen, runden Gesicht blitzten dabei. Sie sah in dem dämmerigen Lichte mit ihrer zierlichen, schlanken Gestalt, mit den hellblonden, krausen Haaren, die ihr wirr um die Stirn hingen, und in dem koketten Frühjahrsmäntelchen wirklich reizvoll aus. Der Professor mochte es aber nicht finden oder sich doch nicht eingestehn. Seine schmale, feine, von Ringen überblitzte Hand — die berühmte Künstlerhand, die man in allen Salons kannte und bewunderte — wühlte nervös in dem graumelierten, wohlgepflegten Vollbart, der das scharf geschnittene Gesicht mit den unter vorgewölbter Stirn liegenden, schwarzen, immer seltsam feuchtschimmernden Augen umrahmte. Das weiche, wellige, braune Haar, das von weißen Fäden reichlich durchsponnen war, hing dem hochgewachsenen, kraftvollen Manne wie eine Mähne weit in den Nacken herab. Unter der schmalen, fast immerfort vibrierenden Nase erschien die bärtige Oberlippe auffallend klein, der

Mund war frauenhaft weich und groß, das Kinn verschwand völlig unter dem Barte. Man sah es dem in den besten Jahren stehenden Manne an, daß er viele Triumphe in seinem Leben gefeiert hatte, die dem Künstlerberufe fern lagen. Es sprach aus seinen Mienen etwas, wie eine gesättigte Erinnerung daran. „Davon verstehst du ja nichts, Mieze," sagte er jetzt in überlegen-ablehnendem Tone und entzog sich ihrer unbequemen Liebkosung. „Überhaupt muß ich dir sagen — Kurz heraus: es war eine verrückte Idee, dich als Nixe zu malen, ich habe mir mein ganzes Bild damit ruiniert."

„Na, na, na," machte sie, „du bist heut wieder in deiner netten Laune, Alterchen! Du weißt, ich nenn' das immer die „Atelierlaune."

„Dummes Zeug! Ich sage dir, wie es ist. Ich bin außer mir. Ich werde das Bild vernichten, — verstehst du? Dies Bild, das den Stern der Ausstellung bilden sollte, werde ich vernichten — um deinetwillen!"

Er trat von ihr zurück und ging, die Arme über der Brust gekreuzt, in dem weiten, mit tausend Kostbarkeiten geschmückten Raume auf und nieder. Sein Schritt erstarb in den weichen Teppichen, die den Boden bedeckten, seine Stimme — er hatte seine Worte hinausgeschrien — wurde durch alle die Vorhänge gedämpft, die den Raum abschlossen. Während er ging, stieß er überall an Etagèren und Staffeleien, mit denen das Atelier angefüllt war, manchmal klirrten Waffen und Geräte, die in buntem, malerischen Durcheinander an den Wänden hingen, bei seinen raschen

Schritten und hastigen Bewegungen. Nun warf er sich erregt auf einen mit einem Eisbärfell überspreiteten Divan und legte den Kopf in die verschränkten Hände. „Um deinetwillen!“ stieß er noch einmal zornig heraus.

Das Mädchen hatte währenddessen das Bild auf der Staffelei betrachtet, soweit es die Lichtverhältnisse gestatteten. Nun band sie ihren Hut ab und warf ihn auf einen Sessel, um gleich darauf die Knöpfe ihres Mantels aufzureißen. Dabei rief sie: „Das versteh' ich nicht, was du daran auszusetzen hast. Das ist wieder mal so 'ne Grille von dir, Alterchen! Erst hast du gethan, als ob für dich Leben und Ehre davon abhinge, mich für das Bild zu haben, und nun bring' ich dich um deinen Künstlerruhm! Nette Dankbarkeit! Na, überhaupt — Hab' ich mich dir vielleicht aufgedrängt, mein Alter? Ich bin gerade gekommen, um mit dir ein Wort zu reden, verstehst du?“

Sie warf sich auf ein Tabouret ihm gegenüber und sah ihn an. „Du willst Geld?“ fragte er in unwillig-verächtlichem Tone, sich herumwerfend und gähnend.

„Nein, ich will kein Geld,“ erwiderte sie bestimmt.

„Nun? Also? Was soll's?“

„Oh, das ist nicht so in zwei Worten abgemacht, weißt du. Ich hab' das Leben satt, mein Alter, es muß anders werden. Ich bin nicht die, für die du mich hälst. Freilich: Du hast viel aus mir gemacht, — aber so eine, wie du denkst, bin ich doch noch lange nicht geworden.“

Ihre Stimme klang scharf und trotzig, sogar eine gewisse Bitterkeit lag darin. Sie hatte den geschmeidigen

Oberkörper weit vorgebeugt und das hübsche Gesicht in die beiden Arme gestützt. So glimmerten ihre Augen ihn unverwandt an. Der Professor machte ein gelangweiltes Gesicht. „Nun auch das noch! Eine kleine Szene, nicht? Eifersucht? Oder ein moralischer Anstoß? Du lieber Himmel! Na, meinetwegen, rede dich nur aus! Ich bin gerad' in der rechten Stimmung.“ Er ließ ein kurzes, heiseres Lachen hören.

„Das find' ich nun eben nicht,“ fiel sie ein, „denn mir ist ganz anders zu Mute, als dir, weißt du, — ganz verzweifelt ernsthaft. Und von einem moralischen Katzenjammer, wie du denkst, ist gar nicht die Rede. So, wie es mit uns ist, kann es doch nicht weiter gehn, das mußt du selber einsehn.“

„Wieso nicht weiter gehn?“ fragte er gedehnt. „Was soll denn anders werden? Was sind das nun wieder für Flausen?“

„Du sagst ja selbst, daß du mich zum Modell nicht mehr gebrauchen kannst, daß du dir dein ganzes Bild verdorben hast, weil du's thatest. Na? Und nun? Was soll's also mit uns noch werden? Wenn ich nicht einmal mehr zum Modell für dich gut genug bin —“

Er machte eine hastige, ärgerliche Bewegung. „Ach so, ich soll mich wohl scheiden lassen und dich heiraten!“ Er lachte aus vollem Halse.

Mieze blieb aber ganz ernst, eine gewisse Starrheit lag jetzt in ihren grauen Augen. Eine kleine Weile sagte sie gar nichts, dann fragte sie plötzlich: „Weißt du noch, wie du damals geredet hast? Da-

mals, mein' ich, als du zu mir kamst und ich dich zum erstenmal bei mir hereinließ, nachdem ich dich ein paarmal weggeschickt hatte? Daran magst du natürlich nicht gern erinnert werden. Ich eigentlich auch nicht. Denn man muß sich seiner Dummheit ja im Grunde schämen. Es ist immer die alte Geschichte und man sollte als Berliner Kind doch wahrhaftig gewitzigt sein, man hört und sieht ja genug von solchen Sachen und ist am Ende auch nicht auf den Kopf gefallen. Aber jede erlebt's eben an sich selber zum ersten Male. Und ich war wahrhaftig im eigentlichen Sinne noch ein ganz unschuldiges und unverdorbenes Ding. Ich hätt' einen guten, ehrlichen Menschen heiraten können, ich hatt' mein gutes Brot als Ladnerin, meine Eltern hatten nie über mich zu klagen und in der Nachbarschaft haben sie mich den jungen Mädchen sogar immer als Muster aufgestellt. Ich hab' auch gar keinen Tick gehabt, wie so die andern bei uns, wenn sie sich klar darüber werden, daß sie hübsch sind, und dann immer nach den feinen Modedamen äugeln und sich von den jungen Pflastertretern Fladusen sagen lassen — Gott bewahre! Ich wollte gar nicht höher hinaus, ich war ganz zufrieden. Und da war auch einer, der hatte mich rechtschaffen gern, — es war gerade nichts Feines, bloß ein Stadtreisender, aber er hatte redliche Absichten und meine Eltern waren nicht dagegen — Da kamst du und dann — dann war alles plötzlich anders."

Sie sagte das alles in einem gleichmäßigen, etwas träumerischen Ton, ohne irgendwelche Accente. Es war nichts Gemachtes, nichts Absichtliches darin. Dennoch

oder vielleicht gerade deshalb berührten ihre Worte den Professor unbehaglich. Er hatte ein paarmal Miene gemacht, aufzuspringen, dehnte sich dann aber immer wieder in affektierter Gemächlichkeit in den Polstern. „Mieze, du wirst sentimental!“ rief er jetzt mit einem an Rohheit streifenden Tone. „Du hast immer solche Perioden gehabt, aber — Gott sei Dank! — gehen sie wieder vorüber.“

„Ja“, sagte sie ganz ernsthaft und nickte dazu, „ich bin manchmal so. Ich habe schon gedacht, daß ich 'mal was ganz Dummes thun könnte, wenn ich so bin. Wenn man so 'was in der Zeitung liest oder davon reden hört, sagen die Leute immer: der und der oder die und die ist verrückt! Aber dann denk' ich manchmal: das ist noch gar nicht so komisch, das könnt'st du unter Umständen auch thun.“

„Ah!“ machte der Professor ironisch, „nun drohst du mit Selbstmord, nicht wahr? Das ist ja so die übliche Skala bei euch. In's Wasser gehen, — Blausäure nehmen, — das kennen wir. Zum Glück redet man das leicht hin, aber man thut es deshalb noch lange nicht. Und was du eigentlich für Gründe dazu haben solltest, ist mir ganz schleierhaft.“

„Gewiß,“ fiel sie mit dem gleichen Ernst von vorher ein, „ich habe ja dazu gar keinen Grund und ich denke auch gar nicht daran. Ich habe das nur so im allgemeinen hingeredet, weißt du, weil du sagtest, ich wäre sentimental, und weil das ja wahr ist. Ich werde noch lange nicht in's Wasser gehen — so auf's Geratewohl, so mir nichts, dir nichts — Gott bewahre!

Dazu hab' ich das Leben doch noch viel zu gern. Und ich habe ja nicht 'mal ein Kind, und an Geld läßt du's auch nicht fehlen, — alles, was wahr ist. Ich könnte ja soweit also ganz zufrieden leben —"

„Das dächt' ich auch," murmelte er gähnend.

„Bloß" —

„Na? Also? Was?"

„So kann es doch nicht weitergehn!" beharrte sie.

„Wann ist dir denn das eigentlich klar geworden?" fragte er spöttisch.

„Eigentlich schon längst. Ich bin ja deshalb auch jetzt gekommen. Und weil du mir nun auch noch sagst, ich wäre zum Modell gar nicht zu gebrauchen, und das Bild taugte nichts — Ja, was willst du denn eigentlich, wozu ich noch gut sein soll? Lieben thust du mich doch schon lange nicht mehr. Wenn du mich überhaupt 'mal geliebt hast! Das glaub' ich aber gar nicht mehr. Du hast mich ja doch bloß haben wollen, wie du so und soviel andere gehabt hast, — weil ich ein hübsches, frisches Ding war und noch unverdorben. Du weißt schon, daß du dir 'was zutrauen kannst, trotzdem du der jüngste nicht mehr bist, — oder vielleicht auch gerade deshalb. Du hast so die Art. Und Worte verstehst du auch zu machen, so gut wie keiner, glaub' ich. Am letzten Ende meint man noch, es wär' eine heilige Pflicht und man thäte dir ein bittres Unrecht, wenn man's dir versagte, so weißt du alles zu drehn. Und das Unglück mit deiner Ehe, zu der sie dich in ganz jungen Jahren gezwungen haben, weil die Frau reich war — Das macht einen auch weich und nachgiebig. Na,

kurz: du verstehst es. Und von Eis ist man ja schließlich auch nicht. Im Gegenteil: das Blut ist jung und junges Blut ist heiß. Und dann bist du ein Künstler, ein großer, berühmter Mann, und alle Welt kennt deinen Namen und die vornehmen Damen schwärmen für dich. Da stachelt's Unsereine denn erst recht, es mit ihnen aufzunehmen, und man findet seine Lust daran, sie heimlich auslachen zu können. O ja, eine Zeitlang ist man sehr stolz, und das hilft über manches hinweg, über alle die dummen Bedenken und Skrupel. Und wenn man auch von dem und jenem über die Achsel angesehen und gar verächtlich behandelt oder nicht mehr gekannt wird, — was macht das? Man weiß ja doch, daß sie einen im Grunde beneiden, — und wie! Da ist das dumme Getratsch ganz egal. Und das kitzelt nur noch mehr. Und die Thränen bei den Eltern werden auch trocken und das Geschimpfe und Gejammere hört auf, wenn sie nur erst Geld sehen. Na, und schließlich ist es ja auch noch lange keine Schande, Modell zu stehen bei einem, der einen Weltruf hat. Denn darum hat es sich ja doch im Anfang bloß gehandelt, ganz allein darum. Das hat mich gereizt. Auf deinen Bildern wollt' ich berühmt werden, mit dir zugleich, und du hast mir ja eingeredet, du fändest kein anderes Modell, das so passend wäre, wie ich, und ich könnte dir zu Ruhm und Geld helfen und ohne mich wärst du ein geschlagener Mann, — und wie es denn sonst weiter alles geheißen hat, um mich kirre zu machen. Denn das war bei Gott gar nicht so leicht, — bei welchem Mädchen, das nicht geradezu eine

Straßendirne ist, könnte das wohl leicht sein? Und dann hast du mich glücklich beim Ehrpoint gepackt und hast mir das alles so plausibel gemacht und so natürlich und so unverfänglich geschildert, daß ich schließlich auf deine Leimruten gegangen bin, — als Modell, wohlverstanden, und für den weltberühmten Maler, nur damit er nicht verzweifeln müßte, damit er nur wieder zu Ruhm und Ehren käme, — denn das war ja das einzige, was ihm blieb, da er als Mensch in seinem Eheleben nun doch einmal schon so unglücklich war. Als Modell — Aber dann kam das andere auch. Denn das konnte ja wohl nicht ausbleiben, und das hattest du auch ganz genau gewußt, ganz genau, darauf wett' ich. Denn wenn man sich erst vor einem Manne so zeigt, — was bleibt dann noch? Wovor sollte man sich dann noch schämen? Und du hattest es d'rauf abgesehen, Alterchen, ganz gewiß, mach' mir nur keine Flausen mehr vor! Man wird hellsichtig. Und hast es ja auch erreicht, — hast es richtig erreicht!"

Sie warf sich hintenüber, ohne Affektation, ohne Absichtlichkeit, wie von einem jähen Schauer, einer Anwandlung von Ekel gepackt. Oswald Ehrenberg aber legte langsam ein Bein über das andere und fragte pflegmatisch: „Wozu sagst du mir das eigentlich alles, mein Schatz?"

„Es kam mir nur so. Und ich wollt' es dir einmal wieder in die Erinnerung rufen, weil du sagst, ich taugte nicht zu deinem Modell und hätte dein Bild verdorben. Wozu taug' ich also? Wozu hast du mich?"

„Ja," erwiderte er, „weißt du, ich habe dich nun doch einmal."

„Du willst sagen, daß ich nicht die erste war und nicht die letzte sein werde, nicht wahr? Das mag ja auch alles gut sein und man muß sich d'rein finden. Warum ist man so dumm und so gutmütig und so leichtgläubig gewesen? Aber man muß doch einen Zweck haben im Leben, man muß doch wissen, daß man für irgend etwas da ist, — und wenn's auch 'was Albernes oder 'was Schlechtes ist. Ganz und gar nutzlos kann man doch nicht bleiben, das hält keiner aus. Solang' ich gedacht hab', du hätt'st mich gern und ich könnt' dir 'was sein, — weil du deine Frau doch nicht lieb hast, — war's ja gut, — obgleich das im Grunde eine so blitzdumme Einbildung war, daß man sich d'rüber schämen müßte, — ich und du! Das war schon gar ein Unsinn! Und dann, als das vorbei war, — denn lange hat es g'rad' nicht gedauert, mein Alter, — da war ich mir merkwürdig klar über dich und über das, was du eigentlich von mir wolltest, ganz allein wolltest, — dann hab' ich mich damit getröstet, daß ich wenigstens als Modell gut 'genug für dich wäre und dir helfen könnte, neuen Ruhm und neue Ehren zu erobern, — das ist auch ein Zweck, hab' ich mir gesagt, und gar nicht zu verachten, und wenn nachher die Leute alle vor den großen Nixenbildern stehen und bewundern die hübschen, nackten Weiber mit dem Fischschwanz und alle Zeitungen reden davon und ich kann mir sagen, daß das keine andre ist, als ich, und daß der berühmte Nixenmaler das gar nicht hätte ohne mich malen können, — dann hätt' ich auch eine Befriedigung gehabt und hätt' gewußt, wozu ich da bin. Nun aber soll selbst

davon nicht mehr die Rede sein, — nicht einmal davon mehr! Gemerkt hab' ich's schon lange, daß so 'was im Anzuge war. Du hast mich ja seit vollen acht Tagen nicht mehr „stehen“ lassen und hast immer 'ne Ausflucht gehabt, wenn ich davon anfing. Vernagelt bin ich ja am Ende auch nicht. Und jetzt sagst du mir's mit dürren Worten, daß es damit auch vorbei ist, daß du dazu auch 'ne andre gebrauchst. Und was aus mir wird, ist ja egal.“

„Ich möchte bloß wissen, worauf das alles eigentlich hinaus soll, Mieze,“ fiel der Professor in steigender Ungeduld ein. „Das hat mir heute auch gerade noch gefehlt, deine Litaneien anhören zu müssen! Kann ich dafür, wenn du keinen Nixenleib — oder wenigstens sicherlich keinen Nixenkopf hast? Und das andre ist ja alles dummes Zeug, sentimentaler Kram, mit dem du dir das Gehirn vollstopfst, seitdem du dich der „höheren Bildung“ ergeben hast und vor lauter Bücherlesen anfängst, ein bißchen überzuschnappen. Was aus dir werden soll! Dieser Unsinn! Gar nichts soll aus dir werden. Ich werde dich schon nicht darben lassen, du hast ja bis jetzt auch nicht über mich zu klagen gehabt.“

„Ich werde aber nichts mehr nehmen,“ sagte sie mit großer Bestimmtheit.

Er lachte. „Nun wird's immer besser. Nun willst du noch die spröde Tugend, die tief in ihrem Heiligsten verletzte Frauenehre spielen, nicht wahr? So ähnlich heißt es ja wohl in den Altjungfernromanen. Ach, mein liebes Kind, mach' dich doch nicht lächerlich, hörst du? Wir

spielen doch keine Komödie, du bist doch ein ganz vernünftiges, gesundes, heißblütiges Berliner Kind, wie tausend andre, und keine papierne Romanheldin mit Theaterphrasen und erborgtem Schwulst im Kopfe. Damit imponierst du mir nicht, meine Gute. Bisher warst du doch nicht gar so zimperlich und zurückhaltend!"

„Solange ich 'was für dich war, konnt' ich auch 'was von dir nehmen. Das ist doch ganz natürlich. Wenn wir aber in gar keinem Verhältnis mehr zueinander stehen —"

„Na, dann geh' in deinen Putzladen zurück!" warf er ärgerlich hin. „Meinetwegen!"

„Ja," sagte sie und nickte wieder ganz ernsthaft, „wenn das nur so ginge! Aber das ist's ja eben. Sonst wär' ich gar nicht gekommen und hätt' dich nicht erst fragen brauchen, was nun werden soll. Man kann nicht so mir nichts dir nichts wieder in den Laden zurück, wenn man's 'mal anders gekannt und gehabt hat. Verstehst du? Das geht dann nicht mehr. Man vergißt das nicht, man kann das nicht so weglöschen aus seinem Leben. Und wer weiß, ob sie mich auch noch nehmen würden und brauchen könnten. Die sind sehr moralisch, meine früheren Prinzipale. Und dann das Getuschel und das hämische Gekicher und die Schadenfreude von den anderen Mädchen, daß ich nun wieder „degradiert" bin, — nein, lieber nicht! Und dann würde mich nun ja jeder haben wollen und jeder würde denken, er hätte ein Recht dazu, gerade so gut, wie vor ihm ein Andrer, und mit der „spröden Tugend" wie du das nennst, wär's radikal vorbei, ob ich wollte

oder nicht; es würde mir ja doch keiner mehr glauben, und zwingen würden sie mich, geradezu zwingen. Wenn's früher schon manchmal schwer genug war, ihnen aus dem Wege zu kommen, jetzt wär' kein Gedanke mehr d'ran. Du weißt ja selber, wie es zugeht, wie Unsereine d'ran ist mit den Männern. Und ich kann dir sagen, ich hab' einen Ekel davor, geradezu einen Ekel."

Oswald Ehrenberg war in unbehaglicher Stimmung vom Divan aufgesprungen. Er machte mit schweren Schritten ein paar Gänge durch das jetzt ganz dunkle Atelier, daß die Waffen und die Majolikageräte an den Wänden wieder klirrten. Plötzlich blieb er vor dem Mädchen stehn, das ganz regungslos in seiner Stellung verharrte, und stieß heraus: „Dann will ich dir etwas sagen: Du mußt heiraten! Ich werde dich verheiraten!"

Er war darauf vorbereitet gewesen, daß sie ihm mit einer entrüsteten Gegenrede in's Wort fallen, ihn auslachen oder wohl gar in ein hysterisches Weinen ausbrechen würde. Von dem allen aber geschah nichts. Sie sagte vielmehr ganz ruhig und nachdenklich: „Das wäre vielleicht wirklich das beste. Aber das ist nun auch solch' eine Sache. Man kann ja mit gutem Gewissen doch keinem ehrlichen Menschen mehr angehören. Und wenn man ihm sagt, wie es gewesen ist, dann ist's aus und vorbei, — das kennt man, denn darüber setzt sich ja doch keiner weg. Und sieh' mal: dem erstbesten seine Frau kann ich jetzt überhaupt nicht mehr werden, nachdem ich 'was Besseres kennen gelernt habe. Das gäb' bloß ein Unglück, — für mich und

für ihn. Über unsere Verhältnisse bin ich ja doch nun 'mal herausgewachsen, und dann kann man nachher nicht wieder zurück. Ein Gebildeter müßt' es doch immer schon sein. Und wo würde der sich finden? Daran wird das immer scheitern."

Den Professor, der ihr ruhig und aufmerksam zugehört hatte, amüsierte jetzt die kluge, leidenschaftslose Art, in der sie sein Projekt aufnahm und zergliederte. Er fühlte sich plötzlich wie befreit dadurch. Ihm war unfroh und gedrückt zu Sinne gewesen, jetzt atmete er wieder auf. Im Grunde war sie doch ein vernünftiges Mädchen trotz aller Verschrobenheit, die ihr neuerlich durch das viele Bücherlesen und überhaupt dadurch, daß er sie so jählings aus ihrer Sphäre gerissen hatte, angeflogen war. Es ließ sich mit ihr reden, sie war nicht unzugänglich. Und wenn man ihr mit einer „Versorgung" kam, waren alle sentimentalen Ideen von der Zwecklosigkeit ihres verfehlten Daseins pötzlich verweht, dann wurde sie ganz verständig, dann war sie wieder ganz die Tochter des ehemaligen Hotelportiers Wilhelm Ebert aus der Mittelstraße, die einstige Putzmacherin, das echte Mädchen aus den kleinbürgerlichen, Berliner Verhältnissen. Nun gut, um so besser. So wußte man ja mit einem Male, wie man sie zu behandeln hatte, wie man sie los werden konnte, — auf gute, anständige Manier versteht sich. Denn daran lag dem Professor. Aber los werden wollt' er sie auch, unbedingt wollt' er das. Aus hundert zwingenden Gründen. Und Mieze war ja verständig genug, das zu begreifen. Als Modell konnte er sie nicht mehr gebrauchen, hatte er sie

zu seinem Unglück schon viel zu lange gebraucht, weil sein sinnliches Wohlgefallen an ihr ihn über ihre Brauchbarkeit getäuscht hatte, weil er verblendet genug gewesen war, bei diesem Mädchen — und eigentlich bei ihr zum ersten Male in seinem Leben — die Notwendigkeit einer strengen Scheidung zwischen dem Künstler und dem Menschen zu übersehen. Und als seine Geliebte war sie ihm langweilig, war er ihrer überdrüssig geworden, — auch schon seit geraumer Zeit. Da blieb also nichts anderes. Und sie hatte den Gedanken einer angemessenen Versorgung mit dem Anstrich gut bürgerlicher Wohlanständigkeit ja sofort freudig aufgegriffen. Es war eigentlich ein fürstliches Privileg, seine Maitressen durch eine Heirat anständig unterzubringen. Nun, er, der nachgerade über ein fürstliches Vermögen zu verfügen hatte, konnte sich den Luxus am Ende auch erlauben. Wenn man nur gleich gewußt hätte — Denn je eher, desto besser —

„Ah bah,“ sagte er laut, mitten aus seinen Gedanken heraus, „wieso sollt' es daran scheitern? Durchaus nicht, mein Kind. Und natürlich ein Gebildeter! Ich werde dich doch nicht einem Proletarier überlassen, nachdem du einmal — Und du hast's ja auch dazu, bist mir nur z u gebildet geworden in letzter Zeit. Laß doch einmal sehen! Ich sollte doch“ —

„Nein, nein!“ fiel sie ein, „so nicht, so nicht! Wenn ich einen lieb gewinnen könnte, hab' ich gemeint, dann — vielleicht — Aber so nicht!“

Der Professor zermurmelte etwas zwischen den Lippen. Als er eben seine Gänge durch das Atelier

wieder aufnehmen wollte, wurde draußen geklopft. Mieze schrak unwillkürlich zusammen. Nicht daß jemand kam, der sie hier sah, war ihr peinlich, — was lag daran? was lag ihr jetzt überhaupt noch an alledem? — nein, daß gerade jetzt männliche Schritte draußen hörbar geworden waren, wo sie eben von einem geredet hatten, der sie heiraten, der sie aus dieser unerträglichen Lage befreien sollte, das erfüllte sie mit einer Art von abergläubischem Schauer. Sie zitterte ordentlich. Der Professor hatte inzwischen, halb in Gedanken, „Herein“ gerufen. Er wußte gar nicht mehr, daß Mieze's Besuche hier einem feierlichen Versprechen gemäß hatten allezeit geheim bleiben sollen, daß er ihr zugesagt, von ihrem Modellstehen ebensowenig, wie von dem beiderseitigen Verhältnis überhaupt, je ein Wort zu einem Menschen zu reden. Das war so eine von ihren Launen gewesen und er hatte ihr nachgegeben, weil es ihm selber so paßte, weil er gern mit etwas Geheimnisvollem kokettierte, wenn befreundete Besucher vor seinem werdenden Bilde ihn nach seinem Nixenmodell ausforschen wollten. War Besuch gekommen, während Mieze da war, so hatte er sie jedesmal erst in sein nebenan befindliches Ankleidekabinett schlüpfen lassen, ehe er öffnete. Heute dachte er an das alles gar nicht mehr, und auch das Mädchen rührte sich nicht von ihrem Platze. Ohne es sich klar zu machen, hatten sie beide das volle Bewußtsein, daß seit heute alles mit ihnen anders geworden, alles zu Ende sei.

Der Eintretende war ein hochgewachsener, noch ganz junger Mann, der aber in seiner Haltung eine

Art von steifer Würde zeigte. Er war sehr schlank, hatte hochgezogene Schultern und ein blasses, ernstes Gesicht mit Augen, die hinter Brillengläsern etwas scheu und unbeholfen hervorblickten. Die bartlose, knochige Physiognomie deutete auf Stubenluft, Aktenstaub und Weltunerfahrenheit, es war aber durchaus nichts Jugendliches darin. Der junge Mann war sichtlich betroffen, in einen fast dunklen Raum zu kommen, das Mädchen sah er gar nicht. Mit einer etwas heiseren Stimme, die er durch häufiges Räuspern klarer zu machen bemüht war, sagte er: „Guten Abend, Papa. Ich muß vielmals um Entschuldigung bitten, daß ich dich störe. Du weißt, es ist sonst gar nicht meine Art. Aber Mama bat mich dringend — Sie meint, du hättest wohl vergessen, daß ihr heute Abend die Verabredung mit Bornfeldts habt, und Bornfeldt sei den ganzen Abend nicht zu gebrauchen, wenn man zu spät komme“ —

„Ja so!“ machte der Professor, aus seinen Gedanken auffahrend, „richtig! Das hatt' ich wieder einmal vergessen. Ich hatte da eine wichtige Besprechung — Fräulein Ebert, Harry; und dies hier ist mein Sohn, liebes Fräulein, mein Einziger — Ja, dann müssen Sie mich für heute wohl entschuldigen. Morgen reden wir die Sache zu Ende.“

Der junge Mann hatte sich erschrocken umgedreht und eine linkische Verbeugung nach der Stelle gemacht, wo Mieze saß. Er murmelte dabei etwas wie: „Gar nicht gesehen, — muß tausendmal um Verzeihung bitten, — meine Kurzsichtigkeit und diese merkwürdige Finsternis hier“ —

Mieze war aufgestanden. Es war nicht zu erkennen, ob sie Harrys Verbeugung erwiderte, sie griff nur nach ihrem Hut, den sie mit hastigen Fingern auf ihrem üppigen Blondhaar befestigte, und schloß die Knöpfe ihres Mantels über dem vollen Busen. Kein Wort kam über ihre Lippen. Da flammte das elektrische Licht auf, das der Professor geöffnet hatte, und seine Stimme klang durch den Raum: „Wir waren so in ein eifriges Gespräch vertieft, — es handelt sich darum, daß Fräulein Ebert mir oder vielmehr der Kunst ihr herrliches Haar preisgeben soll, — daß wir gar nicht bemerkt haben, es sei Zeit zum Lichtanzünden. Übrigens kennst du ja meine Vorliebe für die Schummerstunden, Harry."

Der junge Mann hatte sich beim Hellwerden im Zimmer unwillkürlich dem Mädchen zugewandt, um ihr noch einmal eine seiner eckigen Verbeugungen zu machen. „Ja, gewiß," stammelte er dabei, „nur meine Augen" — Er war sichtlich überrascht von Jugend und Schönheit des Mädchens, dem er sich so plötzlich gegenüber sah, und Mieze konnte das nicht wohl entgehen.

Aber sie zog rasch den Schleier über ihr Gesicht und sagte jetzt: „Ich muß bedauern, Sie so lange aufgehalten zu haben, Herr Professor. Ich wußte natürlich nicht — Guten Abend! Auf ein andermal also!"

Sie wollte an ihm vorüber dem Ausgange zu, aber er reichte ihr die Hand hin und so mußte sie wohl oder übel die ihre hineinlegen. „Ja, entschuldigen Sie mich für heute, bestes Fräulein," sagte er in seiner gewinnend liebenswürdigen Art. „Und morgen kommen

wir sicherlich zu einem Resultat, — ganz sicherlich. Harry, da du doch nicht mit zu Bornfeldts gehst, könntest du eigentlich Fräulein Ebert nach Hause bringen. Sie hat einen ziemlich weiten Weg und ich bin immer besorgt für junge Damen auf unserem abendlichen Straßenpflaster, — besonders, wenn sie nicht ganz abschreckend sind, — pardon!"

„Aber wo denken Sie hin!" warf Mieze ein, die bei dem Gedanken, sie könne nicht allein nach Hause gehn, laut auflachen mußte.

„Gewiß, gewiß," versicherte Harry dagegen mit einem gewissen, steifleinenen Ernst, „darüber ist gar nicht zu lachen, mein Fräulein. Die Unsicherheit auf unseren Straßen ist leider im Zunehmen begriffen. Man hat statistisch festgestellt, daß im letzten Jahre zweihundertdreiundsiebzig Attentate auf alleingehende Frauen mehr verübt worden sind, als im Vorjahre. Rechnet man dazu, daß der Prozentsatz arbeitsloser und obdachloser Existenzen neuerlich" —

„Um Gotteswillen," rief der Professor lachend dazwischen und hielt sich mit beiden Händen die Ohren zu, „verschone uns doch nur mit deinen grauslichen Zahlen, lieber Harry! Sie müssen nämlich wissen, bestes Fräulein, er arbeitet im statistischen Amte, er lebt und webt nur noch in Zahlen, wir alle sind nur Zahlen für in. Fräulein Ebert, mein Junge, würde in diesem Falle sehr viel erbauter davon sein, wenn du ihr versichern wolltest, daß es dir ein ganz besonderes Vergnügen bereiten würde, sie zu begleiten, — den Beweis der Notwendigkeit erspart sie dir gern."

Harry war sehr rot geworden. „Aber natürlich," stotterte er, „natürlich. Ich habe nicht geglaubt, daß dies erforderlich sei, zu versichern."

„Bravo!" sagte der Professor, „das war gut herausgehauen! Und nun, Fräulein, dürfen Sie es ihm nicht mehr anthun, seine Begleitung zu verschmähen. Also: auf Wiedersehn! auf Wiedersehn!"

Er drückte ihr nochmals die Hand, während sie den Blick nicht ein einziges Mal ihm zukehrte, dann machte sie eine leichte, zustimmende Kopfneigung gegen Harry und ging. Der junge Mann folgte ihr in sichtlich verlegener Hast. Er hielt immer noch seinen Hut in der Hand, als der Professor ihn durch die nicht ganz geschlossene Thür auf der Treppe sagen hörte: „Seien Sie, bitte, recht vorsichtig, gnädiges Fräulein, die Stufen sind so steil" —

Oswald Ehrenberg lachte halb behaglich, halb geringschätzig vor sich hin, während er seine Palette reinigte und seine Pinsel auswusch. Wann hätte er diesen Sohn überhaupt jemals ernsthaft genommen! Wie ihm dies Kuckuksjunge in's Nest gekommen war, — der Himmel mocht' es wissen. Ein so vollständiger Mangel an allem Genialischen war wohl noch nie erlebt worden, wie bei dem guten Harry. Es war gerade, als ob die Natur sich bei dem Vater gänzlich ausgegeben hätte, als ob ihr für den Sohn nichts übrig geblieben wäre. Freilich: er konnte ja seiner Mutter nachgeartet sein, diesem liebenswürdigen Typus beschränkter, philisterhaft-selbstzufriedener Engherzigkeit. Und die Mutter war ihm ja auch in aller Zärtlichkeit zugethan, wenngleich selbst sie gern etwas anderes aus

ihm gemacht hätte und sich nicht verhehlen konnte, daß er als Sohn des berühmten Nixenmalers ein merkwürdig abnormes Geschöpf und überhaupt ein recht mittelmäßiger Kopf war. Zum Vater hatte er überhaupt niemals ein Verhältnis gehabt, die beiden kannten sich eigentlich gar nicht. Harry fühlte seine Inferiorität oder besser seine Nichtzugehörigkeit ganz deutlich, er war schon als Knabe verschüchtert, linkisch und scheu dadurch geworden. Er wurde die Empfindung des bloßen Geduldetseins ebensowenig los, wie er sich darüber unklar blieb, daß man ihn übersah, mißächtlich behandelte, an seiner Stelle gern einen andern, einen Würdigeren gesehen hätte. Seine geistigen Fähigkeiten waren so gering, daß er nicht einmal auf der Schule ordentlich vorwärts kam. Man mußte davon absehn, ihn studieren zu lassen, wozu er auch gar keine Neigung bezeigte, und brachte ihn so früh als möglich in eine Subalterncarrière, für die er sich seiner ganzen Anlage nach eignete. Seine Pflichttreue, seine Gewissenhaftigkeit, der ruhige, solide Ernst seines Wesens ließen ihn hier ganz am rechten Orte erscheinen. Er fühlte sich befriedigt, erwarb sich die Anerkennung seiner Vorgesetzten und rückte sogar schnell vor. Jetzt mit dreiundzwanzig Jahren erwarb er soviel, daß er auf eigenen Füßen hätte stehen können.

Der Professor war nachdenklich geworden, während er sich das alles vor die Erinnerung rief. Dieser gute, beschränkte, brave Junge — Aber nein, pfui, das war etwas sehr Häßliches, was ihm da durch den Sinn ging. Das nicht, das denn doch nicht! Überhaupt wär' es zum

Lachen gewesen. Aber war seine eigene Ehe denn nicht auch zum Lachen? Man hätte es meinen sollen. Als blutjunger Akademiker hatte er die Tochter des reich gewordenen Mehlhändlers geheiratet, um nur seine Studien beendigen, um nur überhaupt leben zu können; ohne diese Ehe wäre er verhungert, im besten Falle verkommen, oder er hätte denn seiner Kunst entsagen müssen, was am Ende auf dasselbe herauskam. Mit Hülfe dieser Ehe aber war er geworden, der er jetzt war. Und seine Frau — Im Grunde hatte sich diese Frau, die älter war, als er, und die einst sterblich in ihn verliebt gewesen, gar nicht zu beklagen. Was sie heute war, war sie durch ihn, und was wäre sie ohne ihn geworden? Sie hatte freilich um diesen hohen Preis manches in den Kauf nehmen müssen, — aber sie hatte es ja gelernt; sie hatte sich überhaupt gelehrig erwiesen und war in ihre Stellung hineingewachsen, man wußte nicht recht, wie? Leicht mochte es ja nicht immer gewesen sein, die Frau eines schönen Mannes und zugleich die eines berühmten Künstlers zu sein, den die Weiber verhätschelten. Denn das war von jeher so gewesen: gesiegt hatte er immer und überall, nicht nur in der „Gesellschaft", sondern auch bei den Mädchen im Volke, gesiegt selbst dann, wenn er gar nicht gewollt hatte. Und anfangs hatte es an eifersüchtigen Szenen ja auch nicht gefehlt. Aber Oswald Ehrenberg hatte sie seiner Frau abgewöhnt, einfach dadurch, daß er ihr anheimgestellt hatte, sich von ihm scheiden zu lassen, wenn er ihr so nicht anstehe, wie er sei. Daß es je anders werden solle oder könne, hatte er ihr ehrlicher-

weise niemals versprochen, und damit war er zum Ziel gekommen. Sie hatten sich allmälich so gut miteinander eingelebt, daß es ihm thatsächlich niemals beigefallen war, an eine Trennung von ihr zu denken, im Gegenteil: er hätte sich eine bequemere Ehe gar nicht wünschen können. Sie gingen so nebeneinander her, ohne etwas Gemeinsames zu kennen, das sie miteinander verband, und die „Gesellschaft“ ließ sie seit langem gelten, wie sie waren. Oswald Ehrenberg blieb auch als Vater eines erwachsenen Sohnes, um den sich keiner kümmerte, der nirgends erschien und von dem die meisten überhaupt nichts wußten, der Unüberwindliche, dem die Jahre nichts anhaben konnten, seine Triumphe schienen nur noch zu wachsen. Er war berühmt wegen seiner Modelle, berühmt und beneidet; man munkelte sogar davon, daß vornehme Damen aus den höchsten Kreisen heimlich des Abends in sein Atelier kamen und daß er dann bei elektrischem Lichte die reizvollen Linien ihrer Arme, ihrer Schultern, ihres Nackens nachzeichnen durfte. Im übrigen waren so ziemlich alle Modelle zugleich seine Maitressen. Das hatte ihn niemals Mühe gekostet und er war sie noch immer auf gute Manier wieder los geworden, wenn er sie nicht mehr brauchen konnte, ohne allen Eklat, ganz freundschaftlich, meistens durch Geld; knausern war seine Sache nicht. Er würde auch die kleine Mieze los werden, nun er sich davon überzeugt hatte, daß sie ihm nicht mehr nötig, daß sie ihm sogar störend war, — auf die eine oder die andere Art, ohne daß es ihr das Herz brach. Und da sie ihm ja selber Mittel und Wege dazu angegeben

hatte — Noch einmal blitzte der gleiche Gedanke von vorhin durch Oswald Ehrenberg's Seele, dann machte er eine unwillig-abwehrende Bewegung. Weg damit! Er war nicht schlecht genug dazu, um das zu wollen. Er war überhaupt nicht schlecht, nur ein eitler, frivoler Genußmensch, der das Leben nahm, wie es war, genau so; — er trug keine Schuld daran, daß es nicht anders war, und es grämte ihn freilich auch nicht, im Gegenteil: man konnte es schon aushalten so, wie es war, und ein Narr, der sich's versagt hätte! Für Mieze aber würde man wohl einen andern finden.

Mit diesem Schlußgedanken verließ der Professor sein Atelier, um in seine unweit belegene Wohnung zurückzukehren. Er war ganz wieder guter Dinge geworden. —

Unterdessen waren Harry Ehrenberg und Mieze Ebert eine geraume Strecke durch die Straße nebeneinander her gegangen, ohne noch ein Wort zu sprechen. Mieze war ganz in ihre Überlegungen vertieft, machte ein sehr ernstes Gesicht und kümmerte sich um ihren Begleiter nicht. Dieser selbst war durch den Spott seines Vaters vorher wieder einmal völlig eingeschüchtert worden und die heiße Röte in seinem Gesicht hatte jetzt erst einer fahlen Bläſſe Platz gemacht. Hin und wieder warf er einen scheuen Seitenblick auf das junge Mädchen, das so ruhig neben ihm her schritt, als wäre er gar nicht da. Er fühlte ganz deutlich, daß es seine Pflicht sei, jetzt mit ihr zu reden, daß sie ihn im stillen für einen ausgemachten Tölpel halten würde, weil er es nicht that, aber gerade das machte ihn nur

noch verlegener und nun konnte er vollends kein Wort herausbringen. Alles mögliche überlegte er, was er ihr wohl sagen könnte, aber nichts wollte ihm gefallen. Nur jedenfalls nichts von seinen amtlichen Kenntnissen durfte es sein, darüber war er sich klar geworden. Und endlich sagte er mit einer ganz hülflosen Stimme: „Es ist ein recht milder Abend, nicht wahr, gnädiges Fräulein?“

Mieze wurde aus ihren Gedanken aufgeschreckt und lächelte. Sie hätte eigentlich gern laut aufgelacht, aber sie hatte zugleich das instinktive Gefühl, daß ihn das schwer kränken würde, und in ihrer Gutmütigkeit wollte sie das vermeiden; es that ihr schon leid, daß sie vorher über ihn gelacht hatte. Etwas Komisches war freilich an ihm, aber im Grunde gefiel er ihr trotzdem. Er war so ganz anders, als die Männer, die sie kannte; seine schüchterne, linkische Bescheidenheit hatte etwas Rührendes für sie. Und das war der Sohn solch' eines Vaters! Während sie erwiderte: „Ja, es ist ein sehr angenehmer Abend,“ mußte sie ihn daraufhin ordentlich neugierig betrachten. Seltsam! Er ähnelte Oswald Ehrenberg in keinem Zuge, er war eigentlich häßlich zu nennen, und wie schlecht er sich hielt! Aber man konnte ihm doch nicht gram sein. Mieze hatte sogar die Idee, er sei ein guter Junge und man müsse ihm ein bißchen auf die Sprünge helfen. „Sie sehen wohl Ihrer Mutter ähnlich?“ fragte sie ihn, „nicht wahr, Herr Ehrenberg?“

Und nun lächelte er; es war ein Lächeln, das gleichsam um Entschuldigung zu bitten schien. „Ich

glaube wohl," erwiderte er, „ein bißchen. Meinem Vater gar nicht. Und ich finde, das ist ganz gut."

„Ganz gut?" wiederholte Mieze überrascht.

„Ja, ich meine: da ich doch sonst so gar nichts von ihm habe, von seinem Genie, von seiner Begabung, da ist's gut, daß ich auch äußerlich nicht an ihn erinnere. Das würde ihm nur noch schmerzlicher sein und für mich auch noch mehr Demütigungen zur Folge haben, als so. Es ist ja für meinen Vater ohnehin schon eine schlimme Sache."

„Wieso denn?" fragte Mieze naiv.

„Nun, wenn man so berühmt ist, wie er, und dann einen Sohn zu haben, der gar kein Talent besitzt, gar nichts versteht — Denken Sie nur bloß: ich bin auch zu allem noch farbenblind!"

„Ist das die Möglichkeit!" fiel Mieze ein, die das Gespräch jetzt zu interessieren begann, „na, das ist ja aber doch nicht Ihre Schuld. Und wissen Sie, Herr Ehrenberg: wenn man ein braver, ehrlicher Mensch ist, das wiegt in meinen Augen viel mehr, als wenn man 'was Großes kann, — denn schließlich kann man dabei ja doch ein Lump sein und dann ist's auch gerade 'was Rechtes!"

„Ah!" machte Harry, dessen Gesicht sich zu röten begann, „ist das Ihr Ernst, Fräulein, Ihr wirklicher Ernst?"

„Na, das will ich meinen, daß das mein wirklicher Ernst ist!"

„Dann — dann danke ich Ihnen von ganzem Herzen dafür," sagte er und reichte ihr in seiner Ge-

fühlswallung die Hand hin, „es ist ein gutes Wort, Fräulein, und unsereins hat dergleichen manchmal nötig.“

Sie schlug ganz tapfer ein und sah ihm voll in's Gesicht. „So?“ machte sie nachdenklich, „ja, freilich, das kann man sich denken. Ein bißchen über die Achsel wird man dort wohl jeden ansehen, der nicht auch in der Welt berühmt ist, sondern bloß seine Pflicht thut. Als ob das nicht genug wäre! Und als ob man sich das so geben könnte! Ich finde überhaupt: das ist gar kein Verdienst, das kriegt man ja so ohne sein Zuthun in die Wiege gelegt; aber ein guter Mensch sein und seine Schuldigkeit thun, das ist 'was, dazu muß man sich selber bringen. Und es ist auch gar nicht immer leicht, im Gegenteil. Wissen Sie, Sie können ganz stolz auf sich sein, Herr Ehrenberg, Sie haben gar keinen Grund, sich zu verstecken.“

Auf Harry's Antlitz hatte die Farbe mehrfach gewechselt, während sie sprach. Jetzt stammelte er abwehrend: „Aber nein, so habe ich es ja gar nicht. gemeint, Fräulein. Ich bin ja gar kein guter Mensch, und mein bißchen Diensteifer — das kann doch nicht in Frage kommen. Ich wollte ja selber gern, daß ich 'was leisten könnte, daß mein Vater sich wenigstens meiner nicht schämen müßte!

„Dazu hat er auch gar keine Ursache!“ sagte Mieze mit großer Bestimmtheit.

Nun lachte er, — es war ein halb verlegenes, halb geschmeicheltes Lachen. Und beinahe schalkhaft klang seine Frage: „Ja, aber woher wissen Sie denn das, Fräulein?“

Mieze kam gar nicht aus der Fassung. „Ach was,“ sagte sie, „das sieht man Ihnen ja an.“

Und nun lachten sie alle beide, obgleich ihnen im Grunde sehr ernsthaft zu Sinne war. Harry war dies junge Mädchen, aus dem er in seiner Weltunerfahrenheit nicht klug werden konnte, äußerst interessant. Er war noch sehr wenig in weiblicher Gesellschaft gewesen. Immer hatte ihn die instinktive Furcht davon zurückgehalten, dort würde man ihn „aufziehen,“ ihn zur Zielscheibe des allgemeinen Witzes machen. Und er kannte ihn, diesen grausamen, vernichtenden Witz der Berliner Damenwelt, dem nichts heilig war. Den aus der Art geschlagenen Sohn des berühmten Nixenmalers hätte der wohl am wenigsten verschont. Hier aber war eine, die ihm Mut einsprach, die ordentlich mit Leidenschaft für ihn Partei nahm. Das that ihm wohl und machte seine Brust von ganz neuen, unbekannten Empfindungen schwellen. Er blickte förmlich stolz vor sich hin. Man brauchte ihn also gar nicht durchaus zu verachten oder zu verhöhnen. Seltsam, daß ihm das erst ein Frauenzimmer und zwar ein wildfremdes Frauenzimmer sagen mußte! Es kam ihm freilich vor, als wäre dies Mädchen ihm gar nicht mehr fremd, sondern eine altvertraute, liebe Bekannte, der er sein volles Herz schon hätte ausschütten dürfen. Wer sie nur eigentlich sein mochte?

Sie waren wieder eine Weile stumm durch die abendlich belebten Straßen weitergeschritten, als Harry sich endlich ein Herz faßte und fragte: „Sie — Sie wollen meinem Vater Modell stehen, Fräulein?“

Mieze mußte sich immer auf's neue erst besinnen, daß sie hier wirklich an der Seite eines Sohnes desjenigen ging, den sie eben verlassen hatte; es blieb ihr etwas Unbegreifliches. Sie hatte früher kaum gewußt, daß Oswald Ehrenberg einen Sohn hatte. Und nun solch' einen Sohn! Für sie blieb etwas seltsam Rührendes in der schüchternen Unbeholfenheit dieses jungen Menschen, sie hatte nicht gedacht, daß es dergleichen Exemplare auf dem Pflaster der Großstadt noch geben könne, am wenigsten, daß sie in der Nähe dieses Mannes gedeihen würden. Nun antwortete sie mit einiger Überwindung, aber ganz ehrlich: „Ich habe ihm schon Modell gestanden." Es war ihr selber merkwürdig, daß sie diesen jungen Menschen nicht belügen konnte.

Harry nahm es jedoch gegen ihre Vermutung ganz gleichmütig hin, was sie ihm gestand. „Ja," sagte er und betrachtete durch seine Brillengläser ihr Blondhaar, das üppig unter dem Hute hervorquoll, „das kann ich mir denken. Solche Haare! Die mögen meinem Vater wohl gefallen haben, das sind gewiß richtige Nixenhaare."

Sie hätte über seinen altväterischen Ernst am liebsten wieder laut aufgelacht, aber die Harmlosigkeit, die aus seinen Worten sprach, rührte sie. Er konnte sich also wohl gar nichts anderes denken, als daß sie ihre Haare dem Maler preisgegeben habe, er fand gar nichts Anstößiges oder auch nur Auffälliges dabei. Der gute Junge! „Es ist gar kein so angenehmer Beruf, Modell zu stehn, Herr Ehrenberg!" sagte sie bedeutungsvoll.

„Sind Sie denn darauf angewiesen?“ fragte er in unbefangener Neugierde.

Das machte sie einigermaßen verlegen. „Ja und nein,“ gab sie ausweichend zurück. „Jedenfalls werd' ich das Geschäft jetzt wieder aufgeben, — wenn's möglich ist.“

„Stehen Sie denn ganz allein in der Welt?“ Jetzt klang ungeheuchelte, warme Teilnahme aus seinen Worten.

„Ja,“ erwiderte sie herb. „Aber das ist im Grunde meine eigene Schuld und das ist auch das Schlimmste nicht. Auf die Menschen kann man ja doch nicht bauen.“

„Oh!“ machte er in bedauerndem Tone und räusperte sich und rückte an seiner Brille, „das — das sollten Sie aber doch nicht sagen, Fräulein. Das klingt so traurig, und Sie — Und ich meinerseits — Ich wollte sagen, Fräulein, wenn Sie z. B. von mir irgend einen Dienst verlangen wollten — Das ist ja natürlich nicht anzunehmen, aber ich meine nur: ich würde Ihr Vertrauen sicherlich nicht täuschen, und auf mich könnten Sie immerhin bauen — Und Sie sollten doch nicht so weltfeindliche, so menschenverachtende Gedanken haben, nachdem Sie mir vorher erst so gut und mutig zugeredet haben. Es thut mir wirklich leid, Fräulein Ebert, ganz aufrichtig leid.“

Es klang soviel gutmütige Traurigkeit aus seinen Worten, daß es Mieze ergriff. Sie mußte mitten auf dem Trottoir stehen bleiben und ihm die Hand geben. Und dabei sah sie ihm mit ehrlichem Dankgefühl in's Gesicht. „Sie sind ein guter Kerl,“ sagte sie unwillkürlich und, als er darüber lachen mußte, lachte sie mit

und, die hellen Thränen standen ihr an der Wimper. „Wir sind aber wirklich die reinen Kinder!" setzte sie hinzu und wischte sich die Tropfen mit einer energischen Handbewegung fort. „Da drüben in Nummer elf bin ich übrigens zu Hause."

„Ah! Schon?" fragte er.

„War's noch nicht lang' genug für Sie? Ich glaube, eine halbe Stunde sind wir reichlich gegangen. Aber es war wirklich sehr nett von Ihnen, Herr Ehrenberg. Haben Sie schönen Dank!"

Sie standen vor einem hochstöckigen, nüchternen Mietshause in einer der alten, schmalen Straßen der inneren Stadt. Harry sah unschlüssig daran empor, während er die Hand des Mädchens umschlossen hielt. Er wartete mit steigender Ungeduld auf etwas, das nicht kommen wollte. Schon sah sie ihn ganz verwundert an, daß er ihre Hand nicht losließ, als er mit hochrotem Gesicht stammelte: „Und wann — Ich meine: wir werden uns doch einmal wiedersehen, Fräulein Ebert."

„Das würde mich sehr freuen," erwiderte sie mit einem Kopfnicken. Sie fühlte ganz deutlich, daß ihm das nicht genügte, daß er eine bestimmte Zusage, wohl gar eine Verabredung oder doch einen Hinweis erwartete, wann und wo er ihr wieder begegnen könne, aber gerade deshalb that sie, als verstände sie ihn nicht. „Adieu, adieu," sagte sie noch einmal, riß ihre Hand los und lief in's Haus.

Harry war einen Augenblick hindurch wie betäubt, er stand immer noch da und wartete, daß sie zurückkommen sollte. Daß nun wirklich alles aus und vor-

bei sein könne, begriff er nicht. Diese abendliche Straßenwanderung an der Seite des Mädchens war für ihn ein Ereignis gewesen, ein Schicksal, — er wußte nicht, wie er es nennen sollte. Eine ganz neue Offenbarung war über ihn gekommen. Und nun sollte er nach Hause gehen, als ob gar nichts vorgefallen wäre, und hatte nicht einmal einen Anhalt dafür, daß er diesem Mädchen noch einmal in seinem Leben begegnen sollte. Das war seltsam und traurig zugleich. Wie ein Geschlagener, mit gesenktem Kopfe, ging er endlich zurück. Er war über sich selber erstaunt, daß er den Weg richtig gefunden hatte, ohne darauf zu achten.

*

In den nächsten Tagen verfolgte Harry Ehrenberg seinen Plan, Mieze wieder zu sehen, mit großer Konsequenz. Er ging abwechselnd stundenlang vor dem Hause, in welchem sich das Atelier seines Vaters befand, und vor dem, in welchem das Mädchen wohnte, auf und nieder, immer in der Erwartung, daß sie kommen würde, immer von dem heißen Wunsch, von der seligen Hoffnung erfüllt, sie müsse sich ihm zeigen. Aber sie kam nicht. Und allmälich geriet er darüber in eine Art von Fieber. Die Ungeduld, die Enttäuschung zehrten an ihm. Sein Kopf brannte, in seinen Schläfen hämmerte es, alle seine Pulse begannen zu glühen. Er hatte gar keinen anderen Gedanken mehr, als den an dies Mädchen; von diesem Gedanken wurde er beherrscht und umhergetrieben, wie ein Irrer. Er kannte sich selbst nicht mehr.

Und endlich faßte er sich ein Herz und ging in seines Vaters Atelier hinauf. Irgend ein nichtiger Vorwand diente ihm dazu, sein Kommen zu begründen. Aber er fand Mieze weder dort, noch konnte er irgend eine Spur davon entdecken, daß sie inzwischen einmal dort gewesen. Auch auf dem großen Bilde, das die Staffelei trug, sah er nichts, was an sie erinnerte, nicht einmal das Haar der schlummernden Nixe schien ihm das ihre zu sein. Da entschloß er sich, nach ihr zu fragen. Es konnte kaum auffallen, daß er sich erkundigte, ob sein Vater jenes Mädchen, das er damals hier angetroffen und dann nach Hause begleitet habe, inzwischen wirklich zum Modell benutzt habe.

Oswald Ehrenberg nahm diese Frage seines Sohnes auch wirklich sehr gleichmütig auf. Er war in bester Laune, schien völlig von anderen Gedanken beschäftigt und erweckte den Anschein, als erinnere er sich jenes Zusammentreffens kaum mehr. „Ja, richtig," sagte er, „die kleine Ebert meinst du. Nein, die habe ich nicht mehr „stehen" lassen. Sie paßte mir nicht recht. Ich bin etwas subtil, weißt du. Ich habe eine andere gefunden, eine — na, davon verstehst du nichts. Aber Glück muß man haben, und ich sage dir: es ist 'was Feines! Die kleine Ebert — na, mein Gott, sie war ein nettes Ding, aber schließlich doch immer eine Proletarierin. Habe sie übrigens gar nicht wieder gesehen, weiß nicht, wo sie steckt. Sie hat so ihren Kopf."

Damit war die Sache für den Professor abgethan und Harry ging wieder. Von nun an patrouillierte er nur noch vor Mieze's Hause auf dem gegenüber-

liegenden Trottoir auf und nieder. Er that das so beharrlich während jeder freien Stunde seines Tages, daß allmälich die Leute auf ihn aufmerksam wurden und man ihm hie und da aus den Kellerwohnungen anzügliche Worte zurief, die ihm das Blut in's Gesicht trieben. Und eines Abends sah er Mieze wirklich. Er war schon so daran gewöhnt, vergeblich hier hin und wider zu laufen, hatte so gar keine Hoffnung mehr gehabt, sie zu finden, daß er nun, wo er ihr jählings und unvermutet an der Straßenecke gegenüberstand, vor Vorlegenheit kein Wort herausbrachte und sogar leise zu zittern anfing, wie ein ertappter Verbrecher. Von seiner seit langem wohleinstudierten und oft genug im stillen wiederholten Anrede war ihm nichts mehr in der Erinnerung geblieben. Er vergaß selbst den Hut zu ziehen und, als er's endlich that, schämte er sich seiner früheren Unterlassungssünde so, daß er die Augen niederschlug.

Auch Mieze war sichtlich betroffen über die Begegnung, die doch schwerlich eine zufällige sein konnte. Sie wurde ganz rot, ob nun vor Zorn, oder vor Verwirrung. Und wie sie in ihrer zierlichen, etwas koketten Kleidung vor ihm stand, kam ihr plötzlich der Abstand zwischen ihr und diesem jungen, unbehülflichen Menschen da so ungeheuerlich vor, daß sie unwillkürlich herausstieß: „Wo kommen Sie denn her? Was wollen Sie denn hier?“

Es lag etwas in dem Tone ihrer Worte, was Harry jede Entgegnung abzuschneiden schien, ein Verweis, ein Befehl, — er wußte es selbst nicht recht. Sie

kam ihm heute ganz anders vor, als neulich, und er sich als ein frecher Straßenheld, der sich einer fremden, jungen Dame aufdrängen wollte und lästig dadurch machte. Alles Blut schoß ihm zum Herzen, kalte Tropfen perlten auf seiner Stirn. „Ich — oh," stotterte er, „ich — ich kam durch Zufall — Ich wußte gar nicht — Bitte um Entschuldigung, Fräulein!" Und dann ging er, um keinen Preis der Welt wäre er länger stehen geblieben; mit großen, hastigen Schritten eilte er davon.

Als Mieze ihm nachsah, mußte sie nun doch lächeln. Etwas wie Befriedigung, wie geschmeichelte Eitelkeit regte sich in ihr. „Ich glaube gar, der ist in mich verliebt," murmelte sie vor sich hin, als sie nach Hause ging, und sie wiegte sich gefallsüchtig dabei etwas in den Hüften. Als sie an einer Spiegelscheibe vorüberkam, warf sie einen herausfordernd-koketten Blick auf das Bild, das er ihr zurückgab. Zum ersten Male seit längerer Zeit trällerte sie wieder, als sie die Treppen zu ihrer Wohnung hinaufstieg. Wie sie dann Hut und Mantel dort ablegte, brummte sie aber schon ärgerlich: „Ach, das ist ja dummes Zeug. Das sollte mir auch noch gerade fehlen!" Dann dachte sie an Harry Ehrenberg nicht mehr. —

Der aber geriet seit dieser unglückseligen Begegnung, bei der er sich recht wie ein dummer Junge benommen hatte, vollends in einen Paroxysmus hinein, der ihn um den Verstand zu bringen drohte. Nachts schlief er nicht mehr, wurde von aufregenden Träumen geängstigt, von wildem Herzklopfen gequält. Tags ging

er umher, wie ein Mondsüchtiger. Dieser ruhige, verschüchterte, sich immer und überall bescheiden in die Ecken drückende Mensch wurde zu einem willenlosen Spielball stürmischer Leidenschaft. Im Bureau wußte man nicht mehr, was man aus ihm machen sollte, er war ganz verändert, man hielt ihn für krank. Und dabei folterte ihn nichts mehr, als das Bewußtsein, sich vor Mieze lächerlich gemacht zu haben. Er hatte sich in seiner Verschüchterung unglaublich dumm ihr gegenüber benommen, es wäre gar kein Wunder gewesen, wenn er es für immer bei ihr dadurch verscherzt hätte. Das mußte er wieder gut machen, je eher, desto besser, natürlich durch das Gegenteil dessen, was er gethan; er mußte sich mutig und selbstbewußt, mußte sich als ein Mann vor ihr zeigen. Das war's, was ihn unabläſſig stachelte, was ihm Glut durch die Adern jagte. Der Gedanke, daß sie ihn auslachte, daß sie ihn verachtete, sie ihn, dem sie so liebevoll Mut und Selbstvertrauen eingesprochen hatte, machte ihn rasend. Vor tausend in ihm sich kreuzenden Entschlüssen wußte er aber nicht, was er thun sollte. Alles fieberte in ihm. Wie ein Trunkener taumelte er endlich eines Abends durch die Straßen bis zu ihrem Hause.

Was er dort wollte, darüber war er sich selber nicht klar. Die Wanderungen vor ihrem Fenster hatte er seit jenem Zusammentreffen nicht mehr wiederholt. Nun hatte es ihn doch wieder magnetisch hingezogen. Aber er blieb nicht unten stehen, es jagte ihn vorwärts, er lief im Hause die Treppen hinauf, als würde er verfolgt. Ein paarmal stolperte er in der Dunkelheit,

schlug sich die Kniee wund, tappte sich weiter hinauf, ohne zu wissen, an welche Thür er pochen sollte. Endlich fand er sie aber doch. Im vierten Stock. „Marie Ebert“ stand dort auf einer angenagelten Visitenkarte, die er bei einem Streichholz entzifferte. Und nun klopfte er, ohne sich zu besinnen, ohne Atem zu schöpfen, ohne sich den Schweiß von der Stirn zu trocknen.

Und so sah Mieze ihn vor sich stehen, als sie verwundert die Thür öffnete, um zu sehen, wer da sei: mit glühendem Gesicht, mit keuchender Brust, zitternd, fassungslos, die Augen hinter den verschobenen Brillengläsern brennend auf sie gerichtet, — ein Betrunkener oder ein Wahnsinniger schien's zu sein. „Herr, mein Gott,“ rief sie, die Thürklinke in der Hand, „was ist denn los? Was wollen Sie denn?“

„Ich will zu Ihnen,“ sagte er, plötzlich ganz ruhig und bestimmt.

„Zu mir? Warum? Wer schickt Sie denn?“ Sie begriff noch immer nicht.

„Mich schickt niemand. Ich komme zu Ihnen, ich will Sie besuchen.“ Seine Stimme klang immer fester, seine Haltung wurde straffer, er gewann plötzlich die Herrschaft über sich selbst zurück.

Mieze aber wurde böse. „Was soll das heißen? Sie sind wohl toll. Alleinstehende Mädchen besucht man nicht, denk' ich. Für was halten Sie mich eigentlich?“

„Ich?“ Er sah sie mit so gutmütiger Verliebtheit an und erregte zugleich jetzt wieder einen so harmlos-los verschüchterten Eindruck, daß er sie rührte und auch erbarmte. „Wofür ich Sie halte? Für — Ach nein,

das will ich lieber nicht sagen. Aber beleidigen wollte ich Sie wahrhaftig nicht durch meinen Besuch, Fräulein Ebert. Ich — Ich hatte bloß den Wunsch, Sie endlich 'mal wiederzusehen, und weil man sich doch nirgends trifft — Und mein Vater wußte ja auch nichts von Ihnen. Und neulich auf der Straße hab' ich mich so albern benommen — Ach, Fräulein Ebert, wenn's möglich wär', daß wir 'mal wieder ein bißchen zusammen schwatzen könnten, — es war so nett damals — Aber Sie haben ja wohl recht: es paßt sich ja wohl nicht, daß ein Herr ein Mädchen besucht, das ganz allein wohnt — Ja, dann muß ich ja wohl wieder gehen, ich hatte gar nicht daran gedacht, ich dachte immer bloß, wie hübsch es sein müßte, und daß ich Sie doch nirgends sonst wiedersehen könnte — Seien Sie mir nur um Gottes Willen nicht böse!"

Mieze kämpfte schon lange mit sich. Sie wußte überhaupt kaum mehr, ob sie laut auflachen oder ihn entrüstet fortschicken sollte. Im Grunde war das alles doch furchtbar komisch. Dieser junge Mensch war ja so verliebt in sie, daß er wie Butter an der Sonne zerschmolz. Und er war wirklich von einer so unglaublichen, so rührenden Naivetät, daß er sich gedacht hatte, er könne sie nur so schlankweg abends besuchen, und dabei sei weiter nichts besonderes. Nein, daß es so etwas überhaupt noch geben konnte — in Berlin! Und dabei war er der Sohn eines Mannes — Man wurde ganz verdreht dabei, wenn man daran dachte. So ein guter Junge! Man hätt' ihn bei beiden Ohren nehmen und gehörig zausen und dann nach Herzens-

lust abküssen mögen für all' seine Unschuld und Unverdorbenheit. Und im übrigen ging es ja keinen Menschen etwas an, wenn sie ihn wirklich zu sich herein ließ; es würde nicht einmal einer merken, — und wenn selbst! Ein bißchen belohnt mußt' er doch schon werden. Und daß er unverschämt werden würde, war bei ihm gar nicht zu befürchten, — ganz abgesehen davon, daß sie sich in solchem Falle zugetraut hätte, ihn zur Raison zu bringen. „Ich will Ihnen 'was sagen, Herr Ehrenberg," brachte sie endlich hervor, „Sie sollen heute einmal hereinkommen dürfen, — auf 'ne halbe Stunde, versteht sich, — denn 'ne Sünde ist es ja wohl weiter nicht, aber das müssen Sie mir versprechen: wieder kommen dürfen Sie nicht. Das giebt's nicht."

„Wenn Sie es mir verbieten, Fräulein, dann versteht sich's ja ganz von selbst," sagte er mit einer gewissen Feierlichkeit.

„Also" — Und sie machte die Thür weit auf und ließ ihn herein. Es war eine mäßig große, einfach, mit kleinbürgerlicher Sauberkeit ausgestattete Stube, in die Harry trat. Über den Mahagonimöbeln spreiteten sich weiße, gehäkelte Decken, an der Wand über dem geblümten Kattunsopha hingen Öldruckbilder, hinter den Glasfenstern eines Schrankes sah man Tassen und Vasen mit goldener Verzierung. Überall lagen und hingen zwecklose Handarbeiten, die Mieze in ihren vielen Mußestunden gefertigt hatte, und gemachte Blumen standen in geschmacklosen Gefäßen umher und umkränzten die Bilderrahmen. In einem Alkoven neben-

an stand ein breites, blütenweißes Bett. Alles atmete hier eine Art von bescheidener Behaglichkeit aus.

„Setzen Sie sich man auf's Sofa," sagte Mieze, die in ihrem grauen Kleide heute allerliebst aussah, „es schadet gar nichts, wenn Sie die Decke ein bißchen verdrücken. Bloß meine Antimakassars dürfen Sie mir nicht ruinieren, die sind mein Stolz. Na, wie gefällt es Ihnen hier? Sie sind es natürlich anders gewöhnt."

Sie setzte sich auf einen Stuhl ihm gegenüber an den runden Sofatisch und legte die halb nur von den Kleidärmeln bedeckten, prächtig geformten Arme vor sich hin, den Oberleib etwas vorbeugend. Mit ihrem vollen Blondhaar und den Grübchen in ihrem frischen Gesicht war sie in dieser Stellung verführerischer, als je. „Oh," sagte Harry, der sich nicht anzulehnen wagte, sie aber immerfort anstarrte, „wie meinen Sie das? Nein, im Gegenteil: ich finde es hier sehr hübsch bei Ihnen. Und hier wohnen Sie nun also ganz allein?"

Mieze wurde rot. „Wer sollte denn hier etwa bei mir wohnen?"

„Nein, nein, natürlich nicht, ich meinte nur — Ich meinte: es muß Ihnen doch manchmal recht einsam und langweilig hier werden, Fräulein Ebert."

„Ach, mein Gott, ich hocke ja doch nicht den ganzen Tag hier."

„Ja so, freilich — Sie sagten, Sie wollten eine andere Beschäftigung, als das Modellstehen — Haben Sie eine gefunden, Fräulein?"

Mieze's Gesicht hatte sich bewölkt. „Nein," sagte sie herb und ablehnend, „noch nicht. Ich bin so ganz

herausgekommen aus allem. Und überall giebt's zu viel Bewerberinnen, nirgends zu wenig."

„Wissen Sie, Fräulein, ich werde mich um eine Stelle für Sie bemühen. Ich habe Hülfsquellen, ich werde zu allen Bekannten gehen und Sie empfehlen, ich" —

„Ach, bitte, lassen Sie das doch gefälligst sein!" unterbrach sie ihn in seinem freudigen Eifer unwirsch, „das erlaube ich Ihnen nicht, verstanden? Wie könnten Sie mich denn auch empfehlen? Sie kennen mich ja gar nicht. Und was würde das für ein Licht auf mich werfen, wenn ich mir von einem jungen Manne eine Stelle suchen ließe? Und was man von Ihnen wohl selber denken würde! Nein, Sie sind doch wirklich noch ein reines Kind, Herr Ehrenberg! Mit Ihrer Empfehlung würde ich mir ja von vornherein jede Stelle verscherzen, — daß Sie das nicht begreifen können!"

Auf seinem Gesicht hatte die Farbe wieder mehrfach gewechselt. „Ich möchte Ihnen aber doch zu gern irgend wie behülflich sein, Fräulein," sagte er in bittendem Tone.

„Ja, Sie sind ein guter Mensch, ich weiß. Solche, wie Sie, giebt's gar nicht mehr viele, am allerwenigsten unter den jungen Männern hier in Berlin. Aber lassen Sie man! Ich beiße mich schon ganz allein durch. Es ist ja bisher gegangen, — warum sollt' es nicht weiter gehn? Und Sie wissen ja gar nichts von mir; Sie sind überhaupt ein merkwürdig unbedarfter Mensch, man könnte glauben, daß Sie noch nie unter Menschen gekommen wären und gar nicht ahnten, wie es in der

Welt eigentlich hergeht. Ein reines Wundertier sind Sie für mich und besonders" — Sie unterbrach sich, stand auf und ging an ihren Schrank, um dort ein paar Gläser hervor zu holen und eine Flasche Bier dazu zu stellen. „Irgend 'was muß ich Ihnen doch vorsetzen," sagte sie, mit ihrer Schürze die Gläser auswischend. „Sie werden's freilich besser gewöhnt sein. Aber wir können doch 'mal zusammen anstoßen.

„Ach, Sie sind sehr freundlich," murmelte er, unruhig hin und her rückend, „zu freundlich, — wirklich. Darf ich nicht wenigstens die Flasche aufziehn? Erlauben Sie doch!"

Sie hatte sich schon gemüht, den Korken heraus zu bringen, nun reichte sie ihm mit einem erleichternden Seufzer die Flasche. Sie war ganz rot im Gesicht geworden vor Anstrengung, ihr Busen wogte. Harry hatte sie noch nie so verführerisch schön gesehn, wie in diesem Augenblicke, er geriet ganz außer Fassung dabei. „Wenn ich sie doch nur ein einziges Mal küssen dürfte!" dachte er und sein Atem ging rasch und knapp. Dann bückte er sich nieder und riß an dem Korkzieher, während er die Flasche zwischen den Knieen hielt, bis ihm die hellen Tropfen auf der Stirn standen. Endlich sprang der Kork knallend heraus. Im Triumph reichte er ihn ihr und beide lachten.

Als das Bier dann in den Gläsern schäumte, stießen sie miteinander an. „Auf gute Freundschaft!" sagte er mit einer Stimme, die von Erregung zitterte.

„Ja, aber aus der Entfernung!" erwiderte sie lachend, „Sie wissen doch."

Er setzte sein Glas, das er in der Verwirrung auf einen Zug leer getrunken hatte, klirrend nieder. „Das sollten Sie doch nicht sagen, Fräulein, das ist sehr grausam und kann doch unmöglich Ihr Ernst sein. Ich — sehen Sie: ich halte das ja gar nicht aus.“

Der Trunk, den er gethan, hatte ihn plötzlich mutiger gemacht, als vorher, und weil er das selber spürte, trank er auch das zweite Glas leer und stärkte sich an dem Bewußtsein, daß ihn jetzt keine ängstliche Scheu mehr befallen könne, so, daß er sich zu allem möglichen aufgelegt und fähig fühlte. „Reden Sie doch kein dummes Zeug!“ sagte Mieze.

Aber er wiederholte nur noch eindringlicher: „Ich sage Ihnen, ich halte es nicht aus, Fräulein. Sie kennen mich ja nicht, Sie können gar nicht wissen, wie es in mir aussieht. Und weshalb wollen Sie das denn auch, daß wir uns gar nicht wiedersehen sollen? Bloß weil es unpassend ist, wenn ich Sie besuche? Dann können wir uns ja anderswo treffen“ —

„Zum Beispiel: bei Ihnen, nicht?“ fragte sie und sah ihn stirnrunzelnd an.

„Aber Fräulein! Das werd' ich doch nicht verlangen! Hab' ich mich denn schon unpassend gegen Sie benommen?“

„Das würd' ich Ihnen auch nicht geraten haben!“ Sie reckte ihre vollen Arme.

„Nun also, also! Warum sind Sie denn nun plötzlich so furchtbar argwöhnisch? Vorher haben Sie doch gesagt, ich wäre anders, als die jungen Leute von heutzutage sonst.“

Sie stand auf, stemmte beide Arme in die Hüften und trat dicht vor ihn hin. „Was wollen Sie denn eigentlich von mir?“ fragte sie kurz und scharf, beinahe feindselig.

Das schüchterte ihn wieder ein. „Ich dachte ja bloß,“ murmelte er, „weil es heute hier so gemütlich ist, — wir könnten öfter, — wenn ich Sie nicht zu sehr langweile — In irgend einem Garten, wissen Sie — Für mich wäre es wirklich eine große Freude — Und das kann doch nichts Schlimmes sein.“

„So?“ machte sie gedehnt und setzte sich wieder und fuhr sich ein paarmal mit der Hand über die Augen hin, „meinen Sie? Es hat schon manches so angefangen, glaub' ich. Davon verstehen Sie ja wohl freilich nichts.“ Sie sah ihn sehr aufmerksam an. „Manchmal könnte man wirklich glauben, Sie wären ein ausgemachter Heuchler und verständen Ihr Verführerhandwerk aus dem ff — Gerade so, wie Ihr — Aber Sie haben zu ehrliche, unschuldige Augen dafür. Und im Grunde hab' ich Sie ja ganz gern, eben weil Sie so komisch unbedarft sind — Aber was Sie an mir finden, das möcht' ich wirklich wissen. Sie haben doch wahrhaftig Gelegenheit genug, mit ganz anderen Frauenzimmern sich zusammen zu amüsieren, als mit so einer, wie ich bin.“

Harry schüttelte mit treuherzigem Ernst den Kopf. „Ach, lieber Gott, nein, wahrhaftig nicht! Die, die Sie meinen, die lachen mich alle aus oder sehen mich über die Achsel an und behandeln mich wie einen, der nicht voll mitzählt. Die Sorte ist mir schrecklich zuwider.

Die sind alle so furchtbar gebildet und meistens auch noch talentvoll obendrein, und das sind die Schlimmsten. Ich kann Ihnen das nicht so sagen, Fräulein, aber so eine, wie Sie, die fehlt mir, die brauch' ich. Mit Ihnen könnt' ich ganz gut fertig werden, alle Tage möcht' ich mit Ihnen zusammen sein."

„Na, na, na," lachte Mieze, die schon wieder guter Laune geworden war, „man nicht so hastig! Sie mögen wohl mit netten Zierpuppen bekannt sein. Aber so ganz ohne höhere Bildung, wie unsereins, das ist doch auch wieder nichts. Auf die Dauer hält das nicht vor."

Oh," machte er und schlug sich auf die Brust, „das möcht' ich Ihnen doch 'mal beweisen, Fräulein, darauf sollten Sie's doch ankommen lassen. Was ist denn auch überhaupt „höhere Bildung?" Die hab' ich ja selber nicht. Ich hab' auf der Schule nichts lernen wollen und da haben sie mich wegnehmen müssen. Sie machen sich noch eine ganz falsche Vorstellung von mir, — bloß weil ich meines Vaters Sohn bin. Aber mein Großvater mütterlicherseits hat mit Mehl gehandelt, daß Sie's nur wissen, und der väterlicherseits war ein richtiger Stubenmaler, der seinen Sohn hat 'was Großes werden lassen wollen. Mit der Abstammung ist also gar nicht viel Staat zu machen."

„Sieh' 'mal an!" sagte Mieze, der das alles neu war. „Na, dann stoßen wir also noch 'mal an, Herr Ehrenberg! Trinken Sie den kleinen Rest man aus, ich habe genug. Und wissen Sie? Es wird schon spät. Sie müssen jetzt gehen."

„Oh!“ kam es in bedauerndem Tone von seinen Lippen, „wirklich? Schon?“ Er stand aber doch auf. „Nun?“ sagte er, sich über den Tisch vorlehnend und sie treuherzig anblickend. „Und bezüglich unseres Wiedersehens? Morgen? Übermorgen?“

Mieze lachte. „Was Sie für ein komischer Mensch sind! Meinetwegen. Warten Sie morgen Nachmittag gegen sechs auf mich an der Ecke, wo ich Sie neulich traf — Sie wissen doch? Ganz zufällig. Dann wollen wir zusammen spazieren gehn. In den Tiergarten. Sind Sie damit zufrieden?“

„Wie können Sie das noch fragen!“ Sein Gesicht leuchtete. „Tausend, tausend Dank!“ Er drückte ihre Hand so stürmisch zwischen den beiden seinigen, daß sie einen Wehelaut hören ließ. „Ach, verzeihen Sie,“ stammelte er dann verlegen hintennach, „aber Sie können mir glauben: ich bin so glücklich, so glücklich!“ Er preßte ihre Hand gegen seine Brust. „Und nun adieu! Ich möchte um alles in der Welt nicht — Also morgen! morgen!“

Er lief hinaus, vergaß seinen Hut, kehrte wieder um, setzte ihn sich im Zimmer auf, wurde rot und blaß vor Verwirrung, als er es bemerkte, und lief endlich, ihn in der Hand haltend, die Treppen hinunter, von wo man sein stolperndes Gepolter noch eine Weile herauftönen hörte. Als Mieze sich zum Fenster hinausbog, sah sie ihn unten auf der Straße immer noch barhäuptig hin eilen. „Ist das ein verrückter Kerl!“ sagte sie lachend und warf den Fensterflügel zu.

*

Anderen Tages lief Harry, der sich im Bureau eigens früher freigemacht hatte, schon um fünf Uhr an der bewußten Straßenecke auf und nieder. Es war ein schwüler Frühlingsabend, ein Gewitter lag in der Luft. Der Schweiß troff ihm von der Stirn, aber er fühlte sich wie über sich selber hinausgehoben. Große Entschlüsse reiften in seiner Seele. Manchmal, wenn er sich mit dem Taschentuch über die Stirn hin fuhr, hatte er eine Anwandlung von Schwäche, aber immer wieder rief er sich selber zu: „Ich setze es doch durch! Und wenn sie Himmel und Hölle gegen mich in Bewegung setzen!“ Einmal stampfte er sogar mit dem Fuße auf.

Endlich kam Mieze. Sie trug heute ein helles Kleid und hatte sich so zierlich zurecht geputzt, daß man hätte glauben können, sie wolle ihren Begleiter um jeden Preis berücken. Und doch hatte sie gar nicht daran gedacht; es war ihr nur natürliches Bedürfnis, sich zu schmücken, sie hatte Gefallen an sich selber, wenn sie gut aussah, und sie besaß Geschmack. Wenn man sie neben Harry Ehrenberg sah, der seinerseits nichts auf sein Äußeres gab, konnte man nicht vermuten, daß sie ein Mädchen aus dem Volke, er aber, der den unscheinbaren und unansehnlichen Eindruck eines schlecht besoldeten, kleinen Beamten erregte, der Sohn eines reichen und berühmten Malers war.

„Setzen Sie Ihren Hut man ruhig wieder auf!“ sagte sie munter, als er ihr mit einer respektvollen Höflichkeit entgegen kam, „so 'was braucht's zwischen uns nicht und macht sich bloß komisch. Ein Mädchen, das so mir nichts dir nichts mit einem jungen

Manne abends ausgeht, grüßt man nicht so. Das ist Gethue."

Harry that es weh, sie so sprechen zu hören. „Als ob ich vor irgend einer anderen mehr Respekt hätte, als vor Ihnen!" sagte er vorwurfsvoll. In seinem ganzen Wesen war heute noch mehr, als früher, eine Art von Zurückhaltung ausgeprägt, die sogar nahe an Steifheit und Feierlichkeit grenzte. Es war, als ob er ihr deutlich zu machen bestrebt sei, daß er sie durchaus als eine „Dame" betrachte.

„Wohin gehen wir?" fragte Mieze.

„Bestimmen Sie nur! Sie wollten ja in den Tiergarten."

„Es ist nur so furchtbar schwül."

„Dann lassen Sie uns fahren. Nachher steigen wir aus, wo's kühl ist und wo es uns gefällt. Ja?"

Er hatte schon eine Droschke angerufen und Mieze, die den Vorschlag „sehr nett" fand, stieg ein. Als sie ihr Kleid dabei empor hob, sah er zum ersten Male unter der Spitze eines weißen Unterrockes ihren Fuß, der in einem zierlichen Lackstiefelchen steckte. Es war ein auffallend schmaler, hochspanniger Fuß und Harry überfiel eine seltsame Lust, ihn einmal zwischen seine Finger zu nehmen und zu drücken. Es überschauerte ihn dabei. Als er neben Mieze saß, warer ganz blaß geworden.

Mieze war in fröhlichster Stimmung. Durch den Tiergarten mit einer Droschke zu fahren, — das gefiel ihr, das war etwas Neues für sie. Sie lehnte sich mit einer ihr natürlichen, vornehmen Anmut in den Sitz zurück, betrachtete sich die Menschen, kritisierte die

Toiletten und machte hunderte lustige Bemerkungen. Die Gesellschaft dieses jungen Menschen, der offenbar bis über die Ohren in sie verliebt war, beflügelte ihre muntere Laune nur. Harry konnte nicht genug über ihre natürliche Klugheit und den scharfen Witz staunen, die sich in all' ihren Äußerungen kund gaben, er mußte sich sagen, daß sie an Verstand ihm überlegen war. Aber was kam darauf an? Sie hatte so gar nichts Verletzendes in dem, was sie sagte, es war immer alles wie in Gutmütigkeit getränkt. Und wie hübsch sie war! Alle Leute blickten in ihren Wagen. Er konnte wirklich stolz sein auf solch' eine Begleiterin.

Sie hatten den Tiergarten schon nach verschiedenen Richtungen durchkreuzt, — einen Teil der Siegesallee, mitten zwischen den eleganten Equipagen der vornehmen Welt, durchfahren, waren nahe an der Luiseninsel vorüber gekommen und hatten jetzt den neuen See zu ihrer Linken. Ein paar Boote mit jungen Paaren darin schwammen auf den tiefgrünen Wassern, die die lichtbelaubten Wipfel der alten Bäume sich spiegelnd überwölbten. Über Harry kam eine weiche Stimmung und ein sehnsüchtiges Verlangen. „Fräulein Marie!" sagte er mit einem leisen Seufzer.

„Na, was ist denn?" fragte sie, der sein schmachtender Ton auffiel.

Er hatte etwas ganz anderes sagen wollen, antwortete nun aber: „Ich dachte mir, — wenn wir hier auch ein bißchen rudern wollten — Ich kann nämlich rudern."

„So? Ach, wissen Sie, das ist ja doch man ein schwaches Vergnügen und man verdirbt sich bloß

seine Sachen in den nassen, schmutzigen Dingern da. Lassen Sie uns doch fahren, das Fahren finde ich sehr hübsch. Langweilen Sie sich?“

„Ah!“ machte er, ganz entsetzt über diesen Argwohn. „Ich dachte nur — Es ist doch immer 'was Poetisches, finden Sie nicht, Fräulein Marie? Und dies junge, duftende Laub hier und die vielen bunten Blumen auf den Rasenplätzen und all' die fröhlichen, geputzten Menschen in den hellen Kleidern und die warme, weiche Luft, — man hat so ganz eine Empfindung von Frühling. Ich — ich muß Ihnen sagen, Fräulein, ich habe sie so noch nie gehabt, wie heute; dies ist die schönste Fahrt meines ganzen Lebens.“

„Na, na,“ fiel sie lachend ein, „Sie werden ja ganz schwärmerisch, so kenne ich Sie noch gar nicht.'

„Sie kennen mich überhaupt noch nicht ordentlich, Fräulein Marie, und ich möchte gern, daß Sie mich kennen lernten. Ich“ —

„Ach, natürlich kenn' ich Sie, besser, als Sie sich selber. Lassen Sie man gut sein! — Sehen Sie 'mal die Aufgedonnerte da drüben! Die fährt jetzt schon in eigener Equipage. Die kenn' ich noch, als sie bei uns im Laden bat und bettelte, man sollte sie nicht verklagen, weil sie ihr neues Paar Tricots nicht bezahlen konnte. Sie war beim Ballet im Viktoriatheater. Na, und jetzt? Sie ist immer weiter aufgestiegen, scheint's. Freilich: die Schminke muß sie jetzt ja schon fingerdick auflegen, so verlebt wird sie aussehn. Du lieber Gott was ist das für'n Leben! Aber so geht's zu in der Welt. Ehrlich und Anständig kommt heute nicht mehr

durch. Und wenn man sieht, wie gut man's haben kann mit 'n bißchen Leichtsinn — Na, davon verstehen Sie noch nichts, Herr Ehrenberg, — Gott sei Dank!"

„Aber es macht mich traurig, Sie so reden zu hören," fiel er in bekümmertem Tone ein. „So schlecht ist die Welt ja gar nicht, wie Sie denken, Fräulein Marie. Und ich möchte, daß Sie das erführen, daß ich Ihnen das beweisen könnte. Ich — ich habe ungeheure Lust dazu."

„Ja, Sie sind 'n guter Kerl," erwiderte sie und nickte dazu.

Sie waren weiter gefahren und hatten die Charlottenburger Chaussée durchquert, jetzt kamen sie an Charlottenhof vorüber. Es wurde immer dunkler, der Himmel hatte sich überdies mit schwarzen Wolken bedeckt und manchmal ließ ein Windstoß die Baumwipfel erschauern. „Wissen Sie 'was?" sagte Mieze plötzlich, „ich habe Hunger. Lassen Sie uns in den „Zelten" zu Abend essen. Und dann gehen wir nach Hause. Das ist dann ein ganz prächtiger Abend gewesen."

Harry war's zufrieden. Die Droschke hielt und sie stiegen aus. Sie gingen in einen der dicht nebeneinander liegenden Restaurationsgärten, die alle von Menschen wimmelten und von elektrischem Licht überstrahlt waren, suchten sich dort einen recht abgelegenen Tisch unter den Bäumen aus und riefen nach dem Kellner. Es war ganz behaglich, hier zu sitzen. Man hörte das Stimmengeschwirr der Gäste wie ein verworrenes Getöse herüberhallen, alles war frohe Bewegung und heiteres Leben; dazu war die Luft warm, wie im Hoch-

sommer, und manchmal wetterleuchtete es aus den dicht geballten Wolkenmassen im Westen. Dann ging es auch wie ein Zittern durch das Laub der Bäume.

Die beiden hatten sich etwas Warmes zu essen bestellt, tranken Bier dazu und stießen miteinander an. Sie waren guter Dinge. Mieze fand wiederum Gelegenheit zu allerlei Bemerkungen über die Anwesenden, die Harry manchmal laut auflachen ließen, erzählte in ihrem Berliner Dialekt, der hin und wieder noch in den echten Straßen-Jargon verfiel, lustige Schnurren und war ganz Frohsinn und Unbefangenheit. Harry wurde es immer heißer. Er hätte sich den Hemdkragen aufreißen mögen, die Luft hatte etwas Erstickendes für ihn. Dazu trank er weit mehr, als er gewöhnt war. Zuletzt wirbelte ihm schon alles im Kopf durcheinander.

Der Garten war leerer geworden, immer rascher folgten sich die Blitze aufeinander. Die noch an den Tischen beisammen saßen, waren meist junge Paare, die ein angelegentliches Flüstern begonnen hatten. Harry überlief es. Er hatte schon ein paarmal seine Hand ausgestreckt und wieder zurückgezogen, jetzt ergriff er plötzlich die Mieze's und umschloß sie fest. Sie sah ihn ganz erstaunt an. „Na?" fragte sie, ohne sich los zu machen.

„Fräulein Marie," fing er mit einer gewissen Feierlichkeit an, während alles um ihn her sich im Kreise drehte, „wenn ich nun denken muß, daß es bald wieder aus ist und es ist doch so schön gewesen und vielleicht werden Sie zum zweiten Male gar nicht mehr wollen — Es wäre doch furchtbar. Und zu

Ihnen kommen darf ich auch nicht. Deshalb möchte ich Ihnen lieber gleich heute und jetzt sagen, was ich Ihnen ja früher oder später doch sagen müßte, und es hat ja gar keinen Sinn, länger damit zu warten. Sehen Sie, ich kann es nicht mehr aushalten ohne Sie, Fräulein Marie, wirklich und wahrhaftig nicht. Und ich möchte auch gar nicht, wenn ich könnte. Denn ich habe Sie furchtbar lieb und mir ist bei Ihnen immer so zu Mute, wie sonst nie, — ich weiß nicht, wie ich Ihnen das sagen soll, — so eigentümlich, wohl und weh. Also geht es nicht anders, — ich meine: wenn Sie sich nur irgend dazu entschließen könnten, — denn ich — ich glaube, ich müßte wahnsinnig werden, wenn Sie partout nicht wollten, und Sie müssen ja auch einsehen“ —

„Herr Gott,“ unterbrach ihn Mieze, die ihm bis dahin mit halb offenem Munde aufmerksam zugehört hatte, „den Satz bringen Sie ja im ganzen Leben nicht zu Ende, Herr Ehrenberg!“

Harry nickte mit einem leisen Seufzer. „Ich glaube auch.“ Dann aber umschloß er Mieze's Hand, die sie ihm entziehen wollte, nur noch fester und sagte treuherzig: „Es ist ja auch gar nicht nötig, Fräulein Marie. Sie wissen ja, was ich sagen will, und wie ich es sage, das würde ja auf alle Fälle doch Unsinn werden.“

„Aber ich habe keine Idee,“ rief Mieze.

„Nein, ist das möglich! Heiraten will ich Sie, Fräulein Marie, natürlich heiraten. Denn ich möchte immer bei Ihnen sein, immer, mein ganzes Leben hin=

durch, und da giebt's ja nichts Besseres und überhaupt ist das doch der einzige Ausweg: heiraten!"

Er strahlte über sein ganzes Gesicht wegen des erleuchteten Gedankens, der ihm gekommen war. Mieze aber hatte ihm gewaltsam ihre Hand entrissen und sah ihn unmutig an. Ihre Stirn hatte sich in Falten gelegt. „Was ist das für dummes Zeug! Mit so 'was müssen Sie mir gar nicht kommen, Herr Ehrenberg, — sonst haben Sie's bald verspielt."

Nun wurde er wieder ganz blaß und starrte ihr betroffen in's Gesicht. „Dummes Zeug?" murmelte er in fragendem Tone. „Ja, glauben Sie denn, ich spaße? Bei Gott im Himmel, nein, mir ist ganz gehörig ernsthaft dabei zu Mute. Und überlegt hab' ich mir's schon reiflich genug, — die ganze letzte Nacht und dann heute in jeder Stunde. Und so ganz glatt geht es ja natürlich nicht ab, — im Gegenteil: mit meinen Eltern wird's wohl noch 'was auszufechten geben; die sind sich darin wenigstens gleich, daß sie beide schrecklich hochmütig sind. Aber was thut das? Und bei mir werden sie wohl bald einsehn, daß doch nichts zu machen ist, und mich geben sie am Ende auch ziemlich leichten Herzens auf, weil ich doch schon aus der Art geschlagen bin und ihnen keine Ehre mache. Jedenfalls ist das alles ja ganz gleichgültig, ich bring's schon zu Wege, so oder so. Wenn Sie also nur wollten, Fräulein Marie, — darauf allein kommt's an" —

Mieze begriff jetzt, daß er in vollem Ernst redete. Der Gedanke war ihr so ungeheuerlich erschienen, daß sie immer noch gemeint hatte, er wolle sich einen un-

passenden Scherz erlauben oder er habe zu viel getrunken. Es war aber etwas in seinen Worten, was sie über die Ehrlichkeit seiner Absichten aufklärte und ihr weiter keinen Zweifel ließ. Nun erschrak sie heftig. „Was soll denn das alles heißen?“ fiel sie ihm unwirsch in's Wort. „Sie — Sie wollen mich heiraten? Lassen Sie sich doch nicht auslachen! Das ist ja Unsinn.“

„Weshalb soll das denn durchaus Unsinn sein? Ich habe Sie doch furchtbar lieb, Fräulein Marie, ich kann ohne Sie gar nicht mehr leben, Sie sind gerade die Frau, die ich gebrauche, Sie können einen ganz anderen Menschen aus mir machen, — haben schon einen aus mir gemacht — Sie sind so schön und so gut und so klug und Sie verstehen mich und — Sie können's mir glauben: ich werde verrückt, wenn Sie nicht meine Frau werden, total verrückt!“

„Das sind Sie wohl am Ende jetzt schon,“ sagte Mieze, die nachdenklich und beinahe finster vor sich hinstarrte.

„Halb und halb, ja,“ gab er zu und lachte und griff aufgeregt wieder nach ihrer Hand und beugte sich vor, um ihr mit treuherziger Verliebtheit in's Gesicht zu blicken, „aber wenn man auch so vernarrt ist, wie ich! Und dieser herrliche Abend! Ach, Fräulein Marie, wenn Sie mich doch bloß ein klein bißchen lieb haben wollten!“

Während er ihre Hand mit scheuer Zärtlichkeit streichelte, wandte sie sich ihm zu und sah ihn an. Ihr war weich zu Sinne. So hatte noch nie ein

Mensch zu ihr gesprochen, — so ungekünstelt, so unverfälscht. Das war unzweifelhaft echt, das war heißes, wahres, tiefes Empfinden, — sie fühlte es. Und es rührte sie, es wehte sie daraus an, wie ein reiner Hauch aus vergangener Zeit, es stimmte sie unsäglich wehmütig. „Eben weil ich Sie wirklich ein bißchen lieb habe," sagte sie, ihm mit fast mütterlicher Zärtlichkeit über das dünne, schlichte Haar streichend, „deshalb weiß ich ja und sag' es Ihnen, daß es Unsinn wäre, barer Unsinn, und daß daraus nie, — hören Sie wohl, Sie Kind! — nie etwas werden kann."

„So?" machte er gedehnt und sah sie ungläubig, beseligt von ihrer Berührung und beinahe verschmitzt an, immer noch ihre kleine, weiche Hand haltend und streichelnd, „so? Und warum denn nun eigentlich nicht, wenn man fragen darf?"

„Weil es ein Unglück wäre, — weil es nicht geht, — weil ich nicht will," rief sie ungeduldig.

Er schüttelte den Kopf. „Wenn Sie mich lieb haben, — das ist mehr, als ich eigentlich erwartete, — dann kann es ja gar kein weiteres Hindernis mehr geben. Dann lasse ich Sie auch nicht mehr. Was bilden Sie sich denn nur ein? Ich bin imstande, Sie zu ernähren, — von meinen Eltern brauche ich gar nichts dazu, — nicht einmal ihren Segen. Oder bin ich Ihnen zu schlecht?"

„Reden Sie nicht so dumm!" warf sie ärgerlich ein. „Zu schlecht! Überhaupt: was soll das Reden? Das führt zu gar nichts. Ich will eben nicht. Zu schlecht! Dann müßt' ich Ihnen doch wohl eher zu schlecht sein."

Er lachte. „Ist das 'ne Idee! Sie passen so gut zu mir, wie kein Mädchen in der ganzen Welt, begreifen Sie das denn noch immer nicht? Wer Ihre Eltern sind und wieviel „Bildung" Sie etwa haben, ist mir dabei furchtbar egal. Nein: je weniger, desto besser sogar. Ach, Marie, — liebe Marie, machen Sie doch keine langen Vorreden, sagen Sie: ja! Verdient hab' ich's ja nicht und tausendmal zu schade sind Sie für mich, — ich weiß das ja alles, — aber weil ich Sie doch so schrecklich lieb habe — Und loslassen thu' ich Sie ja doch nie wieder!"

„Sie werden wohl schon müssen!" sagte sie herb. „Denn es ist nichts mit uns, ein für allemal nichts. Hören Sie doch auf mich! Und übrigens kennen Sie mich ja auch gar nicht."

„Was brauche ich Sie denn noch weiter zu kennen?" fragte er mit ganz verzagter Stimme.

„So? Meinen Sie, das wäre nicht nötig? Ach, Sie Kind! Na, dann will ich Ihnen 'mal 'was sagen" — Sie stand auf und rückte sich ihren Hut zurecht und griff nach Schirm und Handschuhen, und während sie das alles that, sagte sie mit harter, klangloser Stimme langsam, jedes Wort gleichsam von den Lippen fallen lassend: „Ich bin keine, die man heiratet, — am wenigsten ein Mann, wie Sie, Herr Ehrenberg! Das ist vorbei."

Auch er war jetzt aufgesprungen, bleich, zitternd, mit glühenden Augen, die ihm aus dem Kopfe zu springen schienen. Seine beiden Hände stützten sich schwer auf die Tischplatte. „Ist das wahr?" brachte er mit ersterbender Stimme heraus.

„Jawohl, freilich ist das wahr.“ Sie stieß eine kurze, heisere, bittere Lache danach aus. Und als er nichts mehr entgegnete, sondern nur mit einem leeren, trostlosen Blick vor sich hin starrte, fügte sie hinzu: „Und nun wollen wir nach Hause gehn. Es ist spät geworden.“

Sie rief den Kellner und bezahlte, was sie verzehrt hatte, ohne daß er Einspruch erhob. Dann that auch er das Gleiche, und sie gingen. Noch immer hatte er kein Wort gesprochen. Langsam schritten sie nebeneinander her, er gesenkten Kopfes, mit hängenden Schultern, wie von einer unsichtbaren Last niedergedrückt. Manchmal hörte sie seinen tiefen, etwas röchelnden Atem. Dann wieder machte er mit der Hand eine Bewegung in der Luft, wie wenn er etwas weg schöbe oder verscheuchte, und ein paarmal nickte er mit dem Kopfe, der ihm dabei noch tiefer auf die Brust herab fiel. Ihr war das alles unbehaglich, beinahe unheimlich. Der gute Junge nahm es doch furchtbar schwer. Ein und das andere Mal versuchte sie, ein Gespräch anzuknüpfen; sie sprach von der Schwüle, von dem weiten Wege, von dem schlechten Pflaster, aber er gab ihr keine Antwort. Da schwieg auch sie. Aber plötzlich fing er mitten aus seinen Meditationen heraus zu reden an. „Schließlich,“ sagte er, mit der Hand gestikulierend, „ist das ja alles doch bloß etwas Äußerliches, was man uns eingeimpft hat. Schlecht sind Sie deshalb noch lange nicht, — im Gegenteil. Die jungen Mädchen bei uns, die es bloß auf's Heiraten abgesehn haben und immerfort kokettieren und sich auf den

Bällen mit ihren Reizen zur Schau ausbieten, wie auf einem Sklavenmarkt, die sind im Grunde ja viel weniger jungfräulich und rein, als das Mädchen aus dem Volke, das der Versuchung erlegen ist, vor der sie keiner schützt, so wie jene anderen. Es kommt ja doch eigentlich bloß auf die seelische Reinheit an, auf nichts anderes. Und wenn man bedenkt" — Er wandte sich plötzlich Mieze zu. „Fräulein Marie," sagte er mit einem weichen, wehmütigen Ton, „lieben Sie einen anderen?"

„Nein," erwiderte sie überrascht.

„Haben Sie — mit einem anderen ein Verhältnis? Jetzt noch, mein' ich?"

„Nein," sagte sie wieder.

„Dann — dann kann ja alles noch gut werden," stammelte er halb in freudiger Erregung, halb nachdenklich, wie wenn er sich mit seiner schwerfälligen Art immer noch nicht durch das Ungeheuerliche ganz hindurcharbeiten könne, das über ihn gekommen war; „wenn Sie innerlich frei sind — und innerlich rein sind Sie ja doch auch, darüber bin ich ganz sicher, — dann ist's doch bloß noch meine Sache, ob ich mich mit dem anderen abfinden will, ob ich darüber weg kann."

„So?" fiel sie ihm mit plötzlich entrüstetem Tone in's Wort, „na, das wäre! Ich denke: ein bißchen habe ich doch auch wohl noch dabei zu sagen. Und wenn ich nicht will und wenn ich nicht d'rüber weg komme, dann ist's eben aus und vorbei. Ja, das könnte mir fehlen und das sieht ganz nach euch Mannsbildern

aus, einem aus Mitleid, Gnad' und Barmherzigkeit das Geschehene nachzusehen und das Vergangene vergangen sein zu lassen — Nein, danke, ich mag nicht. Ich brauch' solche Großmut nicht, und es wär' auch bloß eitles Geflunker damit. Nachher käm' doch die Stunde, wo's einem vorgeworfen würde, und dann mag Gott wissen, was man alles zu hören kriegte. Und dann würd's womöglich noch zum Vorwand genommen, daß man's selber auch nicht besser zu treiben brauchte, — früher oder später!"

„Fräulein Marie!" rief er ganz entsetzt dazwischen.

Sie zuckte die Achseln. „Na, besser sind Sie ja, als die meisten anderen, viel besser sogar, Herr Ehrenberg. Aber schließlich: ein Mann sind Sie doch auch bloß. Und die sind nun 'mal so. Das ist ja auch vielleicht gar nichts Schlimmes, sondern gehört sich so. Ich will's aber nicht d'rauf ankommen lassen und will auch nichts aus Mitleid, — am allerwenigsten von Ihnen. Was ich gethan habe, das hab' ich gethan und die Folgen will ich nun auch tragen."

Sie sagte das letzte mit so trotziger Entschiedenheit, als ob jedes weitere Wort dagegen ihm abgeschnitten sein sollte. Und so faßte er es auch auf. Er schritt gesenkten Kopfes wieder schweigend eine Strecke weit fort. Dann sagte er: „Wir bringen's jetzt nicht zu Ende, Marie. Es läßt sich so viel darüber reden und wir werden uns heute doch nicht mehr klar, wir sind beide zu aufgeregt. Wir müssen erst ruhiger werden und uns dann alles überlegen; dann werden wir auch wissen, was wir zu thun haben. Und ich werde

kommen, um es Ihnen zu sagen. Ich darf doch kommen?“

„Meinetwegen,“ sagte sie, „aber es hat ja eigentlich keinen Sinn. Bei Tage bin ich übrigens nie zu Hause, Sie müssen schon in der Schummerstunde kommen, wenn Sie mich treffen wollen. Und 'was anderes werden Sie doch nicht von mir zu hören bekommen, als heute.“

„Wer weiß?“ murmelte er, vor sich hin grübelnd, ohne sie anzusehen. Dann legten sie schweigend den Rest ihres Heimweges zurück. Immer noch durchflammte greller Blitzschein hin und wieder die dunklen Wolkenmassen zu ihren Häupten, und jetzt ging auch ein lauer Regen in leisem Tropfenfall nieder. Mieze hatte ihren Schirm aufgespannt und, da Harry keinen bei sich trug, rief sie ihn zu sich unter den ihren und nahm ohne weiteres seinen Arm. Sie fühlte ganz deutlich, daß ihn ein leises Zittern bei ihrer Berührung überlief, und auch in ihr selber stieg nun etwas auf — sie wußte nicht gleich, was? Es war etwas, das sie vorher noch nicht gekannt und nicht empfunden, eine Sehnsucht, ein heißes Verlangen, eine süße Begierde. Es versetzte ihr den Atem, klopfte ihr in den Schläfen, ließ ihr Herz unruhig, beinahe wie schmerzhaft hämmern. Ihr Schritt verlangsamte sich unwillkürlich, fest lag ihr Arm in dem seinigen, ihre Schulter drängte sich an die seine. Innig aneinander geschmiegt kamen sie vor Mieze's Hause an. Da suchten ihre Augen die seinigen; ein sonderbares Brennen lag darin. Ihr Atem ging rasch, auf den halb geöffneten Lippen,

welche die frische Kühle des Regens zu trinken schienen, lag eine unausgesprochene Frage.

Harry aber las sie nicht oder verstand sie nicht. Nur die Finger des Mädchens preßte er zwischen den seinigen, als ob er sie zerbrechen wollte. Und Mieze ließ es sich gefallen. Sie stand immer noch vor der Hausthür, obgleich der Regen jetzt heftiger niederrauschte, und schien auf etwas zu warten, das nicht kommen wollte. „Gute Nacht, Marie,“ sagte er endlich, „und auf Wiedersehn!“

„Gute Nacht!“

Nun ging er wirklich. Es war ihr ganz wunderlich, daß er's that, und sie stand noch eine Weile unter der Thür und sah ihm nach, die Straße hinunter. Daß er jetzt gehen konnte und so! Und seine letzten Worte hatten ganz ruhig und fest geklungen. Aber freilich: gezittert hatte er ja vorher doch und wenn sie ein Wort gesprochen hätte — Doch das war's eben: ihm von selber kamen nicht solche Gedanken. Er wollte sie ja heiraten, er meinte es ganz ehrlich und rechtschaffen in seiner drolligen Verliebtheit. Drollig und rührend, — das war sie, beides zugleich.

Und nun stieg Mieze die Treppen bis zu ihrer Stube hinauf. So langsam war sie die noch niemals gestiegen. Es stimmte sie doch sehr nachdenklich und eigen, daß dieser junge Mensch sie heiraten wollte, — sie! Und es war sein Sohn! Da lag's gerade: deshalb konnte es auch niemals sein. Aber wie sonderbar sich das alles gefügt hatte! Man konnte wirklich d'rüber lachen. Damals war sie bei ihrem Verführer

gewesen, um ihm zu sagen, so könne es nicht weiter gehn mit ihnen beiden, und ganz ernstlich hatten sie dann die Idee erwogen, daß Mieze heiraten müsse. Und nun — Was Oswald Ehrenberg wohl dazu sagen würde!

Ein leises Lachen quoll über ihre Lippen, als sie in ihrem Zimmer angelangt war und ihre Sachen abgelegt hatte. Es war aber auch zu komisch. Sie lehnte sich zum offenen Fenster hinaus, um noch eine Weile die erquickende Frische einzuatmen. Der Kopf brannte ihr, sie hätte doch noch nicht schlafen können. „Frau Harry Ehrenberg," dachte sie, „und *seine* Schwiegertochter!" Und wieder mußte sie lachen. Diesmal war's aber kein unbefangenes, kein natürliches Lachen mehr. Sie hatte eine peinvolle Empfindung dabei, die sie nicht unterdrücken konnte. Pfui, nein, das konnte sie niemals thun. Diesen guten, ehrlichen, braven Jungen betrügen, der so bis über die Ohren in sie verliebt war, so tief bekümmert gewesen war, als sie ihm eingestanden, sie sei keine mehr, die man heiraten könne, und der sie trotzdem noch heiraten wollte, — das war unmöglich. Sie mußte ihm, wenn er wiederkam, sagen, wie es gewesen war, mußte ihm zurufen: „Ich kann nie Ihre Frau werden, denn ich bin die Maitresse Ihres Vaters gewesen!" Und dann würde er gehn und niemals wiederkommen.

Es war im Grunde recht schade. Sie hatte ihn wirklich gern. Es war etwas in ihm und an ihm, was sie rührte und reizte. Seine Unverderbtheit, seine Geradheit, seine rücksichtsvolle Scheu, — das alles gefiel ihr, es entzückte sie sogar. Warum hätte sie nicht

seine Frau werden sollen? Etwas besonders Großes war er ja auch nicht. Und wenn er sich an seine Eltern nicht kehren wollte und wenn er wirklich keinen Anstoß daran nahm, daß sie schon einmal einem anderen gehört hatte, was gab es dann noch für Hindernisse? Sie wäre gewiß sehr glücklich mit ihm geworden. So ein herzensguter Mensch, wie er war. Und eigentlich gar nicht häßlich, im Gegenteil; nur ein bißchen hager und blaß, aber das würde sich schon geben, wenn sie ihn nur ordentlich pflegte, und das wollte sie schon. Und sie würden ganz still und vergnüglich und behaglich miteinander leben. Vielleicht würden sie Kinder haben, am liebsten lauter Jungen, denn mit den Mädchen war's so eine eigene Sache —

Mieze trat mit einer hastigen Bewegung vom Fenster zurück. Was das nun wieder für ein Unsinn war! Da stand sie und sinnierte über das, was alles werden sollte, wenn sie erst Harry Ehrenberg's Frau war, und dabei wollte und konnte sie seine Frau gar nicht werden und hatte sich das ja eben selber klar genug gemacht. Sie war wie in einem Rausch. Freilich: es war auch eine tolle Geschichte und hätte einen schon halb verrückt machen können. Daß es nun gerade *sein* Sohn war! Es war aber dummes Zeug, darüber länger nachzugrübeln. Am besten war's, sie ging zu Bett.

Und das that sie nun auch. Sie zog sich aus und legte sich nieder. Das Fenster ließ sie aber offen, damit es kühl im Zimmer blieb, denn noch immer war's ihr merkwürdig heiß, das Blut jagte ihr jetzt

sogar wilder und stürmischer durch die Adern, als vorher. Schlafen, — sie wollte schlafen. Die beiden Arme unter dem Kopf verschränkt, mit halb entblößter Brust lag sie da, die Augen geschlossen, die Glieder gedehnt. Und draußen rauschte und rieselte in gleichmäßigem Fall der Regen nieder. Es war eine einschläfernde Musik; aber Mieze konnte nicht schlafen. Rastlos wirbelten die Gedanken in ihr um. Und immer war's der nämliche Punkt, um den sie kreisten, und immer lauter sang ihr das Blut in den Schläfen. Etwas Mahnendes war in seinem Gesang. Es stimmte ein altes Lied an, zu dem das Herz den Takt hämmerte, und das Lied hieß: „Genieße, was man dir darbietet, ohne Skrupel, ohne Besinnen, ohne Selbstanklage, genieße! Du kannst glücklich werden, — werde glücklich! Weshalb willst du darben, verschmachten, entbehren? Kein Mensch und kein Gott entschädigt dich dafür. Greif' zu! Wenn du jetzt zögerst oder dich weigerst, klopft das Glück niemals wieder an deine Thür. Und weshalb wolltest du auch verzichten? Du machst ja auch ihn dadurch unglücklich, wenn du es thust, und du selbst — was hast du zu erwarten? Einsamkeit, Armut, — vielleicht Schande und Elend. Das ist alles. Und nur, weil jener freche Wüstling dich einst bethört hat? Harry hat ja gesagt, du wärest trotzdem rein und reiner, als die hochmütigen Jungfrauen der feinen Welt, die da mit ihren Reizen auf den Männerfang ausziehen, wenn sie auch niemals wirklich „fallen". Und hat er nicht recht? Wenn auch dein Leib entweiht ist, deine Seele ist es nicht. Ein Verbrecher hat dich um ein kostbares

Gut bestohlen, — Fluch über ihn um deswillen! Aber du hast ihn nicht geliebt und hast keinen geliebt bis heut, du hast dich nicht in Liebe und nicht aus Sinnendrang hingegeben; es war ein Rausch, in den man dich versetzt hatte, um dich berauben zu können, und dann war's der Zwang, den er über dich ausübte, der dich weiter trieb, immer weiter. Jetzt liebst du zum ersten Male und diese Liebe wird dich entsündigen, sie macht dich frei. In der reinen, starken Liebe dieses Mannes liegt etwas Heiliges, etwas, das göttliche Kraft hat. Du wirst wieder jungfräulich durch diese jungfräuliche Liebe. Weshalb zauderst du also? Du hast ein Recht an das Glück, und der heiße Drang nach Liebe, der jetzt zum ersten Male mahnend und stürmisch in dir erwacht ist, fordert Erfüllung. Greif' zu! Besinne dich nicht lange! Genieße!"

So gingen unablässig die geheimnisvollen Stimmen um, die aus dem Rauschen und Sausen des Blutes, aus dem Klopfen und Hämmern des Herzens zu dem Mädchen redeten, während sie schlummerlos in ihren Kissen lag und Stunde um Stunde von der Turmuhr draußen verkündigen hörte, mitten durch das rastlose Fallen und Rieseln des Regens. Nicht Worte waren es, die sie vernahm, und nicht in Worte hätte sie es fassen können. Nur wie ein unklares, verworrenes Gewoge zog es durch ihre Seele hin. Sie fühlte das alles, ohne daß sie es auszusprechen vermocht hätte, am wenigsten vor einem anderen, aber auch nicht einmal vor sich selber. Und weil sie es fühlte, war ein mächtiger Drang in ihr nach Leben und Liebe und

ein heißes, süßes Verlangen, das keinen Namen für sie hatte, von dem sie aber wußte, daß es noch niemals gestillt worden war. Und nun konnte es gestillt werden.

Graues Zwielicht durchdämmerte bereits den von jagenden Wolkenmassen überdeckten Himmel, als Mieze endlich in einen leichten Halbschlaf verfiel.

*

Es gingen drei Tage hin, ohne daß Harry sich hätte sehen lassen. Wenn die Dämmerstunde herankam, geriet Mieze jedesmal in Aufregung. Würde er kommen? Und was würde er ihr zu sagen haben? Sie lauschte nach der Treppe hinaus, sie blickte auf die Straße hinunter, alle Augenblicke glaubte sie seinen Schritt, diesen scheuen, etwas schleichenden Schritt zu hören, den sie nun schon so gut kannte. Aber er kam nicht. Mieze begriff das nicht. Es sah ihm so gar nicht ähnlich, daß er jetzt fortblieb; selbst wenn er zu dem Schlusse gelangt war, daß sie beide wirklich niemals zusammenkommen konnten, hätte es seiner Art entsprochen, daß er kam, um ihr das ehrlich und offen einzugestehen. Weshalb that er es nicht? War er etwa gar krank geworden? Oder fürchtete er sich vor ihr und vor seiner eigenen Schwäche, wenn er sie wiedersah? Das war gewiß unnötig. Sie hatte ihm ja gesagt, daß er und sie nicht für einander taugten. Und sie würde nicht wankend werden in ihrem Entschlusse, er mochte ihr nun sagen, was er wollte.

Tagsüber wenigstens war Mieze ganz fest in ihrem Vorhaben, sich Harry zu verweigern, gerade weil

sie fühlte, daß sie ihn liebte und immer mehr lieben lernen würde. Und je länger er ihr fern blieb, desto unerschütterlicher glaubte sie selber an ihren Entschluß. Nachts freilich kamen ihr immer wieder Zweifel, Mahnungen und weiche, heiße Empfindungen, derer sie nicht Herr werden konnte. Sie kämpfte einen schweren Kampf in sich. Manchmal war's ihr, als sei sie tags und nachts gar nicht dieselbe mehr, es war, als ob in ihrer Seele zwei Gewalten mächtig gegen einander anrängen und keine könnte den Sieg davontragen, denn kaum war er errungen, so war die unterlegene schon wieder die mächtigere geworden. So wuchs die Aufregung in ihr und sie harrte der Stunde entgegen, wo Harry kommen würde, wie einer Erlösung. Es war etwas Verzehrendes in dieser Unruhe. Was er auch bringen mochte, er würde wenigstens die Entscheidung bringen oder sie doch herbeiführen. So ertrug sie es nicht lange mehr.

Was nach der Entscheidung freilich werden sollte, wußte sie nicht. Tagsüber mühte sie sich nach wie vor, eine Stellung, ein Unterkommen, einen Lebensunterhalt zu finden. Überall fand sie nur verschlossene Thüren. Es gab weit mehr Bewerberinnen, als freie Stellen, in der großen Stadt. Von überall her drängten sich die jungen Mädchen jetzt nach Berlin, um dort ihr Glück zu machen. Und Mieze war auch noch wählerisch; jede Stelle wäre ihr noch lange nicht recht gewesen. Dazu kam, daß man sie vielfach nach ihrer Beschäftigung während der letzten Monate fragte, und daß sie dann keine genügende Auskunft zu geben wußte; das machte

die Leute, die ohnehin dem hübschen, kecken Mädchen etwas argwöhnisch entgegenkamen, dann vollends mißtrauisch und man ließ sie gehen. Sie war nun bald zu Ende mit ihren Versuchen. Und was dann? Das Geld, das sie noch besaß, ging zur Neige. Dabei war die Miete für den Monat noch nicht einmal berichtigt und allerlei kleine Ausstände blieben zu begleichen. Und es ekelte sie überdies dieses Geldes, das noch von Oswald Ehrenberg stammte. Es war Sündengeld, — wie hätte man es sonst etwa nennen sollen? Und sie wußte, sie würde immer neues dort haben können, jederzeit, sie würde nur die Hand danach auszustrecken brauchen. Und das war's gerade, was sie mit solchem Widerwillen erfüllte. Für dies Geld hatte sie sich verkauft, hatte sie Leib und Seele zu Markte getragen. Und sein Vater war's, — sein Vater!

Hin und wieder durchzuckte sie der Gedanke, sie würde es nicht überleben können, für sie wäre es am besten, sie spränge in's Wasser oder stürzte sich aus ihrem Fenster auf die Straße herab. Aber es war ein so heißer Lebensdurst, ein so tiefes Grauen vor dem Tode in ihr. Und Harry hatte sie so lieb und es war so süß, sich geliebt zu wissen, selbst wenn man entsagen wollte. Im Grunde hätte sie freilich Ursache gehabt, Harry zu zürnen. Weshalb war er ihr in den Weg gekommen, hatte sich ihr aufgedrängt und sie in diese Flut von Zweifeln und Bedenken gestürzt, die jetzt wie ein Rudel gefräßiger Tiere an ihr nagten und zehrten? Wenn er nicht gewesen wäre — Wäre sie dann wirklich den alten Weg der Sünde weiter gegangen?

Sie wußte es selber nicht. Geekelt hatte es ihr ja schon ohnedies davor und sie war damals zu Oswald Ehrenberg gekommen, um ihm zu sagen, sie habe es satt und so könne es nicht mehr weiter gehn. Und doch: wenn der ihr damals gesagt hätte, er liebe sie noch oder er könne sie doch nicht entbehren, oder sie sei ihm für seine Bilder notwendig, — wer konnte sagen, was dann geschehen wäre? Wenn der erste Schritt einmal gethan ist, — giebt es dann überhaupt noch ein Halten, ein Zurück?

Als der vierte Tag vorüber ging, ohne daß irgend eine Kunde von Harry gekommen wäre, wurde Mieze tiefsinnig. „Es geschieht mir schon recht,“ sagte sie sich, „warum wart' ich auf ihn? Was kann er noch an dem ändern, was ist? Es ist sogar besser, wenn ich ihn gar nicht wiedersehe.“

Am Morgen des fünften Tages, als sie sich eben zum Ausgehn anschickte, um ihre gewohnten Bemühungen wieder aufzunehmen, kam ein schwerer, männlicher Schritt ihre Treppe hinauf und gleich danach klopfte es an ihrer Thür. Mieze hatte kaum „Herein“ gerufen, als sie sich öffnete. Oswald Ehrenberg stand auf der Schwelle. Er war im eleganten Straßenkostüm, ein hellfarbiger Sommerüberzieher vervollständigte dasselbe. Den spiegelblanken Cylinder in der behandschuhten Rechten, die gleichzeitig ein zierliches Stöckchen schwenkte, trat er ein, tadellos frisiert, wohlgenährt sein gewohntes, sardonisches Lächeln auf den Lippen.

„Morgen, Mieze,“ warf er leicht hin und nickte ihr zu, während sie ihn völlig fassungslos anstarrte, „na, nun

komm' ich auch einmal zu dir, bist ja lange genug nicht bei mir gewesen. Wie geht's? Wie steht's? Sieht ja hier ganz nett aus. Wenn du nur die verdammten Wische da nicht an der Wand hängen hättest! Und dann ist es ein bißchen hoch hier herauf zu dir, weißt du. Unsereins ist ja das Treppensteigen zu den Ateliers gewöhnt, aber hier geht einem die Puste aus. Na, setzen wir uns und reden wir 'mal gemütlich zusammen. Du hast da ja schöne Geschichten eingerührt."

Er ließ sich ohne weiteres auf dem Sofa nieder, und sie stand immer noch vor ihm, mit ihren beiden Händen eine Sessellehne umklammernd, wie von einem Schauer angepackt. Ihre Zähne lagen fest auf einander gepreßt, ihre Augen funkelten voll Zorn und Haß zu ihm hinüber. In diesem Augenblick wußte sie erst, was dieser Mann ihr angethan hatte und wie sie ihn haßte. „Ich begreife noch immer nicht, was Sie hier eigentlich wollen," brachte sie mühsam hervor.

„Hoho!" lachte er, „so feierlich mit „Sie" plötzlich, mein schönes Kind? Das macht sich doch wunderlich dem zukünftigen Schwiegervater gegenüber!"

Sie stieß einen unartikulierten Laut aus; halb wie ein Zischen verhaltener Wut und Empörung, halb wie ein erleichtertes Aufatmen klang's. Harry hatte also gesprochen. Und sein Vater kam, um ihr zu sagen, daß daraus nichts werden könne. Deshalb war Harry nicht selber gekommen. Nun, der Professor hätte sich den Weg sparen können. Aber er mochte wohl gern die Gelegenheit benutzen, sie zu demütigen, sie zu verhöhnen. Nur zu! Sie hatte es ja im Grunde auch

nicht besser verdient. Sie zuckte die Achseln. „Wenn Sie bloß deswegen kommen" — Sie hätte ihn jetzt um keinen Preis der Welt mehr duzen mögen.

„Nun?" fragte er gedehnt. „Ich dächte, da wäre doch mancherlei zwischen uns beiden in Ordnung zu bringen." Er lehnte sich behaglich zurück und schlug die Beine übereinander. „Sieh', sieh', sieh'!" machte er dann und zwinkerte mit seinen dunklen, stechenden Augen zu ihr hinüber, „du hast ja schnell genug Ernst gemacht mit deinem Vorsatz, dich durch eine Heirat trösten zu wollen. Der Schmerz muß wohl nicht gar so groß gewesen sein. Und den hast du dir also ausgesucht! Sieh', sieh'! Dem Jungen hätt' ich's im Leben nicht zugetraut, daß er sich überhaupt einmal eine Frau suchen würde. Und nun gar solch' eine! Es ist wirklich zum Lachen, Mieze. Und du hättest ihn bloß sehen sollen, wie er da vor uns stand — vor uns Eltern, mein' ich — und sich in die Brust warf und große Worte redete von seiner Liebe und von der Bestimmung des Himmels, die euch zusammengeführt, und Gott weiß, wovon noch sonst, — gerade, wie auf dem Theater. Ich kannt' ihn gar nicht wieder, den Jungen. Aus dem hast du im Umsehen einen anderen Kerl gemacht. Es steckt wirklich 'was in ihm, — hätt's bei ihm nie vermutet. Na, kurz und gut: wenn wir ihm unseren Segen nicht geben wollten, hat er uns gesagt, dann würd' er ohne Segen heiraten, — sieh' einer den Jungen an! Denn es wär' sein Glück, und sein ganzes Leben hinge davon ab u.s.w. u.s.w. Es war eigentlich zum Wälzen. Den hast du dir gut ge-

zogen, Mädel! Der hat einen wahren Hexentrank im Leibe.“ Der Sprecher lachte aus vollem Halse.

Mieze hatte ihm mit finster gerunzelter Stirn zugehört, ohne sich zu setzen; den rechten Arm auf's Fensterbrett gestützt, starrte sie zu ihm hinüber. Sein Lachen bereitete ihr einen stechenden, körperlichen Schmerz. Ein paarmal hatte sie ihn mit einem wilden Ausruf unterbrechen wollen, aber es that ihr trotz der spöttisch-gehässigen Art, in welcher der Vater von seinem Sohne redete, dennoch wohl, was sie von Harry hörte. Sie hatte das nicht von ihm erwartet, er wuchs vor ihren Augen. „Ich habe Ihren Sohn zu dem allen nicht veranlaßt,“ sagte sie jetzt in feindseligem Tone, „ganz im Gegenteil: es war ganz überflüssig und ich hab' es nicht für möglich gehalten, daß er's thun würde.“

„Ich weiß, ich weiß,“ fiel er ein und drehte die Spitzen seines Schnurrbarts mit seinen weißen, schlanken Fingern, „er hat uns auch d a s gesagt, der gute Junge. Daß du ihn nicht wolltest, weil du dich seiner nicht für würdig hieltest, und all' solch' verrücktes, überspanntes Zeug mehr. Aber trotzdem und gerade deshalb erst recht — und wie es denn so weiter geht. Es war sehr erbaulich, zu hören. Na, und ich denke: du wirst dich ja schließlich auch wohl erweichen lassen, Mieze.“

Sein cynisches Lächeln, das die letzten Worte begleitete, trieb ihr das Blut in die Wangen. „Sie könnten sich irren,“ sagte sie zwischen den Zähnen hindurch.

Er beachtete ihren Einwand gar nicht. „Du begreifst,“ fuhr er in seinem gemütlichen Plauderton fort, „daß da doch noch manches zwischen uns vorher abzumachen ist, nicht wahr? Natürlich weiß Harry nichts von uns zweien. Nun, das ist auch ganz überflüssig, ich möchte dich vielmehr dringend davor warnen, ihm je auch nur das Geringste darüber anzudeuten, — ich stelle das sogar als Bedingung, verstehst du? Der Junge — ich weiß nicht, ob ich ihn nicht doch besser kenne, als du, — könnte dies Zeichen von ehelicher Vertrauensseligkeit doch ganz eigentümlich aufnehmen, könnte — wie soll ich gleich sagen? Nun, kurz und gut: er könnte rabbiat darüber werden oder auch tiefsinnig, je nachdem, und es würd' ihn quälen und mir, als ehrwürdigem Schwiegervater und demnächstigen Großpapa, würd' es auch peinlich sein, also wozu wär's? Mit Eifersucht würd' er dich höchstens noch langweilen, das wär' die Folge. Na, deshalb bin ich also hier, das ist Nummer eins: reinen Mund gehalten! Das ist zwar eigentlich selbstverständlich und im allseitigen Interesse, aber es ist besser, man wird sich klar über alle diese Dinge, damit es gewiß keinen Zweifel nachher geben kann. Im übrigen bin ich gegen die Sache gar nicht weiter eingenommen. Ein bißchen — wie soll ich sagen? ein bißchen delikat war mir freilich zu Mute, als ich davon überrumpelt wurde, — es ging ja auch Hals über Kopf, — und ich hatte so meine moralischen Bedenken, so kleine, schwache Anwandlungen — Aber schließlich: wenn der Junge denn wirklich in dich vernarrt ist, — und gesagt hast du ihm ja, scheint's,

daß du gerade der unschuldsvollste Engel nicht bist, — und wenn er sich's nicht ausreden lassen will, und du dich zuletzt gnädig erweichen läßt: meinetwegen! Dein Trost wird dir gewährt, du bekommst eine gute Versorgung, der Junge wird's gut bei dir haben, er verlangt sich's nicht anders, — was giebt's da noch viel zu reden? Vorwärts! Ob ich's bin oder ein anderer, dessen Nachfolger er wird, darauf kommt's am Ende nicht an."

Mit Mieze war während dieser Rede eine eigentümliche Veränderung vorgegangen, die der Professor, der eifrig seine weißen, langen Fingernägel betrachtete, nicht wahrnahm. Ihr Gesicht war ganz blutlos geworden, wie entgeistert blickte sie vor sich hin. Irgend etwas Lähmendes war über sie gekommen; nicht mehr Zorn, Schreck und Empörung sprachen sich in ihren Zügen aus, sondern nur noch eine furchtbare, tödtliche Angst lag darin vor etwas, das drohend, unentrinnbar hereinbrechen würde, wie ein Schicksal. Und ergebungsvoll, widerstandsunfähig starrten diese leeren, toten Augen des Mädchens ihm entgegen, nur mit dem Ausdruck tiefen Grausens in ihnen. Nun kam es langsam und tonlos über ihre Lippen: „Ich weiß gar nicht, was Sie sich für Mühe geben, mir das alles zu sagen. Sie hören ja, daß ich gar keinen Anspruch erhebe — Wenn Sie auch nicht glauben wollen, daß es mir mit meiner Weigerung Ernst gewesen ist, — es ist deshalb doch so. Ich habe Ihren Sohn nicht an mich gelockt und nicht in mich verliebt gemacht, im Gegenteil, fragen Sie ihn 'mal danach. Und damit ist ja alles zu Ende, denk' ich."

„Hoho!“ lachte er und blickte, während er mit einem Federmesserchen an seinen Nägeln schabte, erstaunt auf, „was ist denn das für eine Tonart, die das Vögelchen da pfeift? Beleidigter Stolz, was? Oder gar moralische Beklemmungen? Na, das wäre! Willst nicht als Männerjägerin dastehn, willst ihn nicht gekapert haben, wie? Aber, mein Schatz, das behauptet ja auch niemand. Und übrigens kommt doch wahrhaftig nichts d'rauf an. Die Leute werden's ja doch denken. Und meine Frau läßt sich's natürlich nicht ausreden. Na, überhaupt meine Frau! Ich sage dir, Mieze: die hat ein Lamento aufgeschlagen! Ich glaube, sie wollte eine geborene „von“ für ihren lieben, begabten Sprößling, hatte schon irgendwo eine in Petto. Das wäre für die Dame vom Mehl ein Gaudium gewesen, — gar nicht zu sagen, wie groß. Und nun statt dessen eine ehemalige Ladenmamsell! Sie hat nicht schlecht die Register gezogen, als das herauskam. Und mit Umarmung und Kuß wird sie dich gerade nicht empfangen, mein Kind. Aber das braucht dir keine Skrupel zu machen, das giebt sich wieder. Eigentlich, wie ich dich kenne, müßte dich das ja auch gerade reizen. Und das andere auch. Allen ein Schnippchen schlagen, — das war ja von jeher deine Maxime.“

„Wie Sie mich kennen,“ — wiederholte Mieze automatenhaft, „o ja, — aber Sie kennen mich nur eben nicht.“

„Das klingt ja ganz mysteriös, Mädchen, und dazu mit einer Stimme, wie sie dem Geist des älteren Hamlet angehören könnte. „Sie kennen mich nur eben nicht!“

Na, ich denke, ich könnte Gelegenheit dazu gehabt haben. Also wirklich: Mieze Ebert ist zu stolz, Harry Ehrenbergs Frau zu werden, weil Frau Auguste Ehrenberg sie als Schwiegertochter nicht haben will?“

Mieze zuckte verächtlich die Schultern. „Pah!“

„Also? Weil sie früher die — Freundin von Ehrenberg senior war? Was kein Mensch je zu erfahren braucht? Was für Harry Ehrenberg, der ja weiß, daß seine Auserkorene für die Tugendrose nicht mehr als Bewerberin auftreten kann, total gleichgültig sein kann? Schnickschnack! Dafür ist Mieze Ebert viel zu helle. Bange machen gilt nicht!“

Er war aufgestanden, ging auf sie zu und wollte ihr mit beiden Händen die Wangen tätscheln. Ein frivoles Lächeln kräuselte dabei seine Lippen. Aber sie stieß ihn mit einer verächtlichen Geberde zurück.

„Wagen Sie das nicht mehr, Sie —“ Sie sprach das Wort nicht aus.

„Nu, nu,“ lachte er begütigend, „es sollt' eine ganz zahme, schwiegerväterliche Liebkosung sein. Bloß nicht ängstlich, kleine Unschuld! Und im Ernst gesprochen: ich habe mich mit dem Gedanken nun schon ganz vertraut gemacht, daß du meine Schwiegertochter wirst, Mieze. Man muß die Dinge nehmen, wie sie passieren, weißt du. Und wegen meiner Frau laß dir keine grauen Haare wachsen, verstanden? Die zählt nicht mit. Harry kommt heute noch zu dir, um alles in Ordnung zu bringen. Bis dahin wirst du dir's wohl überlegt haben. Es ist wirklich noch gar nicht das Schlechteste. Je länger ich mir die Sache vorstelle,

desto mehr find' ich, daß der Zufall hier wieder einmal ein gutes Werk vollbracht hat. Also: reinen Mund halten! Und im übrigen: auf Wiedersehn, liebe Schwiegertochter!"

Er reichte ihr mit einer Art von ceremonieller Freundlichkeit seine Hand hin und ein Lächeln lag auf seinen Lippen, das ihr alles Blut in die Wangen trieb. Wieder knirschten ihre Zähne aufeinander, aber sie sagte nichts, auch ihre Augen zeigten keinen Ausdruck von Haß oder Empörung mehr. Sie nahm jedoch auch seine Hand nicht. Wie von Holz stand sie vor ihm da. Da fuhr er ihr mit den Fingern leicht über das Haar hin. „Dummes Ding!" sagte er, halb erzürnt, halb liebkosend, „wie kann man sich selbst so quälen!" Damit ging er.

Minutenlang, nachdem sein Schritt auf der Treppe verklungen war, stand sie noch gleich unbeweglich auf derselben Stelle. Sie hatte ihm noch nachrufen wollen: „Sagen Sie Harry, daß er nicht mehr zu kommen braucht!" Aber sie hatte es nicht herausgebracht, ihre Zunge versagte ihr gerade so den Dienst, wie alle ihre Gliedmaßen. Mochte er doch auch kommen! Das ging nun alles in einem hin.

Mieze mußte sich darauf besinnen, daß sie ja eigentlich hatte ausgehen wollen. Sie wußte aber nicht mehr, wozu? Ihr war alles seltsam ineinander gewirrt. Richtig! nun fiel's ihr ein: sie hatte sich nach einer Stellung umsehen wollen, heute, wie alle Tage. Aber das war ja nun nicht mehr nötig. Sie hatte ja eine auskömmliche, eine einträgliche Stellung gefunden: die Frau des Sohnes und die Maitresse des Vaters,

beides zugleich. Oder war's nicht so? Hatte er das vorher nicht von ihr verlangt? Sie war sich nicht mehr klar darüber. Aber es kam ja auch nichts darauf an; er konnte es zum wenigsten von ihr verlangen, in jeder Stunde, und sie hätte es ihm nicht weigern dürfen. Der Preis für sein Schweigen würd' es sein. Denn er konnte reden, sie hatte keine Macht, ihn daran zu hindern; in jeder Stunde würd' es über ihr schweben, wie eine drohende Gefahr, wie eine Wetterwolke, die sich im nächsten Augenblick entladen kann, und würde ihr jede Stunde des Glückes rauben und zerstören, unbarmherzig, jählings, gleichmäßig. Das wenigstens hatte sie gelernt aus seinen Worten, das eine stand hell und deutlich vor ihrer Seele.

Und wenn es so war, was gab es dann noch für ein Zögern und Besinnen? Das, was geschehen war, hielt sie fest, zerrte ihr bei jedem Schritte, den sie that, am Kleidsaume. Davon konnte sie sich niemals losreißen; wie eine eiserne Klammer war's, die ihr in's Fleisch schnitt. Seltsam, daß sie sich darüber getäuscht, daß sie das nicht früher gewußt, daß sie gemeint hatte, es ließe sich abschütteln, wie ein lästiges Insekt! Nein, ein Brandmal stand auf ihrer Stirn und das ließ sich nicht weglöschen, durch keine Liebe und durch kein Verzeihen, am allerwenigsten durch die Liebe des Mannes, dessen Vater sie einst besessen hatte. Pfui über diese Liebe, wenn sie log und heuchelte und betrog, — pfui darüber! Solche Liebe sühnt nicht. Und wenn sie dem Manne, der sie liebte, Wahrheit gab, wie sie doch sollte und mußte, was dann? Ihrer beider Tod würd' es

sein; denn auch er würde nicht mehr leben wollen. Und war's nicht genug daran, daß es sie selber das Leben kostete? Welch' ein Leben wär' es denn auch gewesen! War das Opfer wirklich gar so groß?

Mieze saß noch immer auf dem Stuhl am Fenster, auf dem sie sich niedergelassen hatte, weil ihr die Glieder gar so schwer geworden waren und die Füße sie nicht mehr trugen. Sie hatte den Kopf gesenkt und die Augen stier vor sich hinaus in's Leere gerichtet, ihre beiden Hände lagen auf ihren Knieen. So verrann Stunde auf Stunde. Die Sonne hatte an einem vom Winde rein gefegten, stahlblauen Himmel schon, die Mittagshöhe erklommen und warf vollen, blendenden Goldglanz zum Fenster des Zimmers herein; Mieze aber rührte und regte sich nicht. Sie hatte soviel zu denken. Und doch war es immer nur das eine, um das alle ihre Gedanken kreisten. Enger, immer enger schloß sich dieser eine Kreis. Und zuletzt gab es kein Entrinnen mehr daraus. Mieze nickte eigentümlich mit dem Kopfe vor sich hin, als sie sich darüber klar geworden war. Und dann kam eine merkwürdige Ruhe über sie.

Als die Zimmerwirtin, die geglaubt hatte, das Mädchen sei ihrer Gewohnheit nach lange fort, ohne anzuklopfen bei ihr eintrat, um das Bett zu machen und die Stube zu fegen, und nun erschrocken rief: „Jesus! Was bin ich aber verschreckt! Sie sind noch hier, Fräuleinken?“ da lächelte Mieze ganz freundlich und antwortete: „Ich wollt' g'rade gehen. Bleiben Sie nur!“ Und ihre Stimme klang, wie sonst. Nur in ihrem Gesicht mußte wohl irgend etwas anders

sein, als die Frau es gewöhnt war, denn sie sagte jetzt, auf ihren Staubbesen gestützt: „Na, hören Sie 'mal, Fräuleinken, Sie sehen aber auch man spillerig heute aus. Was ist denn los? Sie haben ja 'ne Farbe, daß Kreide dagegen schwarz ist!" Dazu aber lachte Mieze und ging, der Frau ganz munter noch einen Abschiedsgruß zurufend. „Ich komm' bald wieder!" fügte sie von der Treppe aus noch hinzu.

Als sie auf der Straße war, fiel ihr ein, daß sie eigentlich gar keinen Grund gehabt hatte, auszugehen. Oder doch; denn sie hatte noch nicht zu Mittag gegessen. Hunger hatte sie freilich nicht. Aber in der kleinen Speiseanstalt, wo sie sich für ihren Mittagstisch abonniert hatte, erwartete man sie, und sie war heute den Preis für die letzten acht Tage schuldig. So schlug sie den bekannten Weg ein. Dabei kam's ihr vor, als sähen die Straßen und die Häuser ganz anders aus, als sonst. Das war doch seltsam. Und die Menschen auch, — die Menschen ganz besonders. Die hatten alle schiefe Gesichter und glotzten sie an. Was war denn so Ungewöhnliches an ihr zu sehen? Sie wagte zuletzt gar nicht mehr die Augen aufzuschlagen. Und wie durch eine fremde Stadt wanderte sie dahin. Nur, als sie über die Kanalbrücke kam, lehnte sie sich eine Weile über das eiserne Geländer und starrte hinunter. Diese trübe, gelbe Flut, die sich kaum zu bewegen schien, — das war ihr etwas Vertrautes. Sie nickte ihr zu. Und dann dachte sie: man müßte es bei Nacht thun, tags ist die Gegend hier zu belebt. Erst nach längerer Zeit ging sie weiter.

In dem kleinen, niedrigen, von heißem Brodem und allerlei scharfen Gerüchen erfüllten Speisezimmer der Restauration ging es laut her, als Mieze eintrat. Es saßen da allerlei Ladenfräulein zusammen, die sie kannte und die alle Tage, gerade wie sie selber, hierher kamen, stellenlose Bonnen, ein paar Choristinnen eines nahe gelegenen Theaters, auch eine und die andere, von der man nicht recht wußte, wie sie sich ihr Brot verdiente. Man gab auf die Eintretende wenig acht; irgend ein interessanter Gegenstand mußte wohl erörtert werden, denn alle steckten die Köpfe zusammen und tuschelten eifrig. Dabei ließ eigentlich keine die andere zu Worte kommen, aber aller Augen leuchteten von tiefer, innerer Anteilnahme. Es war ein Schwirren und Surren, wie in einem Bienenkorbe.

Mieze hatte ihren gewohnten Platz mitten unter den anderen eingenommen und löffelte ihre Suppe, welche die Wirtin ihr mit einem Gruße gebracht hatte, langsam aus, während abgerissene Worte aus dem allgemeinen Stimmengeräusch ihr verständlich an's Ohr schlugen, ohne daß sie sich daran kehrte. „Mit Kohlendunst wär' es ja viel einfacher gewesen," sagte eine. Dann lachten die anderen. „Seit wann heizt man denn noch bei achtzehn Grad Wärme im Schatten?" „Das beste ist, das Gas ausströmen lassen!" „Ja, wenn man aber bloß Petroleum brennt!" Wieder Gelächter. „Kinder, ich meine: das beste ist, ruhig am Leben bleiben!" „Ja, das ist gut gesagt, aber wenn man nun nicht mehr kann!" „Dummes Zeug! Überspanntheit! Alberne Sentimentalität! Man kann immer."

„Na, ich danke. Kurz vor der Entbindung stehn und keinen Pfennig in der Tasche und der Herzliebste durchgebrannt, — ich danke.“ „Schadet nichts, man kann doch. Immer kann man.“

Plötzlich sah Mieze auf. Die das sprach, war eine robuste, vierschrötige Person, die ihr gerade gegenüber saß und ungeheure Massen Kartoffelbrei sich mit dem Messer in den Mund schob. Sie hatte rote Hände und einen kleinen, schwarzen Schnurrbart. Mieze kannte sie ganz gut: sie war Verkäuferin in demselben Geschäft gewesen, wie sie, und stand wegen ihrer Energie in hohem Ansehn; man sagte ihr nach, daß sie Prozente vom Reingewinn des Geschäfts bezöge, weil sie nie einen Kunden aus dem Laden ließ, ohne ihm etwas aufgeschwatzt zu haben. Jetzt sah sie triumphierend zu Mieze hinüber und fragte, ihr zunickend, mit scharfer Betonung: „Nicht wahr? Man kann immer, sag' ich.“

„Nein,“ erwiderte Mieze, „man kann nicht immer. Und wenn man auch könnte, man soll nicht. Wenn man sich selber zum Überdruß geworden ist, soll man nicht. Das ist ja dann doch kein Leben mehr.“

„Die weiß ja noch gar nicht, was los ist,“ rief eine andere Stimme, „wie kann die denn mitreden?“

Und nun erfuhr Mieze, wovon man gesprochen hatte; drei, vier Mädchen erzählten es ihr zu gleicher Zeit. Eine, die gestern noch mit hier am Tische gesessen hatte, die kleine, schwarze Rieke — „Feder-Rieke“ hatten sie sie genannt, weil sie in einem Putzgeschäft immer mit Federn für Damenhüte arbeitete und auch immer nur davon sprach, — hatte sich das Leben

genommen. Der Grund lag offen zu Tage. Sie hatte ein Liebesverhältnis gehabt, das zu einer Verheiratung hatte führen sollen und das nicht ohne Folgen geblieben war. Aber ihr Liebhaber hatte sich aus dem Staube gemacht und sie ohne alle Mittel zurückgelassen. Ihre Stellung hatte sie aufgeben müssen und die bittre Not hatte Einkehr bei ihr gehalten. Nun war ihre schwere Stunde nahe gewesen und sie hatte Hand an sich gelegt. Es war eine alte Geschichte. Aber für diejenigen, die sie erzählten, war sie so interessant und aufregend, als wäre ähnliches noch niemals vorher in der Welt geschehen. Und vergiftet hatte sie sich, — mit Schwefelhölzern, die sie in Wasser aufgelöst, vergiftet, — war so etwas erhört? „Es ist gar kein honnetter Selbstmord!“ sagte die dicke Choristin neben Mieze, „mit so 'was ist kein Staat zu machen. Auf der Bühne wäre das doch einfach lächerlich. Würde bloß in 'ne Posse gehören und würde dann mißglücken müssen, damit man über das Leibweh des Selbstmordkandidaten lachen kann.“

„Das ganze Leben ist ja schließlich bloß 'ne Posse,“ sagte eine dürre, ältliche Person drüben am Tisch, die immer nach einer Stelle suchte, nie eine passende fand und allgemein „die Philosophin“ genannt wurde, „aber sie giebt trotzdem nicht viel zu lachen.“

Mieze erkundigte sich inzwischen mit lebhafter Teilnahme nach allen Einzelheiten des Geschehnisses. Wie hatte die Feder-Rieke es angefangen? Wieviel Schwefelhölzer hatte sie gebraucht? Hatte sie viel zu leiden gehabt? War sie bald hinüber gewesen? Alles wollte

sie wissen und auf's Genaueste. Was sie erfuhr, stimmte sie sehr nachdenklich. „Wie leicht es doch eigentlich ist, sich aus der Welt zu schaffen!“ sagte sie endlich.

Lachend fragte sie eine von den Mädchen, ob sie etwa selber auch Lust dazu habe. Aber die dicke Choristin fiel mit einem giftigen Seitenblick ein: „Na, die hätte auch alle Ursach'! Beim Nixenmaler Modell stehn, das ist g'rad', als ob man das Geld bloß so von der Straße aufhebt. Die kann's mit ansehn. Von dem Geschäft wird man nicht mager.“

Während die andern neugierig die Köpfe zusammensteckten und mit leuchtenden Augen fragten, wie denn das Modellstehen eigentlich sei, ob man da wirklich viel verdiene und wirklich „ganz barfuß“ erscheinen müsse, — ein ungeheures Gelächter erhob sich bei dieser letzteren Frage, — war in Mieze's Wangen eine heiße Blutwelle aufgestiegen. Also man wußte um ihre Beziehungen zu Oswald Ehrenberg? Und sie hatte doch nie zu einem Menschen davon gesprochen. Was blieb freilich in der Welt verborgen? Und Oswald Ehrenberg würde seinerseits wohl kaum geschwiegen haben. Daß man hier so offen und hämisch zugleich von dem allen reden durfte! Und sie hatte sich in die Täuschung einwiegen können, Harry werde niemals davon erfahren, man könne es ihm für immer verheimlichen. Eines schönen Tages hätten es ihm die Spatzen auf den Dächern zugepfiffen: deine Frau ist früher das Modell und die Maitresse deines Vaters gewesen! Und dann — Es war besser, daß sie ihm nicht mehr Rede zu stehen brauchte, wenn er es je erfuhr: daß sie dann nicht mehr

in seine gutmütigen, traurigen Augen zu blicken hätte. Und er würde dann wissen, weshalb sie an seiner Seite nicht hatte leben können, weshalb sie überhaupt nicht mehr hatte leben können. Er würde ihr dann vielleicht verzeihen. Es war sogar besser, wenn er es dann sicher erfuhr.

Mieze war aufgestanden. „Na, na, zu genieren haben Sie sich gar nicht, Fräulein“, rief die dicke Choristin ihr nach, „jeder verdient sich sein Brot, wie er kann und mag. Und wenn einem der liebe Gott nu 'mal Nixenglieder gegeben hat —“ Aber Mieze hörte das weitere nicht mehr. Sie hatte mit der Wirtin ihre Rechnung beglichen und verließ nun die Speiseanstalt, ohne den Zurückbleibenden noch einen Gruß zu gönnen, sie dachte nicht mehr daran. Erst, als sie auf der Straße war, fiel's ihr ein und sie sagte sich: „Wie die nun alle erst recht über mich herfallen werden! Kein gutes Haar werden sie an mir lassen. Aber nur immer zu! immer zu!“

Dann ging sie die Straße hinauf. Wohin sie wollte, wußte sie gar nicht, sie hatte kein Ziel. Oder doch: jetzt kam's ihr wieder, und sie blickte aufmerksam im Weiterschreiten an den Häusern entlang nach einem Laden aus, wie sie ihn brauchte. Dort war einer. Sie trat ein und forderte sich Schwefelhölzer; aber solche von der alten Sorte müßten es sein, richtig mit Schwefel, und drei große Schachteln voll. „Die kauft heutzutage auch bloß alle Jubeljahre noch einer,“ sagte der wohlfrisierte Ladenjüngling verächtlich, als er ihr das Päckchen reichte, „das ist eine komische Manier zu sparen, Fräulein.“

Als Mieze aus dem Laden heraustrat, mußte sie sich abermals überlegen, was sie nun zu thun hätte. Ihr war sonderbar dumpf und schwer im Kopfe, sie konnte gar nicht nachdenken. Nur das eine, was geschehn mußte, wußte sie ganz genau, nur das; wenn man sie aber nach dem Warum? gefragt hätte, würde sie lange Zeit, vielleicht überhaupt keine Antwort gewußt haben. Ganz langsam schlug sie den Heimweg zu ihrer Wohnung ein.

Als sie unterwegs an einem Stellenvermittlungs-Büreau vorüberkam, fiel ihr ein, daß sie heute wegen einer Stelle als Direktrice in einem Konfektionsgeschäft in der Provinz hier hatte nachfragen sollen, man hatte ihr Hoffnungen darauf gemacht. Nun hielt sie wirklich den Schritt an und wollte eintreten. Dann erst fiel ihr wieder ein, daß das ja nun überflüssig sei. Und lächelnd ging sie weiter.

Nun sie ihrer Wohnung nahe war, drückte sie der Gedanke schwer, daß in einigen Stunden Harry kommen würde. Sie hätte es so gern vermieden, ihn noch einmal zu sehn, ihn noch einmal sprechen zu hören. Aber selbst, wenn ihm sein Vater erzählte, daß er bei ihr gewesen sei, und daß sie sich weigere, trotz allem, was er ihr gesagt, weigere, je Harry's Frau zu werden, würde er seinem Vater doch keinen Glauben schenken, sondern kommen. Oder sollte sie etwa das, was sie thun mußte, thun, bevor er kam? Wenn es nur bis dahin schon gewirkt hatte! Die Feder-Rieke sollte sich ja beinahe vier Stunden lang gequält haben. Die hatte es freilich dumm angefangen, sagten sie ja, die hatte

viel zu wenig Schwefelhölzer abgeschabt und nachher die ganze Brühe auch nicht auf einmal getrunken, wahrscheinlich, weil sie gar zu schlecht geschmeckt hatte. Aber, wenn man's auch gescheiter anfing, als die, sie durfte es Harry doch nicht anthun, daß er sie so vorfand, wenn er kam, um ihr zu sagen, sie solle und müsse seine Frau werden. Vielleicht in den letzten Zügen, vielleicht eben erst kalt geworden — puh! Das wäre ein häßlicher Empfang für ihn gewesen, einer, den er sein ganzes Leben hindurch nicht mehr vergessen würde. Und dann würd' er nicht einmal eine freundliche Erinnerung an sie bewahren, nicht einmal die! Oder, wenn sie noch ein Zeichen des Lebens von sich gab, würd' er sie wieder aufzuwecken bemüht sein. Und dann würde sie es zum zweiten Mal nicht thun können denn man sagte ja, daß keiner es zum zweiten Male thue, wenn er einmal mit Gewalt und wider seinen Willen in's Leben zurückgerufen worden sei. Und alles würde an's Tageslicht kommen — Nein! Nein! Nein

Also warten, bis er wieder gegangen war, geduldig warten. Und morgen früh war alles zu Ende — Nur was sie ihm sagen sollte, wußte sie nicht recht. Er würde sich so schwer abweisen lassen, heute noch viel schwerer, als neulich, und er hatte so eine Art, sie anzusehn, so demütig, so flehentlich, so gutherzig, — ihr Blut hätte sie dann für ihn hingeben mögen, Tropfen für Tropfen. Ja, er war ein guter, ein herrlicher Mensch, und wenn er ihr ein halbes Jahr eher begegnet wäre — Aber so ging es im Leben zu: alles Gute kam zu spät. Wenn es nur erst überstanden

gewesen wäre! Das würd' eine schwere Stunde werden, schwerer, als die andere, in der sie das Schwefelwasser trinken würde, viel schwerer.

Mieze war bei ihrem Hause angelangt. Der Atem wurde ihr seltsam knapp, als sie die Treppen hinaufstieg, wie eine Last lag's ihr auf der Brust. Oben mußte sie sich eine Weile ausruhn; sie war so müde, ihre Glieder so schwer, als hätte sie eine harte Arbeit vollbracht oder einen weiten, weiten Weg zurückgelegt. Dann machte sie sich aber doch an die Lösung der Aufgabe, die sie sich gestellt hatte. Sie wickelte die Schwefelhölzer aus, füllte ein Glas zur Hälfte mit Wasser und begann mit einem Messer sorgfältig den gelben Schwefelbelag von jedem einzelnen Hölzchen in das Wasser hineinzuschaben. Nachher steckte sie dasselbe dann immer noch in das Glas hinein, um vollends all' seine giftigen Bestandteile davon abzulösen. Mit dieser Thätigkeit, die viel Mühe machte, brachte sie eine lange Zeit hin. Und während derselben dachte sie nichts, als: wenn es nur wirkt! Aber woher hätte sie ein anderes, sicherer wirkendes Gift erhalten sollen? Vielleicht hätt' ihr Oswald Ehrenberg eins gegeben, der besaß welche, das wußte sie. Aber den mochte sie nicht darum bitten, er hätte ihr auch wohl keines gegeben.

Endlich war sie fertig. Sie sah nicht verlockend aus, die Brühe, die sie da trinken sollte, pfui, ihr schauderte davor. Aber es mußte ja sein. Und da es nun dämmerig zu werden begann, konnte Harry ja auch jeden Augenblick kommen. War das nicht schon sein Schritt auf der Treppe? Richtig! Und heute

flog er ja geradezu die Stufen herauf. Der gute Junge! Wie gern sie ihm entgegengeflogen wäre! In diesen Minuten, während derer sie ihn hörte, ihn erwartete, wußte sie es plötzlich ganz genau, daß sie ihn liebte, wie sie ihn liebte! Nie hatte sie vorher einen geliebt, nie einen, wie ihn. Mit einem Jauchzen wäre sie ihm gern in die Arme gelaufen und dann —

Und nun war er da, stand unter der Thür und sah sie an, — mit was für Augen! Es lag eine Welt von Liebe, von Glück, von Hoffnung darin. Und er schien darauf zu warten, daß sie sich ihm an die Brust werfen würde, und alles wäre dann gut gewesen; er verlangte nichts Weiteres, er hätte sich gern jedes fernere Wort gespart. Und seine Züge redeten deutlich genug von den Kämpfen und Schmerzen, die er während dieser letzten Tage durchrungen hatte, sowie daß er nun ihrer müde geworden und daß sein Wille nicht mehr zu erschüttern sei. Wie ein stiller, in sich gefesteter Mann stand er vor ihr. Und als sie nicht zu ihm kam, sich überhaupt nicht rührte, rief er ihren Namen: „Marie!“ Halb bittend, halb vorwurfsvoll. Und dann noch einmal in fragendem Ton: „Marie!“

„Guten Abend,“ sagte sie mit einer Stimme, die ihm fremd an's Ohr schlug. „Kommen Sie doch noch einmal? Ich hatte Sie nicht mehr erwartet. Ich habe ja Ihrem Vater schon gesagt, daß es zwischen uns beiden niemals etwas werden kann. Darum hätten Sie es mir wohl ersparen können, wiederzukommen. Es ist nicht gut von Ihnen gehandelt.“

Ein beinahe mitleidiges Lächeln spielte um seine Lippen; es kam ihm so wunderlich vor, daß sie nach all' dem, was er innerlich durchgemacht und nachdem er nun mit sich fertig geworden, ihn noch durch ein paar Worte, ihn überhaupt noch wankend machen zu können gedachte. „Laß doch gut sein!" sagte er und trat auf sie zu, um nach ihrer Hand zu greifen, die sie schlaff herabhängen ließ. „Sprechen brauchen wir zwei ja nichts mehr miteinander. Wozu sollte das noch? Ich weiß alles, was du mir sagen könntest. Und ich hab' es reiflich bedacht, hab' es ganz zu Ende gedacht, glaube mir! Nun ist nichts mehr darüber zu reden. Es ist alles ganz klar in mir geworden. Lassen kann ich dich nicht mehr, und wenn du selbst mehr, als einem, angehört hättest. Und wenn es mein Tod wäre oder deiner oder unser beider Tod: ich könnt' es doch nicht. Also komm'! Laß gut sein! Laß uns nicht die Zeit mit zwecklosen Worten verlieren!"

Er zog sie an der Hand bis zum Sofa und da sie nur schwachen Widerstand leistete, gelang es ihm, als er sich dort niedergesetzt hatte, sie zu sich auf's Knie zu heben. „Was machen Sie denn?" murmelte sie, aber er schlang seine beiden Arme um sie und hielt sie fest.

„Mieze," sagte er mit einem so weichen und innigen Ton, daß es ihr in's Herz schnitt, „das kann uns alles doch nicht auseinanderbringen, das kann uns doch nicht hindern, glücklich zu werden. Und wie glücklich!"

Er preßte sie enger an sich, er lehnte seinen Kopf gegen ihren Busen, ein heißes Glücksgefühl, eine wunder-

bare Traumversunkenheit kam über ihn. Mieze's Leib überlief ein Schauer. „Wie schwer er's mir macht!" mußte sie denken, „wie schwer!" Dann sank ihre Stirn wider ihren Willen an seine Schulter und ihre Finger, die er umklammert hielt, schmiegten sich in die seinen. Nun suchte und fand sein Mund zum ersten Male den ihren und sie ließ sich küssen, sie erwiderte seine Küsse. Dabei stieg freilich jählings die Empfindung eines Unrechts in ihr auf, das sie beging, aber eine trotzige Stimme in ihr regte sich und rief ihr zu: „Du darfst! Einmal darfst du's! Und dann wird dir's ganz leicht werden, zu sterben."

Eine geraume Weile lehnten sie so bei einander, selbstvergessen, schweigend, Brust an Brust, und nur ihre Augen redeten und ihre Lippen glühten immer wieder aufeinander. Es ward dunkler und dunkler im Gemache um sie her. Zum halb offenen Fenster wehte der Abendwind herein und trug von irgend woher aus einem Garten einen weichen Blumenduft herüber. Auf der Straße war's ganz still geworden.

Da ging ein seltsames Frösteln über den Leib des Mädchens hin, unter dem sie erschauerte. Es überkam sie, daß sie sterben sollte, ohne das heiße, süße Verlangen, das in ihr wach geworden war, nur einmal befriedigt zu haben. Und doch war's ihr, als hätte es sie wieder rein machen können, wenn es befriedigt ward, und sie wäre dann rein gestorben. Einmal in Liebe ihm angehören, — und dann die Nacht, dann das Ende! Ein wildes, ungestümes Lebensgefühl war in ihr wach geworden und bäumte sich empor und begehrte sein Recht

in dieser letzten Stunde. Was das Leben ihr versagt hatte, was es ihr hätte gewähren können, all' die unbestimmte Sehnsucht, all' der verworrene Drang, — in diese letzte Stunde preßte es sich zusammen und wühlte und nagte an ihrer Seele und weinte und jauchzte: einmal — ein einziges Mal —

„Harry," flüsterte sie an seinem Ohr, „deine Frau kann ich nicht werden, dafür bist du zu spät gekommen, aber wenn du mich trotzdem haben willst, haben darfst du mich schon —"

Er zitterte. Sie fühlte, daß ein Verlangen in ihm aufstieg, sie von sich zu stoßen, vor ihr zu fliehen, vielleicht ihr ein wildes, häßliches Wort zuzurufen, ehe er sie verließ. Aber er vermochte es nicht. Seine Hände zerbrachen ihr fast die Finger, sein Blut fieberte, ein irres, stürmisches Begehren wogte in ihm. Der Kampf und die Qual dieser letzten Tage wollten zu einem jähen Ausbruch drängen, mit dem sie für immer verstummen könnten. Ein neues, unbekanntes, unklares Wollen war in ihm. Er rief nur ihren Namen, angstvoll, anklagend, wie aus der Tiefe eines großen Schmerzes heraus, — eine andere Antwort hatte er nicht für sie. „Mieze!"

Ihre Arme waren schlaff an ihm herabgesunken, ihr Haar hatte sich unter seinen tastenden Händen aufgelöst, die üppige, blonde Flut wallte ihr ungefesselt in den Nacken herab. Wie eine büßende Magdalena sah sie aus, wie sie ihm an der Schulter lag. Und sie rührte sich nicht mehr. Aber die Wärme ihres Leibes und das Wogen ihres Busens versetzten ihm fast den

Atem. Wie ein Stöhnen und Röcheln kam es über seine Lippen. Und plötzlich, da sie immer noch schwieg, brach ein Schrei sich Bahn darüber, ein wilder, wunder Schrei — Und nun rissen seine Arme sie empor, seine Brust keuchte unter ihrer Last und er trug, selber zitternd, die Zitternde davon. — — — — — — — — — — — — — — — — — — — — —

„Du mußt nun gehn!“

Es kam matt und leise über Mieze's Lippen und sie öffnete ihre Augen nicht dabei. Sie wollte den Tagesschimmer nicht sehn, der draußen das Gewölk zerspaltet hatte und nun an der Wand des Zimmers mit unbestimmten, wechselnden Lichtern zu spielen begann. Sie wollte auch nicht sehn, daß er wirklich gehen würde —

Aber Harry ging wirklich. Es war ein Chaos von Empfindungen, das in ihm nach Klarheit rang, als er sich dazu anschickte. Sein Kopf war wüst. Er beugte sich über Mieze und küßte sie, — nicht auf die Lippen, sondern auf die Stirn. Und dann flüsterte er: „Leb' wohl, mein Weib!“

„Leb' wohl!“ Ihre Arme rissen ihn noch einmal zurück, ihr Busen wallte gegen seine Brust. Noch immer öffnete sie die Augen nicht, sie wollte nicht sehen, was wirklich war. Und dann ging er.

Sie hörte die Thür sich hinter ihm schließen. Da fuhr sie auf. Angst, Liebe, Verzweiflung malten sich in ihren Zügen. Sie wollte schreien, ihm nachrufen, er müsse bleiben, er müsse. Aber sie vermochte es nicht. Sie griff nach ihren Kleidern, sie warf sie sich über;

die Augen groß und schreckhaft geweitet, stürzte sie an's Fenster. Sie riß es weit auf, wie wenn sie glaubte, ersticken zu müssen ohne den kühlen Luftstrom von draußen. Da trat Harry gerade vor die Thür hinaus. Er blickte empor, wie magnetisch angezogen, wie wenn er wüßte, daß sie dort jetzt stehen und ihm nachblicken würde. Er nickte ihr zu und winkte mit der Hand. Aber doch war etwas Scheues, Gedrücktes in seinem Wesen und Gehaben. Er ging quer über die Straße.

Da rief sie seinen Namen. Und plötzlich kam es über sie. Wozu der widerwärtige Trank? Wäre es nicht um vieles leichter und einfacher so? Ihm nach! Ihm nach!

Ein kurzes Schaudern, ein Sprung, ein Rauschen in der Luft —

Harry hatte sich unwillkürlich an der Straßenecke umgewandt. Da sah er nur noch die Gardine vor Mieze's Fenster flattern. Drunten auf der Straße aber lag ein lebloses Etwas, ein Knäuel, eine kaum mehr erkennbare Masse. Und die frühen Straßenwanderer scharten sich darum und schrieen und gestikulierten. Da stürzte auch er hinzu. Mit einem röchelnden Aufschrei brach er neben der Toten zusammen.

# Eifersucht.

Es ist seltsam, von wie verschiedenem Standpunkt aus die Eifersucht angesehen und beurteilt wird. Im allgemeinen hat sie einen komischen Beigeschmack. Eifersüchtige Ehemänner, besonders wenn sie um ein beträchtliches älter sind, als ihre Frauen, gehören zum eisernen Bestand unserer Lustspiele und müssen sich jederzeit die klägliche Rolle gefallen lassen, die ihnen zudiktiert wird. Auf der Bühne, wie im Leben, wird die Eifersucht einfach lächerlich gemacht, als etwas undiskutierbar Abgeschmacktes, eines vernünftigen Menschen durchaus Unwürdiges. Je freier der Mensch davon ist, auf einer um so höheren Bildungsstufe soll er stehen. Bonmots, welche die Eifersucht als eine zwecklose und doch absichtlich herbeigeführte Selbstquälerei abthun, sind in aller Munde. Und doch hat der größte aller Dramatiker in einer unsterblichen Tragödie einzig die Eifersucht zum Hebel einer großartig-erschütternden Handlung genommen und ihr gewaltige Motive entlockt, welche mit den konventionell-komischen unserer Salonstücke in wunderlichem, krassen Widerspruche stehen. Auch ist die Fabel, daß mit dem steigenden Bildungsgrad die Möglichkeit der Eifersucht sich vermindert, längst durch tausend und abertausend Beispiele des Lebens widerlegt worden. Aber: „Die Eifersucht ist

ein Mangel an Liebe, an Vertrauen," sagt man, „jedenfalls ein Mangel an Selbstbewußtsein." Ich glaube nicht daran. Die Eifersucht entspringt nur aus wirklicher Liebe, die ihrem Wesen und Begriff nach den Alleinbesitz verlangt, sie birgt gar nicht naturnotwendig Argwohn in sich und sie darf nicht mit Zweifel und Mißtrauen identifiziert werden. Der Eifersüchtige mag immerhin, ohne sich von seinen Empfindungen losmachen zu können oder zu wollen, mit Don Philipp sprechen:

„Hab' ich einmal zu fürchten angefangen,
Hab' ich zu fürchten aufgehört."

Die Eifersucht ist eben nichts mit dem Verstande Faßbares und Begreifliches. Sie ist ausschließlich Gefühlssache und steht, genau wie die Liebe selbst, außerhalb jeder Reflexion. Außerdem ist sie Sache des Temperaments, der Individualität. So wenig man sich unter Umständen mit allen Gründen der Vernunft und Überlegung gegen eine aufflammende Leidenschaft wehren kann, so vergeblich es wäre, — und nur fischblütige Thoren glauben daran, — sie sich aus dem Herzen reißen zu wollen dadurch, daß man sich die Unwürdigkeit des geliebten Gegenstandes oder die Unmöglichkeit einer Vereinigung mit ihm klar macht, ebenso nutzlos würde es sein, mit Vernunftvorstellungen die Eifersucht zu bekämpfen und sie durch ein bedingungsloses Vertrauen wett machen zu wollen. Eines wie das andere ist unabhängig von den Ergebnissen der klar-ruhigen Überlegung, eines wie das andere stammt aus den gleichen, geheimnisvollen Quellen, zu denen man mit der Fackel des Verstandes nicht hinableuchten

kann. Und eines steht auch in Wechselwirkung mit dem anderen. So wenig Liebe entsagen kann, so wenig kann Eifersucht stumm werden. Und nichts wäre irriger, als sie auf einen entwürdigenden Mangel an Vertrauen zurückzuführen, ohne das Liebe undenkbar ist, um sie so zu dieser selbst in Widerspruch zu bringen. Wie Liebe begriffsmäßig fordert, daß der geliebte Gegenstand ihr ganz, ihr mit Leib und Seele, mit allem Größten und Kleinsten zu eigen gehöre, so liegt schon dadurch in ihr begründet, daß sie, die Allesbegehrende, Unersättliche und Ausschließliche, keinem anderen einen Teil ihres beanspruchten Besitzes gönnen kann, am allerwenigsten einen wesentlichen, ihr besonders wertvoll erscheinenden Teil. In ihrer Universalität kann Liebe logischerweise nicht mit anderen teilen wollen. Eifersucht bedingt deshalb auch noch keinerlei Mißtrauen, sondern beruht zunächst einfach auf der natürlichen Empfindung, daß uns etwas uns Zugehörendes entzogen wird und sei es auch das scheinbar Geringfügigste; daß man uns um etwas verkürzt, worauf wir ein geheiligtes Anrecht besitzen. Daß dies von der anderen Seite nicht in gleicher Art erkannt und empfunden wird, steigert folgerichtig das Gefühl des Unbefriedigtseins, des Neides, der unberechtigten Entbehrung, des Grolls, und kann dann leicht genug zu Verbitterung und Entfremdung, aus kleinster Ursache zur größten Wirkung führen. Die Eifersucht nur als eine komisch-alberne Laune oder Gemütsanlage darzustellen, die es verdiente, der allgemeinen Lächerlichkeit preisgegeben zu werden, läßt immerhin auf eine leichtsinnige und oberflächliche Auf-

fassung der Liebe schließen, ja, man wird vielleicht zu dem überraschenden Schlusse kommen, daß, je sittenloser ein Volk ist, desto häufiger und zügelloser in seiner Litteratur die Eifersucht zur Zielscheibe des Spottes gemacht wird. Die Liebe ist in ihrer höchsten, sittlichsten Auffassung ohne Eifersucht, ohne den eifersüchtigen Wunsch des unbedingten Alleinbesitzes überhaupt nicht denkbar; hierauf allein beruht das moralische Prinzip der Monogamie.

Wie ich darauf gekommen bin, diese Betrachtungen anzustellen? Durch eine der seltsamsten und zugleich traurigsten Geschichten, die ich je erlebt habe. Es wäre ja möglich, daß ein anderer ein Lustspiel daraus machte. Mir erscheint sie ausschließlich tragisch und wahrlich nicht nur, weil ich den Menschen selber, um die es sich handelt, ein rein-menschliches Interesse entgegenbrachte. Die Geschichte ist buchstäblich wahr und ich kann, unter dem frischen Eindrucke des Erlebten, nur Thatsachen berichten. Geringfügige Einzelheiten, wie Namen und Lokal, die ich begreiflicherweise ändern mußte, entheben das Ganze nicht dem Kreise des Wirklichen. —

Sie waren ein glückliches Paar. Alle Welt blickte mit Neid auf sie. Sie schienen den alten Spruch Lügen strafen zu wollen, daß es ein vollkommenes Glück in dieser Welt überhaupt nicht giebt, nicht geben kann. Man konnte mit den schärfsten Brillengläsern nichts entdecken, was den beiden dazu gefehlt hätte, und sie selber wußten nichts anzugeben. Er hieß Werner Howaldt und war ein junger Professor der Geschichte

an der Universität Bonn. Er war aus einer wohlhabenden Beamtenfamilie hervorgegangen, hatte nie Mangel oder Beschränkungen kennen gelernt und seinen Weg ohne alle Hemmnisse, rasch, glänzend, spielend gemacht. Seine ungewöhnliche Begabung, sein unermüdlicher Fleiß erregten schon, als er Student war, das berechtigte Aufsehen seiner Lehrer. Seine gewinnende Liebenswürdigkeit eroberte überdies aller Herzen. In ganz jungen Jahren habilitierte er sich als Dozent mit einem Werke über den „Untergang des Templerordens", das weit über die Fachkreise hinaus Aufsehen erregte. Wenige Jahre später war er Professor, ein beliebter, ja, schwärmerisch verehrter Lehrer, ein Schriftsteller von Bedeutung. Seine öffentlichen Vorlesungen wurden von Mitgliedern aller Kreise, besonders auch von den Damen besucht. Der junge, schöne, interessante Geschichtsprofessor war der Abgott aller jungen Mädchen. Merkwürdigerweise wurde er aber dadurch nicht verwöhnt, durch seine allgemeine Beliebtheit in der Gesellschaft nicht verdorben. Immer von gleicher Frische, Liebenswürdigkeit und Ursprünglichkeit, frei von aller Eitelkeit und Selbstüberhebung, schien er seine Wissenschaft doch als seine einzige Liebe zu betrachten und war fern davon, zu einem jener modernen Salon-Gelehrten zu werden, die sich von den Weibern anstaunen und verehren, von den Männern verachten und beleidigen lassen. Die Wissenschaft war ihm nicht Mittel zum Zweck, er diente ihr als ein frommer und keuscher Jünger.

Und dann fand er eines Tages die, welche er für die andere Hälfte seiner Seele hielt. Auch da war der

Kampf kurz und der Sieg leicht. Wenige Wochen, nachdem er sie zum ersten Male gesehen, war sie seine Frau. Auch das ging alles so rasch, so naturgemäß leicht vor sich, wie das übrige in seinem Leben. Edwine liebte ihn, wie er sie, die Eltern erhoben keinerlei Widerstand, Vermögen war auf beiden Seiten vorhanden, beide waren jung, gesund und überdies zwei schöne, herrliche Menschenkinder. Kein Wunder, daß man sie beneidete. Körperlich und geistig schienen sie für einander zu stimmen, wie man es sich nur in der Phantasie hätte ausmalen können. Werner Howaldt war brünett, dunkelhäutig, von fast südländischem Typus und Temperament, alles an ihm sprühende Lebhaftigkeit, heiter-sorgloser, behaglicher Lebensgenuß bei ungewöhnlicher Arbeitslust und nie versiegender Spannkraft der Seele. Edwine war die echte, germanische Jungfrau. Ohne alles Schmachtende und Sentimentale in ihrem Wesen, war sie voll anmutiger Gefühlsinnigkeit, ruhigem Frohsinn und stiller Träumerei. Sie war blond und schlank, ein Gretchengesicht, aber mit klugen Augen und einem entschiedenen, willenskräftigen Zug im feinen Antlitz. Geistig war sie ihrem Manne in jeder Hinsicht ebenbürtig, voll tiefsten Verständnisses für alles, was er dachte und schuf.

Wie dies seltene Paar mit einander lebte, das entsprach allen idealen Forderungen, die man an eine Ehe nur stellen kann. Sie gingen ganz in einander auf, sie ergänzten sich, sie waren durch einander voll befriedigt. Es gab keinen Gedanken, den einer vor dem andern hätte geheimhalten wollen oder können,

keine Empfindung, die sie nicht geteilt hätten. Sie waren nicht nur glücklich, sie wußten auch, daß sie es waren, fühlten es täglich neu und genossen dies Glück in vollen Zügen. Und dabei hatten sie keine Feinde, kaum einen Neider. Die Liebenswürdigkeit ihrer Naturen verhinderte das.

Nur in einem Punkt wich Edwine's Anschauungsweise von der ihres Mannes ab. Sie hatte Regungen der Eifersucht. Ohne Grund, wie man zu sagen pflegt, ganz ohne Grund. Aber was heißt das: ohne Grund? Man liebt ja auch „ohne Grund". Sie glaubte nicht an Werner's Untreue, wahrhaftig nicht, sie mißtraute ihm nicht. Sie fand nicht, daß er ein Unrecht damit begehe, sich mit anderen Frauen zu unterhalten, zu beschäftigen, vielmehr gönnte sie ihm das von Herzen und wußte, daß sie darnach ihm immer wieder neu war, ihm immer wieder mehr gefiel, ihn reizte, ihn beseligte; aber sie kam manchmal zu der Überzeugung, daß er ihr damit zu viel entzog, sie um etwas verkürzte, worauf sie ein Recht besaß, daß er an andere verschwendete, was ihr hätte gehören müssen, früher gehört hatte. Es war kein Neid, was sie erfüllte, es war das Gefühl einer grundlosen, unberechtigten Entbehrung, das sie bekümmerte. Sie sagte sich manchmal, daß sie ihren Mann also doch nicht ganz besitze, daß er doch das Bedürfnis nach anderen außer ihr habe. Und das verstand sie nicht, das kannte sie nicht.

Wenn sie ihm selber davon sprach, — nichts weniger, als vorwurfsvoll, eher in einem Ton der Betrübnis, — lachte Werner sie unter tausend Liebkosungen aus. Er

wollte den ruhigen Ernst, in dem sie ihm auseinandersetzte, weshalb sie leide, nicht gelten lassen. Er nannte das eine Narrheit, die ihrer nicht würdig sei, eine Schwäche, die sie sich abgewöhnen müsse. Er wollte von allen ihren „Sophistereien“ nichts wissen; die Eifersucht sei eben Eifersucht, sei immer und überall etwas Lächerliches, etwas Kleinliches und Häßliches. Eigentlich thue er ein gutes Werk, meinte er, sich recht viel mit anderen Damen abzugeben, damit er sie mit der Zeit von ihrer einzigen, schlechten Eigenschaft kuriere und so zu einer vollkommenen Frau mache.

So redeten sie in Scherz und Ernst miteinander hin und her, ohne daß einer den anderen bekehrt hätte oder selbst von seinen Anschauungen zurückgekommen wäre. Werner selbst wußte gar nichts von Eifersucht. Wenn ein anderer seine Frau auch schön und begehrenswert und unterhaltend fand, um so besser. Es kitzelte ihn, das mit anzusehen, das zu erfahren und dabei sich sagen zu können, diese Frau sei sein, ganz sein. Je mehr man ihn um ihren Besitz beneidete, um so wohler würde ihm das thun. „Ich könnte ja sonst am Ende einmal ganz vergessen, was ich in dir habe!“ meinte er scherzend, „nun machen mir's die anderen immer wieder klar.“ Und als er einmal von der Äußerung eines Bewunderers seiner Frau vernommen hatte, „sie sei die Verkörperung seines Frauenideals und er könne nun also nicht mehr hoffen, dasselbe je noch auf Erden zu finden,“ setzte er ganz mitleidig hinzu: „Der Ärmste! Wenn ich ihm nur helfen könnte! Aber es geht doch nun einmal nicht, daß ich dich ihm abtrete.“ Über jede

eifersüchtige Regung hinaus lenkte er so alles in's Komische und Scherzhafte.

„Ich fürchte, du würdest es noch als Scherz auffassen," sagte ihm Edwine einmal, „wenn ich dir eines Tages erklärte, ich liebte dich nicht mehr und wollte, müßte einem anderen angehören. Und lachend würdest du erwidern: „Wenn es denn nicht anders sein kann!" — „Natürlich," bestätigte Werner, „und das wäre auch der einzig richtige Standpunkt, Kind. Denn, wenn nichts anderes, so ist Eifersucht doch in jedem Falle etwas durchaus Überflüssiges, ein ganz zweckloser Luxusartikel. Vergißt sich eine Frau so weit, ihrem Manne die Treue zu brechen, auch nur mit einem Wort, mit einem Blick, so ist sie es ja gar nicht mehr wert, daß er sich um ihretwillen in die Kosten eifersüchtigen Zornes stürzt. Und was kann er dann auch noch ändern? Sie ist ihm verloren, wohl oder übel muß er sie preisgeben." — „Und du entbehrst gar nichts dabei, wenn ich mit anderen Männern lache, scherze, geistreich bin, meine geheimsten Gedanken, meine besten Empfindungen vor ihnen verschwende?" fragte Edwine weiter. — „Aber, liebes Kind," lachte er ungeduldig, „ich will doch nicht, wie der Geizige, alle meine Schätze vor den Augen der Menschen vergraben. Ich bin gutmütig, ich gönne ihnen, einen Bruchteil davon zu sehen. Und ich bin ehrgeizig, ich will, daß man mich um ihretwegen anstaunt. Ich bin so stolz auf mein Weib und auf mein Glück, daß ich möchte, alle Welt kennte es und priese mich deshalb."

Dabei blieb es. Es gab hierüber keine Verständigung zwischen den beiden. Werner lachte seine

Frau aus, wenn sie ihm versicherte, aus seinem Verkehr mit anderen Frauen zu erkennen, daß sie allein ihm nicht genüge. „Du gefällst mir hinterher immer noch viel besser," sagte er, „und das hast du ja doch wohl allein hören wollen, nicht?" — Aber Edwine fühlte sich dadurch nicht befriedigt.

Eines Tages sagte sie ihm, sie müsse ihn warnen. Sie fühle, wenn sie ihn in so eifriger und vertraulicher Unterhaltung mit anderen sähe, einen besinnungslosen, aus Groll, Neid und Erbitterung gemischten Schmerz in sich aufsteigen, daß sie fürchten müsse, derselbe werde sie einmal zu irgend etwas Wahnsinnigem oder gar Schlechtem antreiben, nur um sich Luft zu machen." — „Zum Beispiel?" fragte er auf's höchste belustigt. — „Zum Beispiel werde ich es dir aus Trotz nachmachen und mich dann aus Eigensinn in einen andern so lange verliebt glauben, bis es wirklich dahin kommt. Und dann Gnade Gott uns beiden! Ich kenne mich manchmal selbst nicht mehr."

Auch das blieb wirkungslos. „Wenn unsere Liebe in so schwachem Boden wurzelte," sagte Werner mit lächelnder Geringschätzung, „wäre sie es gar nicht wert, zu dauern. Und dann, mein Herz, noch eins: ich bin nicht so bescheiden, so ohne Selbstbewußtsein, um zu glauben, du könntest je ebensogut einen anderen lieben, wie mich. Das zu denken, ist mir einfach unmöglich. Ich würde dann zu der Erkenntnis gelangen müssen, daß du mich überhaupt nicht geliebt hättest oder meiner Liebe nicht würdig gewesen seiest. Du siehst, wohin das führte, Kind! Geh', sei klug! Laß mir meinen

heiligen Glauben, mein felsenfestes Vertrauen, meine goldene Freiheit. Und übrigens: Eva Waldow ist wirklich reizend. Du kannst stolz darauf sein, Liebste, daß ich immer noch froh und beglückt bin, wenn ich von ihr zu dir komme, daß ich durch sie immer klarer werde über deinen Wert und den Schatz, den ich in dir besitze. Und nun küsse mich, mein Kind, und laß endlich deine kleinen, thörichten Schwächen, die meines großsinnigen, geistesstarken Weibes so gar nicht würdig sind.“—

Von da an redeten sie lange nicht mehr mit einander von diesen Dingen. Edwine hatte eingesehn, daß sie um keinen Schritt damit weiter kam. Aber gerade nun, wo sie schwieg, sich zwang, zu schweigen, fühlte sie, daß es immer schlimmer wurde. Es fraß an ihr; was sie früher sich vom Herzen geredet hatte zu dem, vor dem sie kein Geheimnis auf Erden hatte, das verschloß sie jetzt darin und trug es wie eine schwere Last mit sich umher. Werner selbst änderte in seinem Wesen und Treiben nichts. Er war der zärtlichste, mitteilsamste, rücksichtsvollste Gatte, immer heiter, immer lebensfrisch, immer voll weit ausschauender Pläne, thatenlustig und arbeitskräftig. Alles an ihm war Bewegung und Daseinsfreude. Kein Wölkchen schien ihrer beider hellen Horizont trüben zu können. In den Gesellschaften war er von sprudelnder Lebhaftigkeit. Und immer wieder war es Eva Waldow, die ihn anzog. Er wollte sich nicht dadurch lächerlich machen, daß er fortwährend bei seiner Frau hockte. Dazu geht man am Ende nicht in Gesellschaften. Und dergleichen verzeiht man auch höchstens innerhalb der Flitterwochen.

Wenn also doch schon einmal mit einer anderen, warum sollte er sich dann nicht am liebsten mit der unterhalten, die ihm als die schönste und geistreichste erschien? Weil er dadurch die Eifersucht seiner Frau ganz besonders reizte? Diese alberne Eifersucht! Das Einzige, was an ihr wirklich abgeschmackt, kindisch, lächerlich war, und was er ihr abgewöhnen mußte um jeden Preis.

Es war eigentlich schon deshalb eine verdienstliche That, wenn er Eva Waldow ein bißchen den Hof machte. Und nebenbei gefiel es ihm auch. Sie hatte wirklich große Reize und war vor allem so ganz anders, als Edwine. Gerade dieser Gegensatz war's, der ihn anzog und fesselte. Eva Waldow war ihm selber ähnlicher, dunkler, lebhaft, sprühend. Dazu besaß sie ungewöhnliche, musikalische Talente, die Edwine ganz fehlten, während Werner, der selbst nie Zeit und Lust gehabt hatte, ein Instrument zu erlernen, ein feines, musikalisches Verständnis und großes Interesse für Musik sein eigen nannte. So fanden sie viele Berührungspunkte und es gab ein Gebiet, auf dem sie sich immer wieder begegneten, während es für Edwine vollkommen verschlossen blieb. Eva besaß überhaupt die Gabe, Werner anzuregen und ihn zur vollen Entfaltung seiner geselligen Talente zu bewegen, in weit höherem Grade, als dies bei Edwine der Fall war, die nie ein Hehl daraus machte, daß sie jeder Geselligkeit, welche Reize sie auch bieten mochte, ein stilles Beieinandersein in der Traulichkeit des eigenen Heims bei einem Buche, aus dem Werner ihr vorlas, immer vorzog. Sie hatte die schönsten und inhaltsvollsten Stunden ihres

Ehelebens dabei verbracht und auch Werner hatte ihr mehr als einmal gestanden, daß er sich keine lieberen wisse. Jetzt schien er anderen Sinnes geworden zu sein. Sie selbst war viel zu stolz, um ihn je zu bitten, er möge es wieder sein lassen, wie früher, und er, da sie ihn nicht bat, glaubte nicht mehr daran, daß er ihr einen Liebesbeweis damit geben könne, daß ihr überhaupt noch darum zu thun sei. Er redete sich wenigstens ein, daß er es nicht glaube. Das Unausgesprochene zwischen ihnen führte allmählich zu einer Entfremdung, über die sie sich keine Rechenschaft ablegten, die sie aber mit heimlich wachsender Verbitterung empfanden, ohne sie hindern zu können oder zu wollen, solange es noch Zeit gewesen wäre.

Edwine litt unsäglich darunter. Eine viel zu feinfühlige Natur, um ihrem Manne noch unschöne Eifersuchtsszenen aufzuführen, nachdem sie ihm so oft in ruhigem Ernst klargelegt, daß er sie unglücklich mache, so oft er ihr einen Teil seines Selbst durch den lebhaften und angeregten Verkehr mit anderen entziehe, sah sie jetzt schweigend dem zu, was sich vor ihren Augen abspielte. Aber seit sie schwieg, verhärtete sich ihr Inneres gegen ihn und der Groll, der sich in Bitten und Vorwürfen nicht mehr Luft machen konnte, fraß sich ihr, wie ein schleichendes Gift, in die Seele. Ein blindes Gelüsten nach Vergeltung, nach einem Ablenken ihrer bitter-wehvollen Empfindungen brachte sie zu dem wahnsinnigen Wunsch, es Werner gleich zu thun. Sie wurde ja auch von anderen begehrt und umschwärmt. Und wenn er erst sah, daß es ihr Ernst war mit

ihrem Wohlgefallen an fremden Huldigungen, daß sie sich den Reizen eines Verkehrs mit anderen freudig hingab, würde er vielleicht doch nicht mehr auf seinem früheren, unbegreiflichen Standpunkt verharren und sich einzig geschmeichelt dadurch fühlen, sondern traurig werden, sie entbehren, umkehren von seiner Verblendung, die zu ihrer beider Trennung und zum Untergang führen mußte, wenn sie fortdauerte.

In dieser ernsthaften, ehrlichen Überzeugung ließ sie sich die Verehrung anderer gefallen, die sie früher mit der schroffen Kälte ihrer herben, jungfräulich gebliebenen Natur zurückgewiesen hatte, immer nur ängstlich darauf bedacht, die Wirkung zu beobachten, die diese Wandlung in ihrem Verhalten bei Werner hervorrufen würde. Sie gewahrte bald genug, daß ihre Hoffnung sie getäuscht hatte. Werner schien in der That nur Genugthuung darüber zu empfinden, daß auch andere seine Frau reizvoll und begehrenswert fanden. Wenn ihm Edwine in kluger Berechnung mitteilte, was sie von anderen an Schmeicheleien, Seufzern und schmachtenden Anzüglichkeiten habe mit anhören müssen, lachte er aus vollem Halse. „Du bist also gar nicht eifersüchtig?“ fragte sie. Und er antwortete: „Gott behüte! Laß ihnen doch den Spaß! Ich meinesteils gönne ihn dir und ihnen von Herzen!“

Dann sagte sie ihm eines Tages: „Wer nicht eifersüchtig ist, liebt auch nicht, Werner. Ich kann mir ohne Eifersucht gar keine Liebe denken!“ Da fiel er lachend ein: „Das ist eine Lustspielphrase, liebes Herz. Eifersucht ist ja in Wahrheit der Tod jeder Liebe.“

„Dann muß ich dich also wohl nicht lieben, Werner.“

Die letzten Worte klangen so traurig und bitter, daß er eines Tages, da sie wieder von ihren Lippen kamen, aufhorchte. „Ich glaube, du bist närrisch," sagte er härter, als sonst. „Du quälst dich und mich grundlos und eigensinnig. Es gehört viel Geduld dazu, dir das hingehen zu lassen. Ich hab' es nun aber auch satt. Ich verbiete dir, auf die Narrheit wieder zurückzukommen. Hast du mir eine Untreue vorzuwerfen, dann thu's, — sonst mach' dich nicht lächerlich vor mir!"

Sie hatte ihn so noch nicht reden hören und erstarrte. Sie fühlte, daß etwas in ihr, was warm und weich gewesen war, erkaltete und zu Stein ward. Zugleich fand sie in seinem heftigen, jähzornigen Ton einen Beweis seines Schuldgefühls. Da richtete sie sich hoch vor ihm auf und sagte: „Mit jedem Blick und jedem Wort für eine andere begehst du eine Untreue an mir — nach m e i n e m Gefühl; also sind unsere Gefühle eben wohl nicht die gleichen, waren es niemals. Ich kann dir das Recht auch nicht zuerkennen, mir Schweigen anzubefehlen, wo nach meiner Überzeugung es sich um das Wohl und Wehe unseres Lebens, um den Bestand unserer Ehe handelt!"

„Was willst du damit sagen?" fiel er mit spöttischem Auflachen ein.

„Daß ich dich bitten — nein, von dir fordern muß, dich diesem Fräulein Waldow gegenüber darauf zu besinnen, daß ich deine Frau bin!"

„Vergess' ich das?" höhnte er.

„Bei jedem Zusammensein mehr. Ich aber bin nicht gewillt, zum Gegenstand des Mitleids und der

hämischen Spottlust zu werden um ihretwillen. Hörst du? Und ich bin nicht gewillt, daß Männer sich mir nähern, in der ausgesprochenen Absicht, mich — zu trösten! Ich dulde keine Götter neben mir. Kein Weib, das liebt, kann sie dulden. Rede mir nicht von einer unschuldigen Tändelei, einer Zerstreuung, einer Freundschaft! Ein Mann, der seine Frau liebt, — wie ich die Liebe verstehe, — bedarf all' dessen nicht, findet das alles in seiner Frau. Und wär's, um ihr nur eine Laune, eine Eigenheit, eine Gunst zu erfüllen, er würde es thun, wenn er sie liebte, blindlings, bedingungslos. Du aber siehst mich leiden und lachst. Keine Untreue! O nein! nein, du hast das sechste Gebot ja nicht übertreten, du bist rein, du stehst makellos und erhaben da. Ich aber sage dir: du hast unsere Ehe gebrochen, brichst sie immer wieder auf's neue, lachend, scherzend, unter dem Deckmantel geselliger Vergnügungen, und die Gesellschaft giebt dir recht. Durch jeden Blick, mit dem du ein anderes Weib wohlgefällig betrachtest, brichst du mir die Treue, durch jedes Wort, das du an sie richtest, wenn es über die gewöhnliche Gesellschaftsphrase hinausgeht! Das scheint dir verrückt, nicht wahr? Und überspannt vielleicht, trotzdem ich im Grunde eine so kühle und klare Natur bin. Ich aber bin nicht dein Weib geworden, um mit einer anderen zu teilen, auch nicht mit der besten, der edelsten. Ich will dich ganz oder ich will dich gar nicht. Sage mir, daß du den „freundschaftlichen" Verkehr mit jener anderen aufgeben willst oder sage mir, daß du sie mir vorziehst. Ich weiche vor ihr, aber ich teile nicht mit ihr!"

Nun hatte sie es endlich einmal sich vom Herzen geredet, was sie so lange schon bedrückt und erbittert hatte. Es war hervorgesprudelt, wie ein Waldstrom, der die bergende Hügelwand zerreißt, und sie atmete auf. Endlich! Er aber stand und sah sie an, wie eine Fremde. Er kannte sie nicht wieder. Dies immer demütige, sich weich und liebevoll ihm beugende Weib war verwandelt. Etwas Gebietendes, ungestüm Forderndes lag in ihrem Wesen. Und da er die allmäliche Veränderung, die in Wochen und Monaten vor sich gegangen war, nicht gewahrt hatte, trat ihm ein Neues jählings entgegen, das ihn befremdete, abschreckte, erzürnte. Er wollte seine Frau nicht anders, als sie gewesen war. Diese da war seine Frau nicht, an ihr hatte er keinen Teil. Und daß sie es wagte, ihm als diese andere gegenüber zu treten, ließ das Blut heiß und stürmisch in ihm aufwallen, raubte ihm die klare Besinnung. „Du scheinst die Möglichkeit, daß ich mich bei der Wahl, die du mir da so freundlich stellst, für die andere entscheide, nicht sonderlich schwer zu nehmen!“ rief er empört.

„Nein, denn ich wiederhole dir: lieber weichen, als teilen!“

„Nun gut, wenn es denn so steht —“ Kalt und grausam funkelten seine Augen sie an. „Ich möchte nur noch wissen,“ fügte er lauernd hinzu, „was aus dir selber wird, wenn ich — wenn ich deiner Aufforderung, mich des Verkehrs mit jener anderen zu berauben, nicht nachkomme —“

„Aus mir? Ich werde das für das Signal dafür nehmen, daß es zwischen uns keine Ehe mehr giebt

und, damit wir nicht zu Lügnern werden, auch vor der Welt nicht mehr geben soll!"

„Ah!" machte er, „und du, was wirst du dann thun?"

Es war vielleicht ein unbeabsichtigter Hohn, der in seinen Worten lag. Sie aber faßte sie auf, als wolle er ihr zu bedenken geben, daß sie ohne ihn nichts, ein wirbelndes Blatt im Winde sein werde, und ihr ganzer Frauenstolz bäumte sich gegen ihn auf. „Ich?" fragte sie gedehnt und sah ihn an, als hasse sie ihn, „ich werde Doktor Eduard Wilde heiraten."

Wieder kam ein Laut höchster, schreckhafter Überraschung von seinen Lippen. „Den also liebst du?"

„Er liebt mich, wie ich glaube, und er würde mich heiraten."

„Darüber will ich Gewißheit haben!"

Er stieß das in besinnungsloser Wut heraus, kreidebleich im Gesicht, und stürzte davon. Sie hörte, wie er nebenan im Schlafzimmer rumorte, daß er sich zum Ausgehen rüstete. Es war gegen drei Uhr morgens. Sie waren noch nicht lange aus einer großen Gesellschaft zurückgekommen, in der Werner wieder einmal kaum von Eva Waldow's Seite gewichen war, in der sie selber aus Zorn, aus Vergeltungssucht, aus fiebernder Eifersucht sich hatte von Doktor Eduard Wilde den Hof machen lassen. Werner würde doch nicht in dieser Nacht noch zu ihm gehen? Oder wollte er sonst etwas Unbesonnenes thun? Wahrhaftig, er ging. Und sie ließ ihn gehen. Sie fühlte, daß sie ihn zurückrufen müsse, sie wußte, daß es ein Verbrechen, ein Wahnsinn war, wenn sie es nicht that,

sie ahnte, daß diese Stunde eine furchtbare Lebensentscheidung heraufbeschwor; aber sie rief ihn doch nicht zurück. Sie hatte zuviel gelitten, sie konnte sich vor diesem Manne nicht mehr demütigen. Sie hatte ihn immer wieder und wieder angefleht, ihr ganz anzugehören, wie früher, keine andere zwischen ihn und sie treten zu lassen, auch nicht einmal den Schatten einer anderen; sie hatte ihn beschworen, ihm die Folgen vorgestellt, die sonst früher oder später ihrer eigenen Natur, ihrem Wesen entsprechend eintreten mußten. Er hatte nicht auf sie gehört, sie verlacht, sie verspottet. Wenn er sie liebte, hätte er aus freier Gunst ihre Bitte erfüllen müssen, auch wenn sie ihm unbegründet, kindisch, launenhaft erschien. Darin gerade hätte er ihr beweisen können, was sie ihm galt, und daß er um einer bloßen Grille halber bereit war, jedem Wort, jedem Blick für eine andere zu entsagen, dazu bereit gewesen wäre, selbst wenn es sich um eine Lebensfreude dabei für ihn gehandelt hätte, was er ja leugnete. Wenn er sie liebte! Aber er liebte sie ja eben nicht. Ein Mann, der sein Weib so leiden sehen kann, ohne ihm zu helfen, was er doch mit spielender Leichtigkeit vermöchte, liebt sein Weib nicht. Ihm mochte geschehen, wie er es verdiente! Es sollte seinen Gang nehmen.

Frau Edwine rief ihren Mann nicht zurück. Sie hörte ihn die Treppen hinabstürmen, hörte drunten die Hausthür knarrend sich öffnen und wieder in's Schloß fallen. Noch hätte sie ihn vom Fenster aus zurückrufen können. Vielleicht erwartete er das sogar, blieb drunten stehen, um hinaufzublicken, fest überzeugt, daß

sie sich hinauslehnen, nach ihm rufen werde. Nein; sie konnte nicht, sie wollte nicht. Es war geschehen. Frau Edwine ging zur Ruhe.

Sie redete sich ein, daß sie jetzt Ruhe finden werde, da sie ihrem Stolze genug gethan habe. Aber sie trug ihre Kissen aus dem gemeinsamen Schlafzimmer auf die Chaiselongue ihrer Wohnstube hinüber, deren beide Thüren sie verriegelte. Sie hatte das Gefühl, als ob es schamlos von ihr gewesen wäre, jetzt noch das Zimmer mit ihrem Manne zu teilen, als ob auch äußerlich eine entscheidende Trennung zwischen ihnen beiden eintreten müsse. Und dann wollte sie schlafen. Aber sie fand keine Ruhe. Das Blut jagte wild in ihr und ihre Schläfen klopften. Was Werner nur thun mochte? Ob er gerades Weges zu Eduard Wilde ging, um ihn zu fragen, ob er wirklich nach ihr, nach seiner Frau, Begehren trage, sie heiraten würde, falls sie frei sei, frei werde? Und der? Was konnte der antworten? Er liebte sie ja wohl wirklich. Ein junger, sehr tüchtiger Privatdozent der Chirurgie, dem man eine glänzende Zukunft prophezeite, war er oft in ihrem Hause gewesen, wo die jüngeren Dozenten der Universität sich gern ein Stelldichein gaben, und hatte ihr immer in seiner ernsten, ehrlichen, geraden Weise gehuldigt. Seine etwas unbeholfene Anbetung hatte sie von jeher gerührt. Und er war so ganz anders, als Werner, so viel stiller, in sich gekehrter, schwerfälliger; man merkte es ihm so oft an, daß er gar nicht sagen konnte, was er wollte, daß er sich davor scheute, seinen wahren Empfindungen Ausdruck zu geben, wie ein Kind dabei erröthete, wenn er es versuchte. Und gerade das

hatte ihr so an ihm gefallen, sie für ihn eingenommen. Liebe freilich, Liebe war das gewiß nicht. Aber wie hätte sie auch als die Frau eines anderen, als Werner's Frau ihn lieben, an die Möglichkeit einer Liebe zu ihm überhaupt denken können? Sie wahrlich hatte nie einem anderen einen Blick, einen Gedanken gegönnt, sie nicht. Wenn Werner es aber darauf anlegte, ihr ihre Freiheit wieder zuzuwerfen, wie ein für ihn wertlos gewordenes Gut, das sie ihm in voller Hingabe einst bereitwillig, glückselig zum Opfer gebracht, weshalb sollte sie in dieser Freiheit nicht Eduard Wilde lieben können? Sie *wollte* ihn ja lieben — —

Und während das junge Weib das alles ruhelos in ihrer trotzerstarrten Seele umherwälzte, war Werner zu Eduard Wilde gestürmt. Die kalte Vorfrühlingsnacht hatte ihm die heiße Stirn nicht gekühlt, der feuchte Wind, der ihm brausend entgegenschnob, ihm das Blut nicht ruhiger fließen lassen. Ein wilder Aufruhr tobte in seiner Seele. Trotz, Empörung, Bitterkeit, Verzweiflung, gellendes Hohnlachen, — das alles gährte, wühlte, siedete darin durcheinander. Gewißheit wollte er, nur Gewißheit. Und wenn er sie hatte, dann fort mit allen weicheren Regungen, fort mit allem Überlegen, allem Zweifeln. Dann mußte ein Ende gemacht werden. Das Ende, das unter vernünftig denkenden, freien Menschen einzig und allein in Frage kommen konnte.

Er zerrte an des Doktors Nachtklingel, daß der Messingknopf ihm beinahe in den Fingern geblieben wäre. Doktor Eduard Wilde erschien nach kurzer Zeit am Fenster, das er aufgerissen hatte, um herabzufragen, was es gäbe.

„Ich muß Sie sprechen, Doktor!“

„Um Gottes willen, Sie, Howaldt? Was ist denn geschehen? Doch kein Unglück? Ihre Frau —? Ich bin gleich unten.“

„Nein, nein, ich will zu Ihnen hinauf, ich muß mit Ihnen reden. Werfen Sie mir den Hausschlüssel herab! Ich finde die Treppe dann schon hinauf.“

Werner war plötzlich so ruhig, so klar überlegend geworden, daß er über sich selber erstaunte. Der Schlüssel klapperte neben ihm auf das Trottoir nieder, er bückte sich darnach, brachte ihn in's Schloß und sperrte die Thür auf. Langsam tastete er sich drinnen die Treppe hinauf, Stufe um Stufe. Dabei dachte er immerfort: „Wenn ich wieder hier zurückkomme, ist es entschieden.“ Was eigentlich da oben für ihn entschieden werden sollte und konnte, welche Gewißheit er sich holen wollte, wußte er im Grunde selber nicht, hätte es nicht zu sagen vermocht. Aber trotzdem klammerte er sich daran, wie an das, wovon alles für ihn abhing, Glück und Leben, Sein und Nichtsein. Es war ein Wahnsinn. Er empfand das dunkel selber und doch ließ er nicht davon, wollte er nicht davon lassen. In grimmiger Verbitterung, in blinder Besinnungslosigkeit kam er oben an.

Der Doktor stand, notdürftig bekleidet, halb verschlafen, mit der Lampe in der Hand auf dem obersten Treppenabsatz. „Um Himmels willen, Howaldt, sagen Sie mir doch nur, was eigentlich los ist! Kommen Sie hinein!“

Sie traten in des Doktors Arbeitszimmer. Eduard Wilde warf sich müde, schlaftrunken in einen Sessel.

Sein von rotblondem Vollbart umstarrtes, ernstes, gesundblickendes Gesicht richtete sich mühsam, fragend gegen das des anderen, der, die Hände auf dem Rücken, ein paarmal mit ungleichen Schritten das Zimmer durchmessen hatte. „Ich verlange von Ihnen eine Erklärung auf Ehrenwort, Doktor!“

Werner war plötzlich dicht vor dem Sitzenden stehen geblieben und sah ihn mit grimmigem Ernst an.

„Nun?“

„Ist es wahr, daß Sie meine Frau lieben?“

Der andere schnellte vom Sessel empor. Kerzengerade, ihn um Haupteslänge fast überragend, stand er vor Werner. Alle Müdigkeit war von ihm gewichen, in seine Augen war ein heißes Feuer getreten, er reckte seine sehnigen Arme wie zum Kampfe. „Wer hat mich bei Ihnen verleumdet? Wann, wie bin ich je Ihrer Ehre zu nahe getreten? Eben weil ich Ihre Frau liebe, verehre, — nennen Sie es, wie Sie wollen! — würde ich ja ein Elender sein, wenn ich es thäte. Diese Liebe zu ihr, diese Freundschaft bewahrte mich davor, macht es zur Unmöglichkeit, daß ich je vergessen könnte, was ich ihr und Ihnen schuldig bin. Und deshalb —“

Seine Lippen zitterten vor Erregung, vor Zorn, vor sittlicher Entrüstung. Er fühlte sich völlig unschuldig und nur ein streng bewahrtes Geheimnis, das er kaum je sich selber offenbart, nie einem anderen, am wenigsten Frau Edwine verraten hätte, unkeusch, widrig an's Tageslicht, aus dem süßen Dämmern der Ahnung in die rohe, häßliche Wirklichkeit gezerrt. Wer ihm das angethan hatte, war sein Feind und war ein Elender.

Werner aber hatte ihm, wie beruhigend, die Hand auf den Oberarm gelegt. Er blickte dabei düster. Wozu brauchte er jetzt noch irgend eine Erklärung? Es lag ja alles sonnenhell am Tage. „Regen Sie sich nicht auf," sagte er kühl, mit einem feindlichen Blick, „ich habe keine ehrenrührige Handlungsweise Ihnen zum Vorwurf machen wollen, und niemand hat Sie bei mir verleumdet. Ich komme einfach, um Sie zu fragen, ob Sie meine Frau lieben; das haben Sie mir eben in einer für mich genügenden Art bejaht; und ob Sie bereit sind, sie zu heiraten, — beantworten Sie mir auch das noch!"

Jetzt starrte Eduard Wilde den Sprechenden an, als ob er nicht geringe Zweifel über dessen Verstandeskräfte hege. Dann sagte er unsicher: „Ich weiß wirklich nicht, wie ich mir diese Frage deuten soll."

„Buchstäblich, wenn ich bitten darf. Wenn meine Frau frei wäre, würden Sie sie heiraten?"

„Aber natürlich," stammelte der Doktor nun in halb lachender Erregung, „wie können Sie zweifeln? Sie müßte freilich selber wollen. Und übrigens — Aber ich begreife nicht, was das alles soll. Es ist doch ein etwas seltsamer Scherz. Und deshalb in der Nacht —"

„Es ist bei Gott kein Scherz!" fiel Werner knirschend ein, „denn ich — gebe meine Frau auf. Verstehen Sie mich recht! Ich erhebe keine Ansprüche mehr an sie, — sie ist frei!"

„Ah!" machte der Doktor gedehnten Tones, ohne eigentlich noch im geringsten zu begreifen, „wenn es so wäre — und wenn vor allem sie selber —"

„Darüber können Sie sich beruhigen!“ warf Werner mit ingrimmigem Hohn ein, „denn ich habe meine Kenntnis von niemandem, als von ihr selber. Und eben darum — Und damit wären wir ja wohl zu Ende. Ich bedauere, Sie in Ihrer Nachtruhe gestört zu haben, aber Sie verstehen, daß ich Klarheit haben mußte. Das weitere kann vertagt werden. Meine Frau wird morgen in das Haus ihrer Eltern zurückkehren und dort Ihren weiteren Schritten entgegensehen. Was mich betrifft — Doch das kümmert Sie ja im Grunde nichts. Auch ich werde ein anderes Glück finden. Ich glaubte nur, Ihnen das sagen zu müssen, damit Sie nicht etwa sich unnötige Gewissensskrupel machen. Es ist eine einfache Verabredung, wissen Sie, — alles ganz freundschaftlich, ganz in Frieden, wie Menschen in derlei Lebenslagen handeln, die sich das Zeugnis ausstellen möchten, ungewöhnliche oder sagen wir: denkende, freie, wahre Menschen zu sein. Wenn zwei bei einander blieben, die sich nicht mehr lieben, von denen jeder das Bild eines anderen in der Seele trägt — oder zu tragen sich einredet, das wäre eine unsittliche Ehe, nicht wahr? eine unmögliche. Darüber ist bei denkenden Menschen kein Zweifel. Und deshalb — Wie gesagt: nun ist ja alles zwischen uns geredet worden, was notwendig war. Gute Nacht, Doktor, oder: Guten Morgen!“

Er reichte dem immer noch fassungslos dreinstarrenden Eduard Wilde die Hand und ging. Der folgte ihm die Treppe hinunter nach, um drunten die Hausthür zu schließen, halb wie im Traum, immer noch keines Gedankens fähig. „Morgen also,“ murmelte

er dort, als Werner sich verabschiedete. Und dieser wiederholte nickend: „Ja, ja, morgen.“ So trennten sie sich.

Frau Edwine lag noch immer wach, als Werner heimkam, obgleich er nicht den geraden Weg nach Hause eingeschlagen hatte, sondern noch eine Stunde lang durch die Straßen, am Stromufer entlang gelaufen war, ehe er zurückkehrte. Er hatte ruhiger werden wollen und hatte sich nur noch tiefer in seinen Ingrimm und in seine trotzige Verbitterung hineingebohrt. Nun pochte er an der Thür des Wohnzimmers, in dem Edwine ihr Lager aufgeschlagen hatte. Die äußere Trennung, die sie schon jetzt vorgenommen, versteinerte sein Inneres nur noch mehr.

Edwine dagegen nahm dies Klopfen als ein Zeichen dafür, daß es Werner keine Ruhe bis zum Morgen mehr lasse, um sich mit ihr zu versöhnen, daß nun alles vorüber und gut sei. Sie fuhr wie aus einem Schreckenstraum, der sie im Bann gehalten, empor und lauschte, halb emporgerichtet, hoch aufklopfenden Herzens auf den ersten Ton seiner Stimme, der ihr verkünden sollte, er liebe sie doch noch trotz allem und allem, der ihr die selige Gewißheit bringen sollte, eine Liebe, wie die ihrige, könne nicht zerstört werden und könne nicht untergehen. Und nun erklang statt dessen seine Stimme: „Ich habe mit Wilde gesprochen. Es ist alles in Ordnung. Und morgen wird er dich bei deinen Eltern aufsuchen. Ich habe ihm gesagt, daß er dich dort — von jetzt an immer finden werde. Gute Nacht.“

War es wirklich Werner, der das alles gesprochen hatte? Seine Stimme war es gewesen, so fremd sie

ihr auch in den Ohren geklungen, aber doch konnte er es nicht gewesen sein. Nur daß sie selber unter der Einwirkung seiner Worte jetzt mit einer gleichfalls ganz fremden, gar nicht ihr selber angehörenden Stimme antwortete: „Es ist gut. Natürlich gehe ich morgen zu meinen Eltern. Gute Nacht.“

Und dann war alles still. Und Frau Edwine weinte nicht, brach nicht in Schluchzen und wilde Verzweiflungsqualen aus, wie sie vor einer Minute noch selber gedacht, nein, sie blieb ganz starr und kalt. Sie lachte sogar leise vor sich hin. Im Grunde war es ja auch sehr komisch, zum Lachen, das, was sich da zwischen ihnen beiden abspielte. Und wenn Werner etwa gar dachte, das es ihr das Herz brechen würde, war er in einem seltsamen, anmaßlichen Irrtum befangen. Ganz im Gegenteil, es war ja wirklich gut so. Er liebte eine andere, er hatte es, wenn durch nichts sonst, schon durch die Eile bewiesen, in der er, wie auf ein gegebenes Signal hin, freudig die Gelegenheit ergriff, sich von seiner Frau loszumachen, um diese andere besitzen zu können. Er *sollte* sie besitzen. Das war immer noch besser und ehrlicher, als daß er seine Frau über einer anderen vernachlässigte, dieser anderen gewährte, an sie verschwendete, was er seiner Frau vorenthielt. Und sie selber, sie würde sich über den Verlust eines Mannes, der sie nicht mehr liebte, dem also fernerhin anzugehören ihren Frauenstolz gedemütigt hätte, zu trösten wissen. Sie würde vielleicht jenen anderen wenigstens glücklich machen, während sie Werner nicht hatte glücklich machen können. Und darin würde sie

selber Glück finden, das allein war ja das Glück des Weibes.

In solcher Art redete Edwine sich immer weiter in ihre trotzige Verbitterung hinein, wühlte sie mit Wollust in ihren Schmerzen und spiegelte sich vor, daß es nur so werden könne und daß sie nur dabei glücklich werden könne, sie gerade so, wie er. Als es Tag ward, glaubte sie selber schon daran. Es war ihr alles schon etwas Feststehendes, Unumstößliches, ein Verhängnis, ein Geschick. Sie blickte nur noch voraus, nicht mehr zurück. Sie wollte nichts mehr sehen, als was vor ihr lag, und dies vor ihr Liegende wie eine Pflicht, zugleich aber in der festen Überzeugung erfüllen, daß es zu Werners und zu ihrem Wohl sei, notwendig und heilbringend zur selben Zeit. Zum Besinnen ließ sie sich keine Muße mehr. Sie stürmte förmlich auf ihr Ziel los.

Und weil sie es that, that Werner das Gleiche. Jeder ließ sich durch den anderen reizen und stacheln, jeder glaubte, daß der andere es zuerst geflissentlich thue, und keiner wollte dem anderen dabei den Vorrang lassen, den Anschein erwecken, als sei ihm nicht ebenso darum zu thun, frei zu werden und ein neues Glück zu erringen. Jeder hätte sich vor dem anderen geschämt, wenn er auch nur den Verdacht hätte aufkommen lassen, er bereue das Geschehene, er bange vor dem Kommenden. Die wechselseitig gesteigerte Verbitterung verhärtete sie immer mehr, machte sie blind, trieb sie zum Äußersten. Jeder deutete das, was der andere that, falsch und ließ sich dadurch zu Trotz und Wahnsinn stacheln, nur um es ihm gleich-

zuthun. Und jeder redete sich ein, dabei glücklich zu sein, und war's in seiner Einbildung auch.

Die Trennung wurde zu einer endgültigen Thatsache. Edwine ging in das Haus ihrer bestürzten und bekümmerten Eltern zurück, die vergebliche Vermittlungsversuche unternahmen, um endlich mit Entschiedenheit für ihre Tochter Partei zu ergreifen; die Scheidung wurde eingeleitet, Edwine begab sich für einige Monate in Begleitung ihrer Mutter auf Reisen. Sie korrespondierte während dieser Zeit viel mit Doktor Eduard Wilde, der wegen einer außerordentlichen Professur in Marburg in Unterhandlung stand.

Die Scheidung selbst vollzog sich rasch und diskret. Auf die wegen „böslicher Verlassung" erhobene Klage wurde kein Widerspruch geltend gemacht, Kinder waren nicht vorhanden, behufs der Vermögensauseinandersetzung einigte man sich leicht. Nach einem halben Jahre war alles zu Ende. Doktor Wilde hatte in Marburg angenommen und seine Übersiedelung bereits vollzogen, als er offen um Frau Edwine warb. Nach Ablauf der gesetzlichen Frist heirateten die beiden. Nicht lange nachher wurde Eva Waldow die Gattin Werner Howaldt's.

Die Geschichte könnte zu Ende sein, und im eigentlichen Sinne ist sie es ja auch. Und doch wird man fragen: was nun weiter? Sind diese beiden auf so unnatürliche Weise zustande gekommenen Ehen glücklich geworden, glücklicher, als die zwischen Werner und Edwine geblieben war? Darauf mögen hier kurze Auszüge aus zwei Briefen antworten, die ich unlängst von den beiden mir befreundet gewesenen und gebliebenen

Menschen erhielt, nachdem ich ihnen die Nachricht vom Tode eines nahen Verwandten mitgeteilt, der auch ihnen nicht fern gestanden hatte.

Edwine schrieb mir:

„Sie beklagen sich, daß Sie so selten etwas von mir hören. Das sollte Ihnen aber nur ein Zeichen dafür sein, daß ich in immer gleicher Art weiterlebe. Also ein gutes Zeichen, werden Sie sagen. Vielleicht. Und ich bin gewiß undankbar und nicht zu befriedigen, wenn ich meine, daß in diesem „immer Gleichen" doch auch etwas Tragisches liegt. Eduard ist sehr beschäftigt, eher noch mehr, als weniger gegen früher. Seine operative Thätigkeit, die in der ganzen Provinz berühmt ist, nimmt ihn völlig in Anspruch. Und er stiftet ja ungeheuren Segen und geht selber mit Leib und Seele ganz in seinem Berufe auf. Er ist der vortrefflichste, pflichtgetreueste, aufopferungsvollste Mensch, den es giebt. Nur für mich hat er beim besten Willen keine Zeit übrig. Und sein Thun und Denken ist nicht derart, daß eine Frau daran teilnehmen kann, wie Sie begreifen. Er darf mir von all' diesen schrecklichen Dingen gar nichts erzählen. Meine Nerven sind neuerdings etwas schwächlich geworden, sie vertragen es nicht mehr. Und so bin ich denn, da uns Kinder versagt blieben, viel allein, recht viel. Eigentlich mir nahestehende Menschen habe ich hier nicht gefunden, und Eduard ist ein abgesagter Feind der Geselligkeit. Seine Natur widerstrebt ihr, und seine anstrengende, aufreibende Thätigkeit ließe ihm auch gar keine Muße oder Kraft dazu. Ich lese also viel. Und wissen Sie,

was ich lese? Ihnen darf ich es ja wohl erzählen. Die Bücher, aus denen mir einst Werner vorgelesen, und dann seine eigenen Werke. Wie mir dabei zu Mute wird, wenn ich an die Stellen komme, die er einst mit mir besprochen, die er mir erklärt und erläutert hat, fragen Sie mich nicht. Mit Eduard wag' ich nicht davon zu reden. Er hat keine Zeit dafür, und es würde ihn schmerzen. Er ist immer gleich gut und von rührender Treue gegen mich. Sie kennen ihn ja, er sieht gar keinen Menschen an außer mir, wenn er nicht muß" —

Und Werner schrieb mir:

„Die Nachricht ging mir sehr nahe. Ich konnte mich des aufsteigenden Wunsches nicht erwehren, ich möchte an der Stelle dessen sein, der von uns gegangen ist, und er wäre uns erhalten geblieben. Du weißt, daß das bei mir wahrlich keine Phrase ist, wenn ich so etwas sage, sondern mir aus tiefstem Herzen kommt. Wie man mein Leben auch auffassen möge, mir erscheint es trotz allem und allem ein verfehltes. Der Himmel verzeihe mir meine Sünde! Ich habe Erfolge in meinem Fache, ich habe eine Frau, die mich anbetet, ich habe Kinder, die vortrefflich gedeihen, — man beneidet mich. Man hat ja ein Recht, mich zu beneiden. Und ich habe meine Frau lieb und bin ihr treu. Und dennoch — dennoch — Lieber, lieber Freund! Was für ein Wahnsinniger bin ich gewesen! Du weißt es. Und ich darf nicht der Elende sein, meine Frau auch nur mit einem Worte, mit einem Seufzer jemals merken zu lassen, daß ich es noch besser, viel besser

haben könnte, wenn — wenn ich nicht ein Tollhäusler gewesen wäre. Sie ist so gut, so liebreich. Nur — was ist sie gegen Edwine? Edwine soll ja glücklich sein. Ich glaub' es, ich gönne ihr's. Sie hat ja auch nicht in mir aufgegeben, was ich in ihr verlor. Doch ich will nicht mehr davon schreiben; es ist Treubruch, häßliche Undankbarkeit, verspätete Reue, — nenn's, wie du willst. Aber glaube mir: ich wäre gern an Stelle dessen, der heute gern noch lebte!" —

# Im Wege.

Auf dem Perron des Bahnhofs von Thun schritt seit geraumer Zeit ein Mann hin und wider. Er war fast allein dort. Die „Saison“ und der ungeheure Fremdenstrom, den sie mit sich bringt, war noch nicht da. Es war Spätfrühling, die Villen am Stromufer schliefen noch zum Teil mit geschlossenen Läden. Die großen Gasthäuser waren noch leer. Nicht einmal die Schnellzüge waren im Gange. Alles bereitete sich erst vor auf das lärmvolle und gewinnbringende Treiben, das für die Sommermonate zu erwarten stand, dies Jahr, wie alle Jahre. Übrigens war es noch eine Weile hin, bis der Zug von Bern her fahrplanmäßig einlaufen konnte, und da er von hier nur noch bis zur nahegelegenen, kleinen Dampfschiffsstation Scherzligen weiterfuhr, warteten keine Passagiere auf ihn. So wurde der einsame Mann, der sichtlich dem Eintreffen des Zuges mit lebhafter, mühsam unterdrückter Spannung entgegensah, von niemandem beobachtet, als von den hin und her gehenden Beamten, die aber kein sonderliches Interesse an ihm nahmen.

Er war schlank gewachsen, seine Haltung ein wenig vornübergebeugt. Er sah leidend, wenn auch

nicht eigentlich verfallen aus. Sein Kopf war bedeutend, in den Zügen aber lag bei aller Willenskraft eine sinnende Schwermut, etwas Träumerisches und Weltabgewandtes ausgeprägt. Das gebräunte Gesicht umwucherte ein rotblonder, starker Vollbart, unter dem das energisch vorstrebende Kinn verdeckt wurde und der auch das jeweilige, nervöse Zucken der Lippen verbarg. Unter einer hohen, leicht gefurchten Stirn blickten die hellblauen Augen manchmal scharf prüfend in die Ferne und manchmal, wenn der Mann bei seinem ruhelosen Umherwandern plötzlich stehenblieb und sich, wie erschöpft, gegen einen Pfeiler lehnte, griff er mit der Hand nach seiner linken Brust, als ob er dort einen Schmerz empfinde. Vielleicht wollte er auch nur das ungestüme Klopfen seines Herzens bändigen. In solchen Augenblicken sah er merkwürdig alt und müde aus. Und doch konnte man aus seiner ganzen Erscheinung schließen, daß er die Mitte der Dreißig noch nicht überschritten hatte.

Immer noch kam der Zug nicht. Der Mann rückte ein paarmal den grauen Schlapphut ungeduldig aus der Stirn und focht mit einem elfenbeinkrückigen Ebenholzstock in der Luft umher, um gleich darauf mit einem müden, bitterschmerzlichen Lächeln wieder in schlaffer Haltung stehen zu bleiben. Es war, als ob dies Lächeln sagen wollte: Wozu die Ungeduld? Kommt das, was kommen muß, denn nicht immer noch früh genug? Sehnst du dich so sehr danach, daß es entschieden wird?

Da gellte plötzlich von rechts her ein langgedehnter

Pfiff. Der Mann fuhr zusammen. Er hatte eben mit seiner Stockzwinge nachdenklich in dem Kies des Vorplatzes umhergestochert, nun ertappte er sich selber darauf, daß er seine Kravatte hastig zurechtzupfte und den Rock über der Brust zuknöpfte, was ihm bei geraderer Haltung ein stattlicheres und vornehmeres Ansehen gab. Er lächelte wieder über sich selbst. Solche inkonsequente Narren sind wir bis an's Ende! dachte er. Aber er hatte nicht mehr viel Zeit zum Überlegen. Der Zug war vorgefahren, die Schaffner schrieen den Stationsnamen aus, die Wagenthüren flogen auf. Der Mann ging unruhig spähend an den Waggons entlang.

Und da stand sie. Auf der obersten Stufe des kleinen Treppchens, das von dem in der Mitte sich öffnenden Wagen herabführte, stand sie, ein paar Handtaschen in beiden Händen, im grauen Reisemantel, einen federgeschmückten Strohhut auf dem Kopfe, — er sah das alles auf den ersten Blick, — und lächelte ihm zu. Es war ein halb verlegenes, halb glückseliges, ein ganz sorgloses Lächeln, das mit dem seinen in seltsamem Widerspruch stand. Das war's, was er sich zu allererst klar machte. Und dann war er oben, hatte ihr die Taschen abgenommen, hatte sie einem Packträger übergeben und bot ihr die Hand. Kein Wort sprach er zur Begrüßung. Und auch sie fand keins.

„Wie warm es ist!“ sagte sie. Das war das erste, was sie sagte, — nach allem, was vorgegangen war. Was wir doch für wunderliche Menschen sind! dachte er. Und dann fragte er sie, ob sie auch noch weiteres Gepäck habe und ob sie es gleich mitnehmen wollten.

Er fand das selber sehr komisch, aber er fragte es dennoch.

So schritten sie Arm in Arm über den Perron des Bahnhofs und in's Freie hinaus. Die lange Straße vor ihnen lag in der hellen Sonne da, wie der Weg in das blühende, lachende Leben. Immer noch hatten sie kein Wort gesprochen. Nur manchmal sahen sie sich an, lächelnd, verwundert, in halber Verlegenheit. Sie wollten immerfort reden, jeder erwartete es von dem andern, fühlte in sich selber den Drang dazu und doch schwiegen sie beide.

Sie sah noch ganz so aus, wie er sie kannte, wie er sie sieben Jahre lang in seiner Erinnerung getragen hatte. Nur voller, üppiger war sie geworden, ein gereiftes Weib, blühend in Gesundheit und Lebenskraft trotz all' des Schweren und Schrecklichen, das diese Jahre ihr gebracht hatten, eine glückliche, elastische Natur, die das alles jetzt von sich warf, wie eine Bürde, welche lange genug sie gedrückt, und nun mutvoll, siegessicher, lächelnd einer neuen Zukunft entgegenschritt. Er sah sie an, wußte, begriff das alles und wandte sich mit einem schmerzlichen Lächeln zur Seite.

Sie aber nahm nichts an ihm wahr, was sie beunruhigte, die Freudigkeit ihrer Stimmung getrübt hätte. Sie sagte nur: „Du siehst recht blaß und schmal aus. Nun, das wird alles besser werden.“ Auch das lächelnd und zuversichtlich. Und ihre mandelförmig geschnittenen, grauen Augen leuchteten ihn aus dem feingezeichneten, rosigen Gesicht an, ihre schmalen Nasenflügel zitterten leise, zwischen ihren weichen,

schwellenden Lippen zeigten sich die schimmernden Zähne. Sie sah sehr verführerisch aus in diesem Augenblick. Und ihre Gestalt schien sich gleichzeitig sekundenlang an ihn zu hängen, sich von ihm tragen zu lassen.

Er erwiderte nichts, er nickte nur. Sie schritten an dem rauschenden Strom entlang, in dessen wirbelnden Wassern sich die altertümlichen Häuser spiegelten, und über die Brücke durch die stillen Gassen gegen das aufsteigende, grüne Hügelland zu. Dort lag zwischen weitgedehnten, obstbaumbestandenen Matten, zu Füßen des den Berghang hinaufkletternden Tannenwaldes ein bescheidenes Gasthaus eingebettet, friedvoll und abseits des Verkehrs. Blumenduft aus den kleinen Beeten des Vorgartens mischte sich mit dem frischen Heugeruch, der von den schon geschnittenen Bergwiesen aufstieg, als die beiden langsam den sacht ansteigenden Pfad zu dem Hause emporklommen. „Dort wohnen wir," sagte Gerhard Falkner.

„Dort also!" fiel sie ein. „Welch' eine traumhafte Wanderung das war!" Sie blickte um sich, zu dem malerisch auf einem umbuschten Hügel die Stadt überragenden, alten Schlosse empor, in die bergige Landschaft, die der wirbelschnelle Fluß durchströmte, zu den Schneeriesen des Oberlandes, die aus der Ferne herüberdämmerten. „Mein Zimmer muß aber hoch oben sein," sagte sie dann, „ohne Aussicht kann ich nicht leben. Bei mir muß alles frei und groß sein, wenn ich glücklich sein soll. Nur nichts Enges, nichts Abgegrenztes, — du weißt ja."

„Ja, ich weiß," erwiderte er, „und ich habe für

dich gesorgt.“ Er lächelte dabei; es war aber kein glückliches Lächeln.

Der Wirt empfing sie, als sie in's Haus traten, und erbot sich artig, die gnädige Frau in die für sie reservierten Zimmer hinaufzugeleiten, das Gepäck sei auch schon angekommen.

„Auf Wiedersehen also!“

„Liegt dein Zimmer denn nicht auch oben?“ fragte Hilda erstaunt.

„Nein, ich bin unten einquartiert. Das Steigen, weißt du, war nie meine Sache.“

„Aber hier hast du ja gar keine Aussicht.“

„Darauf muß ich dann eben verzichten,“ fiel er mit freundlichem Lächeln ein und setzte leiser hinzu: „— wie auf so vieles im Leben.“

Sie schien das immer noch nicht recht zu begreifen, nickte ihm aber im Hinaufgehen zu und rief: „Komm' also bald, mich abzuholen. In zwanzig Minuten darfst du klopfen.“

Dann saß er allein draußen unter der Linde vor'm Hause, die Uhr in der Hand, und sah den Sonnenlichtern zu, die das dichte Laubdach durchspielten. Aus der Tiefe des Gartens scholl das träumerische Plätschern eines kleinen Springbrunnens durch die schläfrige, nachmittägige Stille des blauen Tages. Alles war wie ausgestorben umher. Nur von irgend woher aus den Büschen schlug leise manchmal ein Vogellaut an. Er klang, wie der einzige Ton des Lebens, in dieser seltsamen, sonnenstillen Geisterstunde. Gerhard war es eigentümlich zu Mute, halb beklommen,

halb froh erregt; er fühlte um sich alle Wärme, allen Duft, alle Sonnenfreudigkeit des Daseins, fühlte sie tiefer, intensiver,. als vielleicht irgend ein anderer, und doch schauerte ihm die Berührung einer eiskalten Hand über den Rücken, die nach ihm griff und sich ihm auf's Herz legte, bis sie den letzten, heißen, raschen Schlag darin getötet haben würde. Er wußte es, er wehrte sich nicht dagegen. Es mußte ja sein.

Die Minuten waren auf dem Zifferblatte abgelaufen. „Nur nichts Enges, nichts Abgegrenztes,“ murmelte er, als er aufstand, „du weißt ja“ — Und nickend fügte er hinterdrein: „Ja, ich weiß.“ Dann stieg er langsam die Treppen empor. Es war die letzte Thür im oberen Korridor, an der er klopfte. Hilda's helle, süße Stimme rief ihm von drinnen „Herein!“ und nun trat er über die Schwelle. In dem kleinen, zweifenstrigen, sonnendurchflossenen Eckzimmer, das zu einem bescheidenen Salon eingerichtet war, stand Hilda gegen das Sofa gelehnt und sah ihm entgegen. Sie hatte ihn schon erwartet. Sie hatte den Mantel abgelegt und trug jetzt eine blaue Seidenbluse zu einem dunklen Rock, das braune Haar lockig über der Stirn gekraust, hinten im Zopf auf den Nacken niederfallend. So und in dem flutenden Licht, in der freudigen Erwartung sah sie noch jünger, mädchenhafter aus, als vorher. Die feinen Linien, die sich von den Augenwinkeln zu den Schläfen und über die Stirn hinzogen, gewahrte man jetzt nicht. Sie bot dem Eintretenden beide Hände hin, kleine, weiße, von Ringen überblitzte Hände, die er ergriff und wortlos

küßte. Und dann schlang er den Arm um sie und zog sie an sich. Weich schmiegte sich ihre herrliche Gestalt, ohne jedes Widerstreben, an ihn, ihre Mundwinkel zuckten nervös, ihre feinen Nüstern blähten sich. So ließ sie sich von ihm auf die Lippen küssen, küßte sie ihn wieder.

Dann ließen seine Arme sie los. „Gehen wir hinunter?“ fragte er. Sie aber sprang an's Fenster und zog ihn mit sich. „Sieh' dir erst die Pracht an! Dort die grünen, villen- und parkgeschmückten Ufer am Anfang des Sees und da drüben die Bergkolosse, — den Niesen, die Blümlisalp! Ist das nicht herrlich? Ja, so lieb' ich's, so brauch' ich's! Du hast gut für mich gewählt, Gerhard.“

„Ich denke, auch weiter gut für dich zu wählen, Hilda,“ sagte er ernst.

So schritten sie wieder hinab. Drunten zeigte er ihr die Plätze im Garten, wo sie rasten würden, deutete ihr die Gegend, die ihre Blicke überflogen, plauderte mit ihr, wenn sie in ihrer leichten, anregenden, springenden Art den Ton dazu angab. Von dem, was ihnen beiden am Herzen lag, von dem Großen und Seltsamen, hatten sie noch immer kein Wort gesprochen. Sie empfanden das beide wie etwas Verwunderliches und rührten dennoch nicht daran. Als sie alles gesehen hatten, was sie interessierte, den Garten, die Fernsicht, die Bergwiesen und den Wald und sie nun beide sich, leicht ermüdet, auf der Bank niederließen, die um den Stamm eines alten Apfelbaums mitten auf der saftgrünen Matte lief, sagte Hilda:

„Das alles ist sehr hübsch. Großartig freilich nicht. Es könnte wilder, eigenartiger sein. Es kommt mir alles nur wie der Vorhof von etwas Größerem vor, das noch kommen soll, das meiner noch erst wartet. Und lange möcht' ich hier, glaub' ich, kaum leben. Nur etwas ausruhen, nicht? Und dann weiter hinein — in die Bergwelt, in das Leben! Dann genießen, genießen!"

Sie lehnte den Kopf gegen den Baumstamm, verschränkte die Arme über dem Busen und lächelte, die Augen schließend, halb geöffneten Mundes vor sich hin. Sie schien den mit den wachsenden Abendschatten süßer aufwogenden Heuduft wollüstig in sich hineinzutrinken. Einen Augenblick lang schwieg er. Er rang nach Worten und unterdrückte sie doch wieder. Dann fragte er plötzlich, ganz unvermittelt, gewaltsam: „Weißt du eigentlich, daß ich krank bin?"

Sie veränderte ihre Stellung nicht. „Natürlich, du Armer! Wie sollt' ich das denn vergessen haben? Und du schriebst mir ja, es sei nicht besser, sondern schlimmer geworden. Nun, da du mich jetzt hast, wirst du ja wieder gesund, nicht?"

Sie lächelte sorglos, streifte ihn mit einem zärtlichen Blick und atmete weiter mit wollüstigem Behagen die wohlig-linde Kühle ein. „Mein Leiden gehört zu den unheilbaren, Hilda," sagte er nach einer ganz kurzen Pause. „Auch das schrieb ich dir."

„Ja, ja, ja," machte sie abwehrend, in leichter Ungeduld. „Du hast überhaupt redlich das deinige gethan, um mich von dir fernzuhalten. Eine andere hätte geglaubt, du wolltest sie gar nicht. Aber ich" —

sie lächelte voll innerster Befriedigung — „ich wußte schon, wie es gemeint war, du Guter, Edler, Herrlicher. Du thatest das, was du deine Pflicht nennst. Das hast du ja immer gethan, dein ganzes Leben lang, auch wenn es dir fast an's Leben selber ging. Und mehr, als diesmal, hast du nie gegen dein eigen Fleisch gewütet, Gerhard, schwerer wurde deinem Kopf niemals der Sieg über dein Herz. Nun laß nur! laß nur! Ich glaube eben trotz alledem an ein Wunder. Laß mich doch daran glauben, Gerhard!"

Sie legte ihm die beiden Hände, wie beschwörend, auf den Arm und ihre Augen, die in der beginnenden Dunkelheit einen stahlartigen Glanz annahmen, funkelten verlangend, flehend, gebieterisch gegen die seinen. Er aber streichelte ihr nur leise mit der Hand über das weiche Haargekraus der Stirn und entgegnete: „Nein, nein, Kind, es geschehen keine Wunder. Wir müssen uns darüber nicht täuschen oder wir würden es schwer büßen. Du weißt, ich war damals schon nicht mehr gesund, — vor sieben Jahren. Und seitdem — die anstrengenden Forschungsreisen, klimatische Einwirkungen, — kurz, es ist wahrlich nicht besser mit mir geworden seitdem. Im Gegenteil: ich habe dir nichts geschrieben, als die nackte Wahrheit, — mein Wort darauf!"

„Du schriebst ja aber doch, daß du unter Umständen trotzdem noch eine lange Reihe von Jahren leben könntest, daß dies Leiden nach der Meinung der Ärzte nur einen langsamen, kaum merklichen Verlauf nehme!"

„Unter Umständen, ja. Und leben" — Er lächelte traurig. „Weißt du auch, was das heißt, dies

„Lebenkönnen“? Du bist nie darauf eingegangen, Hilda, hast nie davon hören wollen. Ich bin nicht mehr, der ich war und den du dir vorgestellt hast. Ich bin ein ganz anderer geworden.“

„Nein, nein,“ lachte sie übermütig nach einer anfänglich ihr Gesicht überschattenden Traurigkeit auf und zupfte ihn am Ohr, „gar kein anderer bist du, sondern ganz derselbe, wie von jeher, nur deinem gereiften Alter entsprechend noch ein bißchen ausgeprägter und starrer: ein ewiger Grübler bist du und ein Zauderer und der größte Virtuose in der Selbstquälerei und jetzt auch noch ein bißchen hypochondrisch dazu! Ach, du Guter! Du könntest wirklich einem ganzen Dutzend Menschen etwas von deinem Feingefühl und von deinem übertriebenen Ehrbewußtsein abgeben und hättest für dich selber immer noch mehr, als genug. Ich weiß ja das alles, was du mir sagen kannst und gesagt hast: du bist nicht mehr gut genug für mich, — mit einem Wort, nicht wahr? Weißt du aber auch, daß ich fest überzeugt bin, du hast dein Herzleiden überhaupt nur durch mich? Du hast mich damals, als du den Mut nicht fandest, dich mir zu erklären, ja schon furchtbar lieb gehabt. Und als ich den anderen nahm, das war ein grausamer Schmerz für dich, der dich fast zu Boden warf, so wenig du das anderen zeigtest. Und dann liefst du in die weite Welt und hast dich überstudiert, um mich nur zu vergessen, und für deine Kräfte war's ein Wahnsinn, sie auf den großen Reisen so anzustrengen. Dabei hörtest du dann noch, daß ich nicht glücklich geworden sei in

meiner Ehe, — sehr, sehr unglücklich vielmehr, — und du sagtest dir, ich wäre vielleicht glücklich geworden, wenn du rechtzeitig gesprochen hättest, und zermartertest dich mit Selbstvorwürfen, — nicht? Und das alles war viel zu viel für dein armes Herz, das darunter litt und schier zerbrach. Und dann, als ich all' meinen Jammer dir anvertraute, als meinem besten, ältesten Freunde, und deinen Rat verlangte, ohne zu wissen, daß du mich liebtest, immer geliebt hattest —"

Er unterbrach sie mit einem leisen Seufzer. „Weshalb rührst du das alles wieder auf, Hilda? Du bist ja nun hier und —"

„Ja, ja, aber ich will dir etwas beweisen mit dem allen. Ich will dir beweisen, daß du um meinetwillen krank oder doch kränker wurdest, als du warst. Du hast dir so viel Qualen um mich gemacht, Gerhard, von denen ich nichts ahnte. Und daß du mein Vertrauter wurdest, machte dir auch wieder neue Gewissenspein! Denn du meintest bei dir selber, das dürfe nicht sein, so lange ich noch dem Namen nach verheiratet war, — anders war ich's ja überhaupt nie; — und als wir uns dann plötzlich in unseren Briefen gegenseitig klar darüber wurden, daß wir uns liebten, meintest du, es sei zu spät, du taugtest nicht mehr für mich, die ich nach Freiheit und Lebensgenuß lechzte, in deiner fragwürdigen Gestalt. Nun? War es nicht alles so, ganz so?"

„Vielleicht," murmelte er gezwungen.

„Siehst du? Ich habe dich krank gemacht, ich muß dich also auch wieder gesund machen. Und ich

kann's und will's. Deine Liebe zu mir hat dir von jeher nur Weh bereitet, — grundloses wie wohlbegründetes, und beides schmerzt ja gleich sehr. Und nur darüber bist du, Guter, allzuzart Besaiteter, matt und elend geworden. Und wenn du sagst, es giebt keine Wunder mehr, so straf' ich dich Lügen. Unsere Liebe ist doch wahrlich ein Wunder, und daß ich jetzt hier und bei dir bin, auch. Und von meinen Fesseln bin ich frei, Gerhard, frei vor aller Welt, — endlich! endlich!"

„Du mußtest es werden," sagte er. „Auch wenn ich nie wieder in deines Lebens Kreise eingetreten wäre, mußtest du es. Du wärest leiblich und seelisch zu Grunde gegangen oder —"

„Oder schlecht geworden," ergänzte sie finster, „sprich es nur aus, es ist ja so. Ich wäre es geworden. Nun aber bin ich gut. Ich glaube: freie, wahre Menschen sind immer gut. Ach, Gerhard, wie unendlich reich und groß und schön ist doch das Leben! Und es genießen können mit vollen Atemzügen und es ausschlürfen bis zur Neige, Tropfen um Tropfen! Wir sind vor der Freude über unser endliches Unsfinden, vor Befangenheit, vor Entzücken — ich weiß nicht, wie ich's nennen soll, — noch gar nicht zu der Vollempfindung gekommen, was wir für ein glückliches, glückliches Leben vor uns haben. Und ein langes Leben, Gerhard, nicht wahr? Ich habe so viel nachzuholen. Und ich bin unersättlich. Ich kann mir jetzt gar kein Ende mehr denken, mir graut vor einem Ende, — ich möchte ewig leben!"

Sie hatte ihre Arme in die leere Luft vor sich hingebreitet, ihr Busen wogte, ihre Lippen hatten sich wie durstig geöffnet, in ihren Augen war ein Feuer aufgeflammt. Gerhard erwiderte kein Wort. „Sie streckt ihre Arme aus nach dem neuen Leben,“ dachte er, „nicht nach mir.“

Vom Hause her scholl der Klang einer Glocke. „Es ist der Ruf zu Tische,“ sagte Gerhard und stand auf, „du mußt hungrig sein, Hilda.“

Sie lachte. „Wie ein Wolf. Während der ganzen Fahrt habe ich nur immer geschaut, nicht gegessen. Und ich bin seit gestern abend unterwegs. Aber denk' nur nicht, daß ich müde bin. Die ganze Nacht hindurch könnt' ich wandern. Oh, ich bin nicht tot zu machen. Meine Kräfte haben lange genug brach gelegen. Jetzt will ich sie ausnutzen, jede Stunde auskosten, — leben, schaffen, genießen — Welch' eine Zukunft hab' ich vor mir! Es könnt' einem schwindlig dabei werden — Und mit dir, Gerhard, mit dir!“

Die letzten Worte kamen erst nach einer kleinen Weile nach, wie wenn sich die Sprecherin erst darauf besonnen hätte. Gerhard sagte nichts mehr. Er hatte Frau Hilda den Arm geboten und führte sie so in den Speisesaal an die Tafel. Da saßen außer ihnen nur ein halbes Dutzend Engländerinnen, in jenem zweifelhaften Alter und jener zweifelhaften Toilette der alle Welt durchreisenden Stammgäste jeder schweizerischen Table d'hote. Sie betrachteten das ungewöhnlich ausschauende Paar mit schweigendem Erstaunen. Frau Hilda fühlte sich lebhaft erheitert durch diese

stumme, resigniert d'reinblickende Gesellschaft. Sie plauderte unablässig in der muntersten Weise, ihr Lachen schallte immer wieder durch den zur Hälfte in mystisches Dunkel gehüllten Saal, sie sprühte von Laune und Lebenslust. Daß Gerhard immer stiller wurde, gewahrte sie kaum.

Als die Mahlzeit beendet war, traten sie durch die offenstehenden Flügelthüren wieder in den Garten hinaus. „Wollen wir an den Strom gehen?" fragte Gerhard, als sie eine Weile, Arm in Arm, zu den in gelblichem Abendlichte herüberglänzenden Schneebergen aufgeschaut hatten. „Ich weiß dort unten einen Platz, an dem es sich gut sein läßt. Ich habe mir gedacht, dort wollten wir am ersten Abend sitzen."

Hildegard stimmte zu. „Ich ginge freilich lieber," sagte sie mit der ihr eigenen, liebenswürdigen Offenheit, „ich sitze furchtbar ungern still. Aber du mußt Ruhe haben nach den Aufregungen des Tages, nicht? Und dir zuliebe halt' ich's schon aus. Sonst, weißt du ja, immer rastlos, immer rastlos! Nur kein Stillsitzen und die kostbare Zeit verträumen und sich um das Glück betrügen, das da draußen unserer irgendwo warten kann. Man wird alt, man muß etwas rascher leben, — sonst ist das Leben ausgelebt, eh' man sich's versieht."

Sie sagte das alles mit halbem Lachen, aber man merkte ihr wohl an, daß ein bitterer Ernst dahinter verborgen lag. Arm in Arm wanderten sie den Garten hinab bis auf die Landstraße und dann eine Weile auf dieser hin gegen den See zu. Aus all' den Blüten-

gärten der Landhäuser am Ufer strömten berauschende Wohlgerüche. Die Sterne blitzten am Nachthimmel, schweigend hoben sich die dunklen Bergwälder in die durchsichtige Bläue empor. Es war ganz still und friedlich in der Runde; kaum ein Licht in den Häusern, kaum ein Ton außer dem Flüstern der Blätter an den Bäumen oder dem kurzen Anschlagen eines wachsamen Hundes. Dann öffnete Gerhard eine Gitterpforte zur Rechten und sie traten in einen langen, dunklen Laubgang; hier waren die Düfte schier betäubend und schlugen wie in Wolken über ihren Häuptern zusammen. Es war der Garten einer kleinen Villa, die zu dem Gasthause gehörte, jetzt aber noch unvermietet war und dunkel und ausgestorben am Ende dieser blühenden Wildnis sich aus den Busch- und Baummassen hervorhob. Es war alles wie verzaubert hier. In der sternenhellen Spätfrühlingsnacht sah man den Kies der Schlängelwege zwischen den Blumenbeeten flimmern und die Blattspitzen der Blütensträuche sich zitternd kräuseln. Und drunten rauschte der Strom. Er trieb mit wirbelschnellen Wassern vorüber und schäumte manchmal gluckſend an den Steinquadern des Uferquais auf; immer die gleiche Weise war's, die er eintönig summte.

Gerhard hatte Hilda zu einem Tempelchen geführt, das sich hart am Gartenzaun gerade über dem Flusse erhob. Glycinien rankten an seinen Pfeilern in dichten Gewinden empor, und die schweren Blütentrauben, die dazwischen hervornickten, dufteten betäubend. Sie setzten sich auf die Bank an der Rückwand und blickten Hand in Hand vor sich hinaus in diese stille, nächtige

Märchenwelt. Die Schneeriesen des Hochlands dämmerten geisterhaft zu ihnen herüber, dunkel reckten sich die coulissenartig ineinander geschobenen Vorberge auf; weit hinten, wo der Seespiegel sich dehnte, zuckte ein ungewisses Licht über der silberigen Flut.

„Nicht wahr?“ sagte Gerhard, als sie lange schweigend und versunken dagesessen, „das ist eine eigenartige Welt hier, Hilda. Da ist gut träumen für zwei, die sich lieb haben.“

„Weißt du, was noch schöner wäre?“ fiel sie ein. „Jetzt in den Kahn springen, der dort unten angekettet liegt, und dann gegen den wirbelnden Strom bergauf fahren, recht dagegen ankämpfen, weißt du, bis man endlich den weiten, großen See erreicht hat, — willst du?“

„Ich darf leider nicht mehr rudern,“ sagte er zögernd.

„Ah, wie schade! Und ich selber versteh's nicht, hätte auch allein nicht Kräfte genug, um gegen die Strömung anzukommen. Du mußt also sehr ruhig leben, nicht wahr? Ja, ja, du schriebst es mir. Du Armer! Immer stillsitzen müssen, während man sehnlich hinausverlangt, das muß schwer, muß schrecklich sein.“

Über Gerhard's Antlitz war ein trübes Lächeln geglitten. Aber seine Stimme klang seltsam heiter, als er erwiderte: „Du sprichst immer nur von mir, Hilda. Du vergißt ja ganz, daß das alles dich auch mit betrifft.“

„Wieso?“ fragte sie verwundert.

„Nun, mein Herz, wenn du erst meine Frau bist, so wird es doch auch deine Pflicht, als meine Frau alles mit mir zu tragen und alles mit mir zu ent-

behren. Und wenn ich ruhig leben und stillesitzen muß, statt hinauszurudern und zu wandern, so mußt du's ja auch, nicht?"

Er sah ihr mit seltsamem Lächeln in's Gesicht, und ihr kam's vor, als sei das seine so bleich und todesmüde, daß es sie durchfröstelte. „Ja, ja," sagte sie halb zerstreut, „gewiß."

„Und daß das furchtbar schwer ist," fuhr er fort, „darin hast du ja recht, und besser, als du, weiß es wohl keiner. Du hast ja alle diese Jahre in der Enge gebannt gesessen, an der Seite eines deiner unwürdigen Mannes, dessen Namen du trugst und der dich knechtete und deine freie, hochfliegende Seele in schmachvolle Fesseln schlug; du hast sieben lange Jahre hindurch dich gesehnt und gebangt nach der Freiheit des Lebens, nach einem vollen, frischen Atemzuge, nach Genuß, nach Bethätigung deiner Kräfte. Du kannst davon sprechen, ob es schwer ist! Und nun —"

Er verstummte, weil ihre Augen ihn groß und forschend betrachteten. Es war, als dämmerte in ihrer Tiefe plötzlich die Ahnung eines Verständnisses von dem auf, was in seinen Worten zum Ausdruck rang. Und sie wollte nicht, daß er weiter sprach; ein jähes, furchtbares, tödliches Erschrecken davor kam ihr. Dann sagte sie, sich rasch zurücklehnend und die Augen zur Hälfte schließend: „Nun? Nun ist das alles eben vorbei, endgültig vorbei. Und ich denke gar nicht mehr daran. Verweht und zerstoben ist's, als wär' es nie gewesen. Mein Leben beginnt erst von der Stunde an, wo ich frei wurde, endlich frei. Wozu soll ich noch überhaupt

zurückblicken? Ich will nicht, mir schaudert davor. Vor mir liegt alles, vor mir: Leben, Liebe, Glück."

Sie öffnete die Augen nicht dabei, sie streckte keine Hand nach ihm aus; es war, als sagte sie das alles nur sich selber vor und dächte an ihn gar nicht dabei. Er aber entgegnete nach einer kleinen Weile: „Vor dir, sagst du. Und du hast ja recht. Du bist noch jung und hast eine glückliche, elastische Natur, die all' das schmähliche Leid dieser sieben Jahre, all' die unwürdige Sklaverei nicht gebeugt, nicht zerstört hat. Vor dir! Ich aber, Hilda, ich glaube, ich muß rückwärts blicken, wenn ich an das denken soll, was mein Leben ausmacht, an das, wodurch ich meine Kräfte bethätigen sollte. Ich habe es versucht, sie zu nützen. Was ich in der Zukunft noch könnte, wie wenig wäre das! Mir waren diese sieben Jahre keine verlorenen, — meiner Wissenschaft waren sie es nicht. Und sonst? Welche Ansprüche haben wir denn auf ein Glück in dieser Welt? Worauf stützen wir sie?"

„Wie das wieder so schwarzseherisch klingt!" fiel sie mit leichtem Unmut ein. „Wir wollen jetzt beide erst zu leben anfangen, beide, — hörst du? Wir wollen arbeiten, schaffen, leben, genießen! Und wir haben nicht nur ein Recht auf Glück, wir wollen es auch beweisen, daß wir's haben. Die ganze Welt ist ja unser, Gerhard. Du bist trübsinnig geworden in deiner Einsamkeit und Stille. Komm' nur mit mir hinaus in die Welt, die große, weite, herrliche Welt. Du wirst schon wieder an dich glauben lernen. Und ich, — alle Höhen und Tiefen des Lebens möcht' ich

durchmessen, mich ausleben bis zum letzten. Und ich werd' es auch, nicht wahr? Ich werd' es!"

Wieder trank sie wie lechzend die linde Kühle ein, die vom Strom heraufschauerte. „Du wirst es," sagte Gerhard, „so Gott will." Und nach einer kleinen Pause fügte er hinzu: „Du hast es verdient, daß du es wirst, — durch sieben Jahre. Nur mußt du nicht einen kranken Mann mit dir hinausschleppen wollen in dies neue Dasein frohen, freien Schaffens und Genießens. Wer nach langem Rasten in dumpfer Niederung, darin er fast erstickte, endlich den Weg auf die luftige Berghöhe findet und zu wandern beginnt, lädt sich nicht den Siechen, den er am Wegrand antrifft, zum Begleiter ein."

„Auch nicht, wenn er keinen Menschen auf der Welt so liebt, wie diesen Siechen? Wenn er ohne ihn gewiß keine Freude haben würde an der Erreichung des Berggipfels?"

„Auch dann nicht," sagte Gerhard mit ruhiger Entschiedenheit. „Denn die Freude an der Erreichung des Berggipfels kommt schon, wenn man nur erst droben ist; und sollte sie auch von einer leisen Wehmut überschattet sein, ist sie doch immer die Freude. Und die Liebe zu einem, der uns ohne sein Verschulden in allem Höchsten und Größten hemmt, was wir erstreben, was wir unserer innersten Natur nach gebrauchen und lange schmerzlich, zähneknirschend entbehrten, diese Liebe kann nie ersetzen, was wir aufgeben und vermissen, nie. Wir müssen hart gegen ihn sein, hart gegen unser eigenes Herz, — um unserer selbst willen. Unser Weichmut würde unser Verderben sein."

Hilda hatte sich, während er so sprach, aufgerichtet und starrte ihn jetzt mit großen, flammenden Augen an. „Was soll das alles heißen?“ rief sie leidenschaftlich, „liebst du mich nicht mehr?“

Ein schwermütiges Lächeln glitt über sein fahles Gesicht. „Kind, welche Thorheit! Aber eben deshalb — nur deshalb“ —

„Du zweifelst also an meiner Liebe?“

„Ganz und gar nicht. Aber was kann deine Liebe gegen das Schicksal und die Macht der Verhältnisse? Wir müssen uns eben beugen, wo wir nicht siegen können.“

„Mit einem Wort also:“ — ihre Lippen bebten, sie schob in nervöser Hast die Ringe an ihren Fingern auf und ab, — „du willst sagen, es sei notwendig, daß ich dich aufgebe, damit ich meinen hochfliegenden Plänen nachjagen kann, damit du mich nicht hemmst und aufhältst wider deinen Willen? Das willst du sagen?“

„Ja, — ungefähr das,“ erwiderte er gepreßt.

„Und — du glaubst, Gerhard, du glaubst, ich kann das? ich werde das thun?“

„Ich hoffe es, — ich bitte dich darum.“

„Und ich sage dir: nie! Freiwillig nie! Bei allem Höchsten und Heiligsten in meinem Leben: nie! Und nun rede nicht mehr davon. Ich hab's geschworen. Laß uns gehen!“

Sie stand in leidenschaftlicher Bewegung auf Gerhard folgte ihr langsam. „O, du Thor! O, du großes Kind!“ sagte sie und strich ihm über die heiße Stirn hin.

Dann machten sie ein paar Schritte vorwärts in das erstickende Duftmeer des Laubganges hinein.

„Hilda," hörte sie plötzlich seine Stimme dicht hinter sich sagen, „meinst du, ich wäre der Egoist, der leidenschaftlich verblendete Egoist, von dir zu fordern, — auch nur anzunehmen, daß du um meinetwillen auf einen einzigen deiner stolzen, großen Zukunftsträume verzichtest? Ich könnt' es tragen, wenn du es thätest?"

Sie machte eine hastig, ungeduldig abwehrende Bewegung. „Muß ich denn? Wer sagt denn, daß ich muß? Du siehst ja viel zu schwarz. Uns beiden steht die ganze Welt offen. Und wenn selbst — Was verdank' ich dir nicht, was könnt' ich um dich nicht thun! Und nun schweig' davon, schweig'! Es regt mich auf, es macht mich traurig."

Sie nahm seinen Arm und wortlos schritten sie nebeneinander her durch die duftige Nacht ihrem Gasthause zu. Unter den letzten Baumgruppen des Gartens vor demselben hielt er sie noch einmal in seinen Armen. Sie gewahrte, daß er dabei zitterte, als ob sein ganzer Körper wie von etwas Gewaltigem durchschüttert würde. Dann reichten sie sich die Hände unter der Hausthür. „Gute Nacht!" klang es herüber und hinüber.

Gerhard blickte der schlanken, vornehmen Gestalt noch eine Weile nach, wie sie die Treppe leicht und anmutig hinaufstieg, als schwebe sie. Dann riß er sich gewaltsam los, als sie verschwunden war und nur noch ein leise knarrendes Geräusch von oben her hörbar ward, und suchte sein eigenes Zimmer auf. Aber er

begab sich nicht zur Ruhe. Er stand unbeweglich am Fenster und blickte in den nachtstillen Garten hinaus, in Sinnen verloren. Jedes Wort, das heute zwischen Hilda und ihm gesprochen worden war, klang in seiner Seele noch einmal wider. Und die Falten auf seiner Stirn, zwischen den Augen, zogen sich dabei mehr und mehr zu einem festen Entschlusse zusammen. Er wartete, sich auf einem Sessel zusammenkauernd, bis das letzte Geräusch im Hause verstummt, das letzte Licht erloschen war. Dann schwang er sich durch das offene Fenster in's Freie hinaus.

Leise schlich er sich im Garten bis unter Hilda's Fenster. Sie brannte kein Licht mehr, sie war zur Ruhe gegangen. Sie schlief und träumte. Wovon mochte sie träumen? Von ihrer glücklichen, lachenden Zukunft, auf die sie sich ein Anrecht erworben durch Jahre der Schmach und Erniedrigung? Und er hätte ihr im Wege stehen sollen, wenn es deren Erfüllung galt? Er, der sie liebte? Gerhard schüttelte den Kopf. „Leichter, als die Nichterfüllung ihrer Träume und Pläne, wird sie das tragen!“ sprach er leise vor sich hinaus.

Dann verließ er den Garten und ging an den Strom hinab. Es war alles noch stiller, noch todeseinsamer, als vorher, dort. Ihm schien's, als sähe er Hilda's weiche, feine Gestalt über den Spitzen der Büsche daherschweben, als winke sie ihm noch einmal und wolle ihn zurückrufen. Er aber schüttelte traurig den Kopf und ging weiter. Er schritt immer am schmalen Uferquai entlang, bis an eine kleine Kahnbucht, wo eine

Reihe von Böten angekettet lag. Eines derselben löste er vom Block, an den es gekettet war, stieg hinein und ruderte sich langsam in den Strom hinaus. Er mußte an Hilda's Worte denken, daß es eine Lust sein müsse, recht gegen die Strömung anzukämpfen, um so bis zum Anfang des Seebeckens hinaufzugelangen. Und er legte die Ruder ein, stemmte sich mit aller Kraft dagegen und trieb das kleine Fahrzeug flußauf. Das aber war harte Arbeit, und nach einer geraumen Weile mußte er sich entschließen, den Strom schräg zu durchsteuern, um auf solche Art allmälich weiter aufwärts zu kommen, denn die Wirbel trieben ihn immer wieder ab. Die mühevolle Thätigkeit, auf die er alle seine Sinne richten, bei der er alle seine Muskeln anspannen mußte bis zum äußersten, that ihm wohl. Er wollte darüber hinaus nichts denken. Das ungeheure Dunkel lagerte um ihn her und über ihm. Wuchtig hoben sich die Bergmassen in den Sternenhimmel hinauf, wie Unheil drohend, wie übergewaltig. Die Stille war beängstigend. Nichts, als das gluckſende Gurgeln der Wasser am Kahnrand und der Schall der Ruder. Man hätte meinen können, die flammenden Sterne in der lichtblauen Wölbung brennen und knistern zu hören. Aus der grünlich gleißenden Tiefe spiegelten sie zurück und lockten wie mit geheimnisvoller Märchenherrlichkeit.

Gerhard ruderte weiter und weiter. Endlich konnte er nicht mehr. Er blickte um sich. Der See schimmerte schon herüber, aber Gerhard fühlte, daß er ihn nicht mehr würde erreichen können. Er schaukelte jetzt mitten im Strome, weitab lagen zu beiden Seiten die grün-

umbuschten, laubüberwölbten Ufer. Nirgends ein Licht, nirgends ein Ton. Gerhard empfand es, daß es für ihn keine Rückkehr mehr zu diesen Ufern gab. Er war wie abgelöst von der Welt, seine Seele wiegte sich wie in anderen Regionen. Ein Lächeln glitt über sein Antlitz. „Das wenigstens konnt' ich noch für dich thun!" sprach er vor sich hin und breitete seine Arme aus. Die Ruder lagen still, der Kahn drehte sich sekundenlang wie im Wirbel. Dann war Gerhard mitten in dem Fahrzeug aufgestanden. Noch einmal blickte er zu den Häusern der Stadt zurück, wo Hilda schlummerte und träumte. Dann schwang er sich mit einem Satze über den Bootsrand in den Wirbel des Stromes, der ihn in der nämlichen Minute verschlang.

# Eherecht.

Wir sprachen in einem kleinen Kreise Gleichgesinnter über eine Reihe von Fällen, in denen sich die Rechtsungleichheit, die selbst in einem so musterhaft eingerichteten und verwalteten Staate, wie der unsere, unvermeidbar erscheint, wieder einmal auffällig gezeigt hatte. Die Zeitungen berichteten davon und denkende Menschen mußten sich auf's Peinlichste dadurch berührt fühlen. Da war eine Redaktion verurteilt worden, weil sie den Artikel eines anderen Blattes nachgedruckt hatte, nur um gegen dessen strafbaren Inhalt zu polemisieren, während jenes Blatt selber unverfolgt geblieben war; da hatte man wegen des gleichen, aus einer englischen Korrespondenz entnommenen Aufsatzes die eine Zeitung mit Gefängnis, die zweite mit Geld, die dritte garnicht bestraft, sondern mit wohlbegründetem Erkenntnis freigesprochen; da war die strafrechtliche Verfolgung einer hochangesehenen Persönlichkeit, welche in öffentlicher Versammlung den bekannten Führer einer politisch-mißliebigen Partei beschimpft hatte, von der Staatsanwaltschaft abgelehnt worden, während die Beleidigung, die ein Droschkenkutscher dem Sohn eines Ministers, mit dem er wegen des Lohnes für eine nächtliche Fahrt in Differenzen geraten, zugefügt haben sollte, als eine öffentliche von Amts wegen verfolgt und von der

Strafkammer geahndet worden war. Und dergleichen Fälle wurden noch manche vorgebracht und erörtert.

Da sagte der alte Medizinalrat Zeidler, der bis dahin nur ein stummer Zuhörer gewesen war, das glattrasierte Kinn in die Handmuschel gestützt, plötzlich: „Das alles und vieles ähnliche möchte noch immer hingehn, meine Herren. Denn im Grunde beweist es doch nichts anderes, als daß eben jede menschliche Einrichtung unvollkommen ist und daß unsere Richter und Staatsanwälte auch nur Menschen sind und allen menschlichen Schwächen zugänglich. Viel trauriger ist es, daß wir überhaupt außer stande sind, Gesetze zu schaffen, durch die wirkliche Verbrechen mit Strafe bedroht werden, daß es uns versagt ist, jedes Delikt, das da verübt wird, unter einen bestimmten Paragraphen unseres Strafgesetzbuchs zu rubrizieren."

Wir schwiegen, weil wir nicht wußten, worauf der alte Herr hinaus; wollte nur einer sagte: „Maschen, durch die ein Fisch unter Umständen wieder herausschlüpfen kann, hat freilich wohl jedes Netz."

„Das ist's nicht allein," gab der Medizinalrat nachdenklich zur Antwort, „aber es giebt Verbrechen, die geradezu gesetzlich sanktioniert zu sein scheinen. Sie werden kraft Gesetzes verübt und müssen dennoch jedem geläuterten Rechtsbewußtsein als das erscheinen, was sie sind. Ich kann Ihnen z. B. von einem Mord erzählen, der rechtlich erlaubt war und der dennoch ein Mord ist, ein wohlüberlegter, raffinierter, scheußlicher Mord, gegen den die meisten, die da vor den Assisen verhandelt werden, unter der moralischen Entrüstung des ganzen

Landes, mir als entschuldbare Frevel erscheinen, wenn diejenigen, die sie begingen, auch von der menschlichen Gesellschaft um deswillen für immer ausgeschlossen werden, während jener Mörder, den ich im Sinne habe, noch heute in Ehren und Würden unter uns einherwandelt. Sie schütteln ungläubig die Köpfe? Gut, so sollen Sie selber urteilen! Ich muß freilich bei dieser nur allzuwahren, kleinen Geschichte von dem Rechte des Erzählers Gebrauch machen und die wirklichen Namen verschleiern, weil ich mich nicht zum Reporter einer Skandalaffäre machen will, sondern nur zur Illustration dessen, daß sich wirklich „Gesetz' und Rechte wie eine ew'ge Krankheit forterben" und daß uns auch in unserem vielgepriesenen Rechtsstaat wahrlich manchmal vor unserer „Gottähnlichkeit bange" werden kann, einen Beweis liefern, den ich in meiner eigenen Praxis vor nun schon längeren Jahren erlebte. Wo solche Dinge möglich sind, — und sie geschehen öfter, viel öfter, als man sich's träumen läßt, wenn auch zumeist aus andern Motiven, — da sind wir, glaub' ich, von dem idealen Zustande wirklicher, mit dem höchsten Sittengesetz völlig im Einklang stehender Rechtsverhältnisse, unter denen wir uns geborgen fühlen könnten, noch weit entfernt. Also bitte um kurzes Gehör!

Die beiden heirateten sich aus Liebe, wie man das so nennt. Von der Seite des Mädchens lag übrigens unzweifelhaft eine ernste und tiefe Neigung vor. Ich kannte sie sehr gut und wußte, daß sie eine wahre und edle Natur war. Sie gehörte zu jenen feinen und stillen Frauen, die ein ungewöhnlich reges Innenleben

führen, und bei denen dann freilich auch oft die Gefahr vorliegt, daß sie sich durch ein Überwuchern ihrer Phantasie, durch eine widerstandslose Hingabe an weiche und warme Gefühlswallungen zu Dingen treiben lassen, die ihr Kopf nicht billigen würde, wenn sie ihn um Rat fragten, und die in den Augen andrer deshalb sogar häufig als ihrer Natur widersprechend erscheinen. Überdies: kennen die Frauen denn wirklich die Männer, die sie heiraten? Doch wohl nur in den seltensten Fällen. Bei der Art des Verkehrs, wie er zwischen den Geschlechtern unter uns üblich ist, wäre das auch kaum möglich. Und die Männer zeigen sich vor den Frauen so ganz anders, als vor ihresgleichen; — ich denke, das darf man sagen, ohne der Verleumdung geziehen zu werden. Und wenn wir recht offen sein wollen, — wir sind ja unter uns: — es ist im Grunde sogar meist ein recht schlimmes Leben, das wir Männer führen oder geführt haben, bis wir eine Frau nehmen. Sie wissen, ich gehöre keinerlei Vereinen zur Hebung der öffentlichen Sittlichkeit an und habe für die neuerdings in einigen idealen Köpfen aufgetauchte Idee von der auch dem heutigen Manne zukommenden Verpflichtung, sich bis zur Eheschließung — wenn er überhaupt eine Ehe schließen will — selber ebenso rein zu erhalten, wie er dies von dem Weibe voraussetzt und fordert, das *sein* Weib werden soll, leider, leider nur ein Lächeln. Schon weil ich Arzt und Naturforscher bin. Aber deshalb und gerade deshalb mein' ich von meinem Standpunkt aus doch, daß wir Männer oft merkwürdig frei und leicht denken über

unsere Berechtigung, ein reines Weib noch unser nennen zu dürfen. Wenn wir das, was doch schließlich das Höchste und Heiligste im ganzen Liebesleben der Geschlechter sein soll, auch noch so oft und noch so lange durch den Gassenkot geschleift und das Mysterium der Ehe hundertmal in der widrigsten und ekelerregendsten Art entweiht haben: wir bleiben immer der unerschütterlichen Überzeugung, daß wir noch würdig sind, ein junges, unschuldiges Ding in unsere Arme zu schließen. Dies junge, unschuldige Ding weiß ja nichts von dem, was und wie wir's getrieben haben, und wenn selbst ein dunkles Gerücht von einem etwas gar zu tollen, etwas übertrieben lockeren und leichtsinnigen Leben, das wir geführt, zu seinen oder der gestrengen Eltern Ohren gedrungen ist, so verleiht uns das zumeist noch gar einen pikanten Reiz, wird als beste Bürgschaft für einen recht soliden Ehemannsstand betrachtet, da wir uns nun ausgetobt haben, und macht uns für den ehelichen Friedenshafen, in dem wir landen wollen, so geeignet als möglich.

Nun, darüber mag ja jeder seine eigenen Ansichten haben. Daß nach landläufigem Urteil der als ein Dummkopf oder ein Narr gilt, der es nicht ganz so treibt, wie die anderen, ist jedenfalls eine ausgemachte Thatsache. Ich habe davon hier nur geredet, um zu erklären, weshalb die beiden, die ich im Sinne habe, sich heiraten konnten, obgleich sie eigentlich so verschieden voneinander waren, wie nur überhaupt zwei Menschen es sein können, und so wenig zu einander zu passen schienen, wie eine exotische Pflanze zu einer Wucher-

blume. Aber, wie gesagt, sie heirateten sich ja aus Liebe. Sie war die Tochter einer mir befreundeten Familie, in der ich seit langen Jahren als Hausarzt thätig war, und ich kannte sie von ihrer Geburt an, sehr genau kannte ich sie, leiblich und seelisch. Sie war das einzige Kind, die Eltern sehr reich, und es hatte nicht ausbleiben können, daß sie verwöhnt und verhätschelt wurde, vielleicht um ein Weniges mehr, als es gut für sie war, — ich meine diesmal: in körperlicher Hinsicht. Denn Wanda Lundfeldt war ein zartes, immer kränkelndes Geschöpfchen, das besser in eine etwas strenge und abhärtende Kur hätte genommen werden müssen, statt daß es nun noch mehr verzärtelt wurde, als es seiner Anlage nach unglücklicherweise schon der Fall war. Kaum ein Wunder also war's, daß sie ein so reich ausgebildetes Gemütsleben führte, wie man das gerade bei kränklichen, von den Freuden und Genüssen des Lebens mehr oder weniger abgeschnittenen und mehr auf sich selber zurückgedrängten Menschen so häufig findet. Sie war eine weiche, liebevolle Natur, aber ohne jede Sentimentalität.

Ich hatte, als sie in die Jahre kam, große Sorge um sie, wie's mit ihr werden würde, wenn sie heiratete. Nicht deshalb, weil ich fest überzeugt gewesen wäre, sie würde keinen ihr ebenbürtigen Gatten finden oder überhaupt in der Ehe unglücklich werden, — das, wußt' ich ja, ist immer und überall ein Lottospiel, — nein, weil ich ihr Arzt war und mir bange sein mußte, ob sie bei ihrer Konstitution eine Mutterschaft wohl überstehen würde.

D'reinzureden hatt' ich ja aber natürlich nichts,

als sich nun Herr Walter von Gersdorff das Jawort bei ihr holte, nachdem, glaub' ich, ein halbes Hundert Freier unverrichteter Sache hatte davonziehn müssen. Die Eltern stimmten zu, wenn auch wohl nicht gern, und mein alter Freund Lundfeldt schlug mir auf die Schulter und sagte wehmütig-resigniert: „Unserem Lieutenant entgehen wir reichen Väter einziger Töchter alle nicht, mein Lieber. Was ist da zu machen? Der Zeitgeist bringt das so mit sich.“ Die Mutter nahm mich denn freilich ernsthaft in's Gebet und wollte wissen, wie ich über die Gesundheit des Mädchens und den Einfluß der Ehe auf sie dächte. Aber was sollt' ich da viel sagen? Besser war's ja für sie, wenn sie überhaupt unvermählt blieb, aber wie konnte man das von dem lieben Geschöpf verlangen, das so recht geschaffen war, glücklich zu machen und glücklich zu werden? Von welchem Menschen darf man das überhaupt verlangen? Wohin Eheverbote führen, weiß man ja. Und wenn Wanda einen Gatten erhielt, der sich in zartsinniger Sorgfalt um sie bemühte und ihr jene Rücksicht zu Teil werden ließ, deren sie bedurfte, mochte sie sogar im Eheleben aufblühen können, wie niemals vorher; ich hatte ähnliche Erfahrungen schon bei ihresgleichen gemacht.

Aber das war's nun eben. Wenn sie solch' einen Gatten erhielt! Herr Walter von Gersdorff sah mir gar nicht danach aus, als ob er der Mann wäre, den ich für das Mädchen wünschen mußte, wenn es denn überhaupt einmal einer sein sollte. Ganz und gar nicht. Möglich, daß ich eine Antipathie gegen ihn

hatte, die mein Urteil beeinflußte. Er hatte ein junges Ding aus gutem, kleinbürgerlichen Hause verführt und die Arme in's Wasser laufen lassen, ohne nur einen Finger darum zu rühren oder sich's sonst anfechten zu lassen. Man redete ihm sogar nach, daß er am Begräbnistage des Mädchens, das er in den Tod gejagt, einen lustigen Champagnerabend im Kasino veranstaltet hatte. Das mochte übertrieben sein. Ich aber war Arzt bei den guten, einfachen, ehrlichen Leuten, über die er so viel Schande und Unglück gebracht hatte, ich hatte all' den unverdienten Jammer, der ihnen beschieden war, mit ansehn müssen und ich hatte einen ganz ehrlichen Haß gefaßt gegen den Herrn Lieutenant, der da für sein gutes Recht hielt, was andre um Ehre und Lebensglück brachte. Das war's übrigens nicht allein. Schließlich hätte man ja darüber hinwegkommen können. Aber ich hatte überhaupt von seinem Leben genug erfahren und aus den besten Quellen erfahren, um mir sagen zu müssen, daß er der Mann für Wanda Lundfeldt nicht war, keiner weniger, als er. Er war eben einer von den Männern, die nach meinem Dafürhalten — man mag das immerhin rigoros und engherzig oder philisterhaft oder ich weiß nicht, wie? finden — nicht mehr würdig genug sind, um ein junges, holdes, reines Weib zu besitzen. Er hatte es denn doch gar zu toll getrieben, gar zu wüst. Der „flotte Gersdorff“ nannten sie ihn, und so gar prüde oder spießbürgerlich ging es doch auch im übrigen unter den Herren Dragoneroffizieren, seinen Kameraden, nicht eben zu; der Beiname wollte

also immerhin etwas bedeuten. Und ich glaube nun einmal nicht so recht daran, daß die jungen Herren, die am Pharaotisch und beim Champagner immer am längsten gesessen haben und die meisten Liebesabenteuer mehr oder minder pikanten Inhalts zu verzeichnen haben, nachher die besten Ehemänner werden. Ich habe diesen althergebrachten Gemeinplatz, der wohl nur von den vorsorglichen Eltern, die ihren verbummelten und verschuldeten Sprößlingen eine reiche Erbin wünschen, in Umlauf gesetzt worden ist, im Leben selten oder nie bestätigt gefunden. Im Gegenteil hab' ich immer gefunden, daß „jung gewohnt, alt gethan“ das wahrste aller Sprichwörter bleibt, und daß die Katze das Mausen nicht läßt, auch wenn sie älter wird und in den Stand der heiligen Ehe eintritt.

Nun, dem sei, wie ihm wolle, jedenfalls war der Herr Dragonerlieutenant nicht nach meinem Geschmack und, wenn ich's in meiner Gewalt gehabt hätte, hätte er die kleine Wanda Lundfeldt wahrhaftig nicht bekommen. Übrigens war er ein bildhübscher Mensch, ganz wohl dazu geschaffen, um Frauenherzen zu erobern und sich unterthan zu machen, auch keineswegs unbegabt oder talentlos. Im Gegenteil: er war ein kluger Kopf und zudem ein perfekter Musiker, der eine sehr wohllautende Baritonstimme besaß und sich damit schon in manches Weiberherz hineingesungen hatte. Es war ja auch möglich, daß er Wanda wirklich liebte und es nicht nur auf das Geld ihres Vaters abgesehn hatte, da sie wahrlich um ihrer selbst willen geliebt zu werden ver-

diente, sie oder keine. Und so nahmen die Dinge denn ihren Lauf.

Der Herr Lieutenant hatte natürlich Schulden. Nun, die wurden von Papa Lundfeldt bezahlt, denn die hatte man erwartet. Und dann schloß sich das feierliche Versprechen daran, nach der Ehe sollten keine mehr gemacht werden, — man kennt das. Spiel und Tanz sollten vorbei sein. Papa Lundfeldt mochte dem Frieden aber wohl selber nicht so recht trauen, obgleich er sich nichts merken ließ, und merkwürdigerweise kam er auf die Idee, der Herr Schwiegersohn müsse, damit ihm das Halten seines Versprechens erleichtert werde, die militärische Laufbahn aufgeben. Statt dessen wollte er ihm einen behaglichen Landsitz kaufen, wo er in Frieden und Wohlsein mit seiner jungen Frau hausen mochte, und wenn er einmal Verlangen nach den städtischen Zerstreuungen trug, konnte er ja auf Wochen und Monate im Hause Lundfeldt einkehren, das für das junge Paar immer geöffnet stehen sollte.

Dieser Plan war gewiß wohl gemeint und für Wanda's Gesundheit überdies recht verständig und väterlich ausgedacht, aber dem Charakter und den Lebensgewohnheiten des Herrn Schwiegersohns entsprach er ganz und gar nicht. Und deshalb hätt' er nicht ausgeführt werden müssen, sondern hat das Unheil wohl nur noch schneller heraufbeschworen, als es sonst eingetreten sein würde. Der Lieutenant war aber durchaus damit einverstanden, daß es so wurde, wie Papa Lundfeldt wollte. Ob er des Dienstthuens überdrüssig

war und lieber ganz sein eigener Herr sein wollte, ob er sich von dem Leben, das der Schwiegervater sich für ihn ausgedacht hatte, mehr Genuß versprach oder ob er ihm nur den Willen that, um sich in allen Dingen als gefügiger und dankbarer Sohn zu zeigen, — ich weiß es nicht. Jedenfalls stimmte er ohne alles Besinnen ein. Und Freund Lundfeldt war entzückt über seinen Schwiegersohn, der zu allem „ja" sagte und die Liebenswürdigkeit und Nachgiebigkeit in Person war. Die Mutter schwamm nun gar in Wonne über den prächtigen, jungen Mann, der doch sicherlich früher nur immer verleumdet worden sei; ich glaube, sie liebte ihn fast noch mehr, als die Tochter. Jedenfalls war alles eitel Freude und Seligkeit im Hause und bei allen Gesippen dazu.

Allzu lange währte die Herrlichkeit freilich nicht. So ganz allmälich kamen die guten, blindgläubigen Eltern denn doch dahinter, daß es der Herr Schwiegersohn nicht immer genau nahm mit dem, was er versprochen hatte. Anfangs schien es ihm ja auf dem Gute, das er nun als Herr bewirtschaftete, — im Grunde bewirtschaftete es der langjährig dort thätig gewesene Inspektor natürlich ganz allein, — recht wohl zu gefallen und Wanda hatte nur Worte der innigsten Liebe und Anerkennung für den Mann, der sie auf Händen trage und ihr jeden Wunsch an den Augen ablese. Sie sah bei ihren jeweiligen Besuchen im Elternhause denn auch blühend und frisch aus und strahlte förmlich in ihrem jungen Glück. Eine Zeitlang glaubte ich wirklich schon, daß ich ein unverbesserlicher Schwarz-

seher gewesen sei, und wahrhaftig: ich freute mich dessen von ganzem Herzen. Aber das Gut, auf dem das junge Gersdorff'sche Paar hauste, lag gar zu nahe bei der Stadt, und das war ein trauriger Übelstand. Denn nun waren die Besuche mit keinerlei Umständen verknüpft und an Gründen, weshalb man notgedrungen in die Stadt hatte kommen müssen, fehlte es niemals Wenn aber die junge Frau aus diesem oder jenem Grunde, wegen Unwohlseins oder häuslicher Abhaltungen, daheim blieb, kam der flotte Gutsherr allein in die Stadt, sei's daß er die nur eine halbe Stunde von seinem Grund und Boden entfernte Eisenbahn benutzte, die ihn in eben so kurzer Frist an sein Ziel brachte, oder ganz zu Pferde herüberritt, was nur eine Vergnügungstour für ihn ausmachte und selbst bei Nacht weder besonders schwierig noch gefährlich war. Er brauchte das vielmehr sogar notwendig für sein körperliches Wohlbefinden, solche Ritte waren ihm Bedürfnis. So wenigstens hatte er dem Schwiegerpapa gesagt, der sich über des jungen Gutsherrn häufige Anwesenheit in der Stadt denn doch allmälich zu verwundern begann. Es mochte ja auch wohl so sein und man durfte es ihm nicht verübeln, daß er sich häufiger und häufiger den lästigen Fragen über den Grund seines Kommens entzog und sich lieber im schwiegerelterlichen Hause gar nicht mehr blicken ließ, wenn er in der Stadt war. Es hätte das oft nur zu einem recht unerquicklichen Inquisitorium Anlaß gegeben und vielleicht das schöne Verhältnis gar zerstört, das zwischen Eltern und Kindern vorherrschte. Um so eifriger war der ehemalige Offizier

statt dessen bemüht, das alte, kameradschaftliche Verhältnis zu den Genossen vom Regiment aufrecht zu erhalten und zu pflegen. Im Kasino fand man es immer in der Ordnung, daß er da war, da streckten sich ihm immer alle Hände entgegen, und je häufiger er kam, um so willkommener war er.

Nun, um es kurz zu machen: es ging, wie es eben gehen mußte. Herr Walter von Gersdorff langweilte sich draußen auf Koselow und er sah keinen Grund ein, weshalb er sich langweilen sollte. Wenn er also nicht selber in der Stadt war, gab es draußen auf dem Gute lustige Gesellschaft; denn die Kameraden fanden sehr bald den Weg nach Koselow gerade so bequem und kurz, wie der Gutsherr den von dort aus zu ihnen; ein paar Gutsnachbarn, die auch früher flotte Reiteroffiziere gewesen waren, gesellten sich dazu, und so ging es denn bald recht munter und lebhaft her und des Herübers und Hinübers war kein Ende mehr. Gersdorff schwamm dabei, wie ein Fisch, in seinem eigentlichen Element umher, hatte immer eine offene Hand für die Kameraden, die gerade in der Klemme steckten, und galt weit und breit als der liebenswürdigste und freigebigste Wirt, der sich nur ausdenken ließ. Die Feste auf Koselow gelangten allmälich zu einer Art von Berühmtheit und wurden in der Stadt lebhaft besprochen, was denn den eitlen Schwiegereltern wiederum nicht wenig schmeichelte und sie mit mancherlei Extravaganzen und unliebsamen Vorkommnissen in der Lebensweise des flotten Gersdorff immer auf's neue aussöhnte. Schließlich hatte es Papa Lundfeldt ja

dazu und konnte sich den Luxus erlauben, der Schwiegervater eines jungen Lebemannes zu sein, der jung und alt bezauberte und für den das Geld nur dazu da war, um in möglichst vornehmer und liebenswürdiger Art verschleudert zu werden. Solange sich dies Gewerbe des jungen Herrn noch in erträglichen Grenzen hielt, kam es daher wohl zu mancherlei kleinen Debatten, zu Vorwürfen und ernstlichen Sorgen betreffs der Zukunft, aber eine wirkliche Entfremdung fand zwischen Schwiegersohn und Schwiegereltern nicht statt und vor allem waren die letzteren weit davon entfernt, dem Treiben des ersteren mit Entschiedenheit einen Riegel vorzuschieben, solange es noch Zeit gewesen wäre.

Sie trösteten sich damit, daß ihre Tochter ja glücklich war. Und so schien es wirklich. Wanda vergötterte den Mann noch immer, der ihr als die Verkörperung der frischesten und fröhlichsten Jugend erschien, einer Jugend, von der sie doch nie den rechten Begriff gehabt hatte. Sie wollte auch nicht, daß der flotte Offizier, der Liebling der Damen und der Stolz seiner Kameraden, an ihrer Seite verkümmern oder nur um die kleinste Lebensfreude betrogen werden sollte; im Gegenteil: es war immer eine Angst davor in ihr gewesen, er könne um ihretwillen entbehren wollen und dadurch das Glück gefährdet werden, das sich für ihn seiner Natur nach mit irgend welchen Einschränkungen und Opfern ganz und gar nicht in Einklang bringen ließ. So vergaß sie ihre eigenen Entbehrungen und wohl auch manch' eine Enttäuschung ihres Ehelebens über der Genugthuung, ihn heiter und glücklich zu wissen, wie nur je.

Und dann trat bald etwas anderes hinzu, was ihr über jede trübe Stunde und jede bange Sorge, die darin emporsteigen wollte, vollends am besten hinweghalf, gleichzeitig auch ihr häufiges Kränkeln und ihr wachsendes Unvermögen, an dem Treiben ihres Mannes sich zu beteiligen, erklärte: sie fühlte sich Mutter. Da fingen denn nun für sie selbst und für die Eltern recht sorgenvolle Tage an, wenn auch die vorherrschende Stimmung eine freudige und hoffnungsvolle blieb. Je näher die entscheidende Stunde heranrückte, desto ernster mußte auch ich ihr entgegenblicken. Man hatte mich bestimmt, der jungen Frau den ärztlichen Beistand zu leisten, und ich hatte mich dem natürlich nicht entzogen, aber ich hielt es für meine Pflicht, die Eltern sowohl wie den Gatten auf die Möglichkeit vorzubereiten, daß der Ausgang trotz all' meiner Sorgfalt und Bemühung ein unglücklicher werden könne. Der Zustand Wanda's konnte mich darüber nicht im unklaren lassen.

Die Eltern nahmen das in fassungsloser Bestürzung hin, Gersdorff aber zuerst mit ungläubigem Lächeln und dann, als ihn das Befinden seiner Frau denn doch ängstlich machte, mit hellem Zornausbruch gegen mich. Warum ich ihm nicht gleich bei der Verheiratung gesagt, daß seine Frau niemals in diesen Zustand kommen dürfe? Das sei meine Pflicht gewesen und ich sei jetzt verantwortlich dafür, wenn ein Unglück geschehe, ihn selbst treffe keinerlei Schuld, da er ganz ahnungslos gewesen; und was dergleichen verspätete Rodomontaden mehr waren, auf die ich ihm

mit ruhiger Gemessenheit meine Antworten gab. Er geberdete sich in der That wie ein Verzweifelter, und wenn ich nicht ein so unbesiegbares Vorurteil gegen ihn gehabt hätte, hätte ich wirklich glauben können, er fürchte mit seiner Frau alles zu verlieren, was das Leben ihm nur überhaupt an Wert und Wonne barg. Mir aber kamen bei seiner haltlosen, dumpfen Verzagtheit ganz andre und sehr häßliche Gedanken. Ob ich ihm damals unrecht damit gethan, weiß ich nicht; die Zukunft schien mir jedenfalls recht zu geben.

Nun, die schwere Stunde für Frau Wanda kam über dem allen heran und zwar noch eher, als ich's vermutet hatte, so daß ich mitten aus meiner Praxis abberufen wurde und Hals über Kopf hinaus mußte. Und wie ich's vorhergesehn hatte, kam's: ich habe nie einer schwereren Entbindung in meinem Leben beigewohnt. Nur darin hatte ich mich getäuscht: die junge Wöchnerin starb nicht bei all' dem furchtbaren, was sie mit sich geschehen lassen und durchleiden mußte, sondern blieb am Leben. Aber es war freilich durch Wochen und Monate zweifelhaft genug, ob dies Leben nicht doch noch entfliehen werde, und dann fragte sich's überhaupt, ob das nicht schließlich noch das wünschenswertere war. Wer in die Zukunft hätte sehen können, würde die Frage wohl haben bejahen müssen, aber, wie die Menschen nun einmal sind, waren wir alle froh und dankbar, der armen Patientin das Leben erhalten zu können, und mühten uns nach Kräften darum. Zuletzt gelang es denn auch. Nach mancherlei Schwankungen und Rückfällen stärkte sich der geschwächte Körper in=

folge der unermüdlichen Pflege soweit, daß man auf ein Weiterleben der Wiedererstandenen rechnen konnte. Allerdings unter einer Bedingung: daß die Genesene nie wieder in eine gleiche Lage gebracht werde. Eine abermalige Mutterschaft mußte unweigerlich ihren Tod zur Folge haben.

Obgleich dies letztere mit unfehlbarer Sicherheit sich feststellen ließ und selbst von einem noch unerfahrenen Praktikanten nicht hätte übersehen werden können, bestand ich doch darauf, daß meine Prognose durch eine Autorität bestätigt wurde, da man mir hätte zutrauen können, ich sähe aus sorgender Liebe für Wanda zu schwarz, und meine ernste Warnung deshalb vielleicht unbeachtet geblieben wäre. Nun, die Autorität fällte ihren Spruch, der mit dem meinigen genau übereinstimmte. Eine zweite Mutterschaft bedeutete für Wanda ein Todesurteil. Daran war nicht zu rühren.

Was nun geschah, kann man sich denken. Die unglücklichen Eltern beschworen in ihrer Angst den Schwiegersohn, Rücksicht zu üben und auf jede eheliche Gemeinschaft Verzicht zu leisten, und der Schwiegersohn gab sein Ehrenwort, daß er sich fügen werde. Er machte sogar nicht die geringsten Schwierigkeiten dabei. Wie hätte er auch sollen? Er wollte doch nicht der Mörder seiner Frau werden, und da das Kind das Wanda geboren, am Leben blieb und ein Knabe war, waren seine höchstfliegenden Wünsche ja ohnehin erfüllt. Was hätte er noch weiter begehren sollen? Er war ergriffen und dankbar gestimmt und benahm sich so würdig und ritterlich, daß Papa Lundfeldt ihm

gerührt in die Arme sank. Und nicht nur das. Er wollte ihm dies Ehrenwort auch noch in andrer Weise lohnen. Nicht bloß, daß er ihm seinen jährlichen Zuschuß um ein Beträchtliches erhöhte, er setzte auch fest, daß ein bedeutender Teil seines Vermögens an seinen Schwiegersohn fallen solle, wenn dieser etwa noch bei Lebzeiten der Schwiegereltern seine Frau verlieren würde; als ihr Erbe, falls die Tochter die Eltern überlebte, war er früher schon designiert worden, natürlich mit den nötigen Klauseln, die für Frau und Kind den gebührenden Teil der Hinterlassenschaft feststellten. Es war ja klar, daß Gersdorff in eine üble Lage geriet, wenn er als Witwer zurückblieb und ganz auf die freiwillige Unterstützung seitens des Schwiegerpapas angewiesen war; solch' eine demütigende Situation mußte dem guten, braven Jungen, der sich mit gentlemanlikem Zartgefühl in eine unabänderliche Entbehrung schickte, erspart werden. Daß Freund Lundfeldt so handelte, sah seiner gutmütigen und kurzsichtigen Biederkeit ja durchaus ähnlich, daß er aber seinen Schwiegersohn genau von dem in Kenntnis setzte, was er that, war selbst für seine Vertrauensseligkeit ein etwas starkes Stück, und daß ihn nicht einmal Gersdorff's scheinheilige Entrüstung über das Unangebrachtsein seiner Offenheit in's Klare setzte, machte seiner Menschenkenntnis verzweifelt wenig Ehre.

Nun, es war aber einmal geschehn, und vorläufig gingen die Dinge ja auch so erfreulich, wie sie nur gehen konnten. Der junge Gatte und Vater war die Rücksicht und zartsinnige Sorgfalt selber. Wanda erholte sich leid-

lich, das Kind gedieh, und da die Feste auf Koselow ein Ende haben mußten, konnte man zu der immer häufigeren und längeren Abwesenheit des Gutsherrn, der doch nicht da draußen auf dem Lande bei einem Säugling und einer immer kränkelnden Frau verbauern durfte, wohl ein Auge zudrücken. Vielleicht auch zu noch mehrerem, das denn so allmälich von dem Leben, welches Gersdorff in der Stadt führte, durch die gewöhnlichen Kanäle auch bis zu den Schwiegereltern hindurchsickerte, tropfenweise natürlich nur, aber es waren manchmal recht bittre Tropfen darunter. Ein Ehemann, der doch wieder nicht Ehemann sein darf — Nun, man begreift: für solche exzeptionelle Situation mußten exzeptionelle Sittengesetze aufgestellt werden, das Gefühl mochte sich dagegen sträuben oder nicht. Engherziges Festhalten an dem Herkömmlichen wäre in diesem Falle nicht nur übel angebrachte Prüderie gewesen, sondern hätte auch dazu führen müssen, Gesundheit und Leben der geliebten, übrigens nichtsahnenden Tochter zu gefährden. Man schwieg also und damals konnte man ja auch wohl noch schweigen. In den Kreisen, in denen Gersdorff heimisch war, herrschten recht liberale Anschauungen, — wenigstens über diesen Punkt.

Die Sache nahm dann aber doch eine bedenkliche Wendung. Gersdorff hatte ein Verhältnis mit einer bildhübschen, kleinen Ballettratte angefangen, die eben ganz frisch an unser Theater gekommen war, und das Mädchen kostete ihn viel Geld, mehr Geld, als er zur Verfügung hatte, er mochte es anstellen, wie er wollte.

Es war also nicht weiter zu verwundern, daß er's mit seinem alten Glück im Spiel wieder versuchte, wenigstens energischer versuchte, als sonst seit seiner Verheiratung, und als das sich nicht einstellen wollte oder doch nicht lange vorhielt, Schulden machte, ganz regelrechte Schulden, wie in der seligen Lieutenantszeit. Nur daß ihm das jetzt um ein gut Teil leichter wurde, als damals. Natürlich, er war der Schwiegersohn von Emil Lundfeldt, das machte ihm Kredit. Und dann bezahlte er die Schulden sogar. Manchmal von seinen Spielgewinnsten, die denn doch hin und wieder ihm zuflossen, und ein paarmal durch die besondere Freigebigkeit des Schwiegerpapas, den er in einer gut gelaunten Stunde unter vier Augen um ein Extradarlehn anging. Papa Lundfeldt war kein starrer Puritaner, im Gegenteil. Er hatte auch einmal flott gelebt und wußte ganz gut, wie es in der Welt zuging. Er zahlte also und machte nicht viel unnötige Worte dabei. Aber er war auch ein Mann, der sein Geld selber verdient hatte, und es für die Liaisons und Spielabende seines Schwiegersohns zum Fenster hinauszuwerfen, fiel ihm gar nicht ein. Es war ihm inzwischen nun doch allerlei zu Ohren gekommen, was sich durch die Ungewöhnlichkeit der Lage seines lieben Schwiegersohns wirklich nicht mehr entschuldigen ließ und auf ein Augenzudrücken keinen Anspruch mehr erheben durfte. So begriff er, daß hier ein Ende gemacht werden mußte und weitere Nachgiebigkeit den flotten, jungen Herrn in seinem bedenklichen Lebenswandel nur noch bestärkt haben würde.

Das Resultat dieser Überlegung war eine ziemlich heftige Szene zwischen Schwiegervater und Schwiegersohn, woraufhin der letztere das Haus Lundfeldt zunächst nicht mehr betrat, im übrigen aber sein Leben um kein Haar breit änderte. Der einzige Unterschied war jetzt nur, daß die Schulden nicht mehr bezahlt wurden, die Gersdorff machte. Und der natürliche Lauf der Dinge war nun, daß sie dadurch immer mehr anwuchsen, daß Gersdorff immer wagehalsiger sein Glück im Spiel versuchte, immer mehr verlor und schließlich bis über den Hals in Schulden steckte, er wußte selber nicht, wie? Am allerwenigsten aber wußte er, wie er da wieder herauskommen sollte. Seine Lebensweise zu ändern, fiel ihm nicht ein, das wäre Selbstmord für ihn gewesen. Er war der „flotte Gersdorff", er wollt' es bleiben. Und immer noch hatte er für andere eine offene Hand, immer noch renommierte er damit, *der* Schwiegersohn des reichen Emil Lundfeldt zu sein und dem Vermögen seines Schwiegervaters Ehre zu machen, und, was die Hauptsache blieb, — immer noch hielt er die kleine, blonde Balletteuse aus, die ihn ein Heidengeld kostete, aber ihn dafür auch zum Gegenstand allgemeinen Neides unter der jeunesse dorée unserer Stadt machte.

Sie war übrigens wirklich reizend, die kleine Esmeralda. Eine Spanierin sollt' es sein trotz ihres Blondkopfes, der durch einen englischen Vater erklärt wurde, welcher aber nicht im Standesamtsregister als solcher figurierte. Spanisches Blut mochte sie auch schon in den Adern haben, jedenfalls steckte Rasse

in ihr. Ich hatte als Theaterarzt manchmal das Vergnügen, sie zu sehn, und wurde dadurch auch in ihre Beziehungen zu Gersdorff intimer eingeweiht, als es in meinen Wünschen lag. Aber was ging es mich an, wie die beiden zusammen standen? Ärzte und Beichtväter haben ihre Amtsgeheimnisse zu wahren. Und ich kann mich rühmen, nie mit Lundfeldt einmal über das gesprochen zu haben, was ich sah und hörte. Nur mir selber sagt' ich, daß ich mich in dem Manne, den ich mir am allerwenigsten für Wanda Lundfeldt gewünscht, leider nicht getäuscht hatte, daß alles sogar noch um ein gut Teil schlimmer gekommen war, als ich's gedacht. Wie schlimm, wußt' ich freilich noch gar nicht. Das wurde mir erst klar, als ich eines Tages durch ein Billet von Wanda's Hand nach Koselow hinausgerufen wurde und gleichzeitig von ihr dabei die Bitte ausgesprochen war, ich möchte die Eltern von ihrem Wunsche zunächst nicht benachrichtigen.

Ich fuhr also hinaus. Das Kind war nicht ganz wohl, litt am Zahnen, und das gab den Vorwand für mein Kommen ab. Ich kam aber sofort dahinter, daß es sich um etwas ganz anderes handelte. Wanda war erbärmlich anzusehn. Sie hatte sich seit meinem letzten Besuche — und ich war immer von Zeit zu Zeit herausgefahren, um nach ihr zu sehn, — gewaltig verändert. Vor kurzem noch hatte ich an ihr allmäliches Wiederaufblühn mit vollster Bestimmtheit geglaubt, heute erschien sie mir wie eine dem frühen Tode unwiderruflich Verfallene. Ihre Augen glühten fieberhaft, blaue Ringe darunter, eingefallene Schläfen, hagere, wachsbleiche

Wangen, eine matte, vornübergebeugte Haltung, — kurz: es war ein kläglicher Anblick. Und doch ergab meine Untersuchung nichts, aber auch gar nichts, was augenblickliche Besorgnis eingeflößt oder den Zustand des Allgemeinbefindens, wie es mir entgegentrat, erklärt hätte. Ich fand alles, wie bei der letzten Untersuchung, nicht zum Schlimmen verändert. Es mußten hier also seelische Einwirkungen stattgefunden haben, und es war ja nicht besonders schwierig, darauf zu schließen, welcher Art die waren. Gerad' auf den Kopf sagt' ich's ihr zu, sie hätte schwere Sorgen und Aufregungen gehabt, und als sie das nicht leugnete: „Betrifft es Ihren Mann, liebe Wanda?"

Freilich betraf es den. Aber es war nicht, wie ich geargwöhnt hatte; sie hatte von dem lockeren Lebenswandel des leichtsinnigen Herrn noch immer so gut wie nichts erfahren. In ihre Einsamkeit drangen dergleichen Gerüchte nicht, von Argwohn war sie ganz frei, und sie gönnte dem Manne, der zu ihrem Schmerze so viel bei ihr entbehren, dem sie so wenig bieten konnte, von Herzen jede Zerstreuung, jedes Vergnügen. Ihr gewährte das Kind genug an Lebensfreude, sie klagte nicht, sie fühlte keinen Mangel. Aber Gersdorff hatte ihr gerade herausgesagt, daß er Schulden gemacht habe, Spielschulden, daß der Schwiegerpapa sich weigere, sie zu bezahlen, weil er schon früher ein paar derartige Lappalien berichtigt habe, und daß ihm das Wasser geradezu bis an den Hals stehe. Nun hatte er sie zur Vermittlerin beim Vater angerufen; der aber war so zornig und so hart gewesen, wie sie ihn noch nie im

Leben gesehn, es nie bei ihm für möglich gehalten hatte. Er hatte Walter mit schlimmen Beiworten bedacht und rundheraus jede Hülfe verweigert; er habe genug für den leichtsinnigen Verschwender gethan und wolle sich nicht für ihn ruinieren; der würde es über kurz oder lang soweit treiben, ihn an den Bettelstab zu bringen. Was nun geschehen solle? Walter drohe, sich zu erschießen, weil er für immer ehrlos sei, wenn er seinen Verpflichtungen nicht rechzeitig nachkomme, der Vater weigere sich, noch irgend etwas zu thun, und die Summe sei so groß, daß keine Möglichkeit vorliege, sie auf anderem Wege zu beschaffen. Im Hause sei gar kein Geld, das Gut überschuldet und selbst die Wucherer wollten nicht mehr borgen, weil sie an der Möglichkeit einer Deckung zweifelten. Walter habe ihr über das alles klaren Wein eingeschenkt.

Das lautete nun freilich alles noch viel schlimmer, als ich's gefürchtet hatte, und am Schlimmsten war's, daß die arme, junge Frau darunter leiden sollte, für die alle Sorge und Kümmernis mit dem seelischen immer zugleich schweres, körperliches Leid bedeutete. Und um deswillen mußte ich auch thun, was nur irgend in meinen Kräften stand, um zu helfen. Hätt' ich selber über die Summe verfügt, weiß der Himmel, ich hätte sie hingegeben, so verächtlich mir der Mann auch war, dem sie zu gute kommen sollte. Der Kummer des armen, betrogenen, jäh aus allen ihren Himmeln gestürzten Weibes drückte mir schier das Herz ab. Nun, da ich selber beim besten Willen nicht helfen konnte, mußt' ich wenigstens das

Meinige thun, um den Vater umzustimmen. Wahrhaftig nicht mit freier Seele, aber was sollte sonst werden?

Ich will mich mit dem einzelnen nicht zu lange aufhalten, wie es mir schließlich gelang, meinen alten Freund Lundfeldt zu dem zu bewegen, was sein mußte. Genug, es gelang mir! Er mußte ja wohl einsehen, daß er um Wanda's willen trotz alles Wetterns und Verschwörens schließlich doch noch einmal in den Beutel zu greifen hatte und tiefer, als je. Aber der Herr Schwiegersohn mußte vorher sein Ehrenwort geben, daß er fortan mit keiner geringsten Geldforderung mehr weder an seine Frau noch an seinen Schwiegervater herantreten wolle. Wolle und müsse er durchaus weiter Schulden machen, so möge er dann nur immerhin sich eine Kugel vor den Kopf schießen, seinen Entschluß dazu aber nicht erst seiner Frau mitteilen, verloren sei ja dann nicht viel an ihm. In dieser väterlich-brutalen Art wurde zwischen Schwiegervater und Schwiegersohn in meiner Gegenwart verhandelt. Ein Blatt nahm man da nicht vor den Mund. Papa Lundfeldt war mit seinem Schwiegersohn fertig, vollkommen fertig. Er behandelte ihn wie einen Abgethanen. Was da geschehen war, ging ihm denn doch über allen Spaß. Und Gersdorff ließ sich das alles zähneknirschend gefallen, — womit hätt' er sich auch wohl verteidigen sollen? — strich sein Geld ein und gelobte ehrenwörtlich, sich lieber stillschweigend in's Jenseits zu befördern, als noch einmal einen Pfennig über seine Einkünfte hinaus von seinem geliebten Schwiegerpapa zu begehren

oder seiner Frau mit solchem Ansuchen in den Ohren zu liegen. Damit ging er. Und ich mußte, als er gegangen war, bei mir denken, ob denn solch' ein verlumpter und verkommener Mensch überhaupt noch ein Ehrenwort abgeben könne und was uns eigentlich berechtige, uns auf ein solches bei ihm zu verlassen. Aber wir leben ja eben in einer verrückten Welt.

Nun, die Sache war damit zu Ende. Wir dachten es wenigstens oder stellten uns, als dächten wir's. Wanda Gersdorff erholte sich, wie es schien, langsam von dem schweren Schlage, die Eltern waren von ihren früheren Illusionen gründlich kuriert, glaubten aber doch, daß nun alles sich zum Guten wenden werde, und Gersdorff selber spielte eine Zeitlang mit leidlichem Geschick den Soliden. Wenn ich nun auch an eine so völlige Sinneswandlung des jungen Taugenichts nicht glaubte, so muß ich doch sagen, daß auch ich mich der Überzeugung hingab, er werde es fortan nicht mehr so arg treiben, wie früher, aus dem einfachen Grunde, weil er dann gar bald vis-à-vis de rien anlangen und ohne Hülfsquellen, wie er war, zur Pistole greifen mußte. Nicht sein Ehrenwort, dacht' ich, aber der Selbsterhaltungstrieb, die klare Einsicht, daß er nicht andere, sondern nur sich selber mit seiner Lebensweise zu Grunde richtet, wird ihn etwas gelindere Saiten aufziehn lassen.

Mein Erstaunen war deshalb auch nicht gering, als ich aus glaubwürdigster Quelle erfuhr, Herr Walter von Gersdorff treibe es ärger, als je, und die kleine Esmeralda scheine es darauf anzulegen, ihn zu ruinieren,

damit sie ihn los würde, denn sichtlich sei sie seiner schon überdrüssig, wisse sich aber nicht auf gute Manier von ihm frei zu machen, da er noch immer toll und blind in sie vernarrt sei und vor Eifersucht nun schon gar zu den verrücktesten Streichen aufgestachelt werde. Neulich habe die Ballerina ein Diamantenkollier getragen, das unzweifelhaft von Gersdorff herstamme, da sie es sonst in seiner Gegenwart schwerlich hätte sehen lassen, und dies Schmuckstück habe als pièce de résistance ein paar Tage lang im Schaufenster bei Friedmann & Co. gestanden, mit einem Preise normiert, der ein kleines Vermögen repräsentiere. Nun, dacht' ich, immerhin: wenn es ihm zu eng auf der Welt geworden ist, mag er sich davonmachen, darüber sind wir ja alle einig, daß die Menschheit nicht gerade viel an ihm verliert. Selbst Wanda wird es überstehen, wenn sie ihr Kind hat. Im schlimmsten Falle muß man ihr ein Licht über sein Treiben aufstecken, wenn sie sich gar zu untröstlich bei seinem Tode geriert.

So gingen ein paar Wochen in's Land, als ich wieder einmal nach Koselow hinauskam, um nach Wanda zu sehen. Die letzten Male hatt' ich sie bei erfreulichem Wohlsein vorgefunden und war deshalb länger, als üblich, fortgeblieben. Nun mußt' es mir auffallen, daß sie wieder blaß und müde aussah, nächtige Schatten unter den Augen hatte und etwas Gedrücktes und Schmerzvolles in ihrem Wesen ausgeprägt lag, wofür ich keine Erklärung wußte. Das Kind gedieh prächtig, da gab es keinerlei Sorge. Hatte sie von ihres Mannes Leben und Treiben etwas erfahren? Nein; ich machte

Andeutungen daraufhin, aber sie war offenbar so ahnungslos, wie immer. Daß er gespielt und getrunken hatte, wußte sie ja wohl von früher her, aber von seiner ehelichen Untreue war nichts zu ihr gedrungen. Dies Weib war rein, wie ein Kind. Jetzt vollends sah sie aus, wie eine der Madonnen del Sarto's. Was also war dann vorgefallen? Sie wollte es nicht Wort haben, daß es überhaupt etwas gäbe; gar nichts gäbe es, sie sei ungewöhnlich angegriffen heute, habe sich über ihre Kräfte angestrengt, das sei alles. Nun, mein ärztlicher Scharfblick ließ sich dadurch natürlich nicht täuschen, aber was war zu machen? Ich bat sie dringend, offen gegen mich zu sein, wie damals, als ich ihr hätte helfen können; das hatte jedoch nichts anderes zur Folge, als daß sie weinte und mich unter ihren Thränen beschwor, nicht weiter in sie zu dringen, es sei nichts geschehen, was sich in Worten sagen lasse.

Ich mußte also fort, ohne etwas erreicht zu haben kam nach einiger Zeit wieder, fand es nicht anders und konnte Wanda noch immer nicht zum Sprechen bringen. Nun hetzte ich die Eltern auf, vor allem die Mutter, die ein bischen bequem geworden war, seit sie selber kränkelte, machte ihnen die Hölle heiß und verlangte, daß sie der Sache auf den Grund kommen müßten, so oder so. Und schließlich gelang es denn auch, das arme Weib zum Sprechen zu bringen. Aber was da herauskam, überstieg weit alle unsere schlimmsten Befürchtungen. Gersdorff war nicht nur ein verlumpter Roué, er war nun auch ein Ehrloser geworden, und mehr, als das: ein Verbrecher, ein Mörder. Aber es

war eben ein gesetzlich erlaubtes Verbrechen, ein sanktionierter Mord, den er beging, und man konnte ihn wohl verachten um deswillen, aber ihn zur Rechenschaft ziehn, Vergeltung an ihm üben konnte man nicht.

Wie es gekommen war? Nun, er hatte es so schlau und gewandt angefangen, wie nur je ein Verbrecher. Zu Füßen geworfen hatte er sich seinem Weibe, hatte den reumütig Zerknirschten gespielt mit allem schauspielerischen Talent und ihr unter Thränen gestanden, er sei auf dem Wege, ein schlechter Mensch zu werden, einzig und allein deshalb, weil er sich seiner Frau nicht mehr in Liebe nahen dürfe. Diese innige Gemeinschaft sei es gewesen, die ihn früher vor allem Überschäumen seiner leidenschaftlichen Natur bewahrt, ihn immer auf dem rechten Wege festgehalten, so heiß auch die Wallungen seines Blutes gewesen sein möchten. Wenn er diesen Halt für immer aufgeben solle, sei er verloren. Nur in dem engsten Zusammenleben mit seiner Frau finde er Trost und Befriedigung, ohne dasselbe sei er ein Spielball seiner wilden Leidenschaften. Sie dürfe ihn nicht in dieser widernatürlichen Zwangslage halten, wenn sie ihn nicht verderben, an seinem Untergange mitschuldig werden wolle. Noch sei es Zeit, ihn zu retten, die Liebe könne ihn retten, — nichts sonst auf der Welt. Und nur um sich zu betäuben, um seine heißen, berechtigten Wünsche zu vergessen, habe er früher getrunken und gespielt und das alte Leben aus der Junggesellenzeit wieder geführt Nun aber sei ihm auch das zum Ekel geworden, schütz. ihn nicht mehr vor seinen Begierden, die ihn auf Ab-

wege reißen müßten, wenn er nicht der Stimme der Natur mehr gehorchen dürfe.

Und in solcher Tonart war es fortgegangen. Nun, er war ein vortrefflicher Komödiant, und ein bildhübscher, leidenschaftlicher Mensch war er noch immer, und schließlich war sie ja auch nur ein Weib — trotz allem — und sein Weib obendrein, und was er da sagte, klang ja alles gar nicht so unwahrscheinlich oder unnatürlich, im Gegenteil. Vor allem aber liebte sie ihn ja noch immer. Und eine liebende Frau, die vor die Wahl gestellt wird, ob sie den Mann, der ihr gehört und gehören will, einer andren, — vielen andren überlassen soll oder ihn auf's neue ganz für sich in Anspruch nehmen, wenn auch mit Gefahr für Leib und Leben, — wie wird die sich entscheiden? Ich muß übrigens nachholen, daß wir Ärzte seinerzeit auf den Wunsch der Eltern der jungen Frau die Wahrheit nur insofern mitgeteilt hatten, als wir von einer schweren Gefahr für sie redeten, falls es noch einmal zu einem Wochenbett käme. Auch wußte sie nichts davon, daß Gersdorff ihrem Vater sein Ehrenwort gegeben hatte, sie zu schonen. Er hatte also vermutlich doppelt leichtes Spiel bei ihr. Kurz: es war geschehen, und die Folgen waren nicht ausgeblieben. Wanda fühlte sich guter Hoffnung und litt gleichzeitig unsäglich. Zu den körperlichen Schmerzen traten die seelischen hinzu. Denn nicht nur, daß ihr vor dem Schweren bangte, was ihr bevorstand, sie fürchtete auch den Zorn ihrer Eltern gegen ihren Mann und hatte überdies nicht die Überzeugung gewonnen, daß sie durch

ihr Opfer ihn wieder enger, unlöslich an sich gefesselt habe. Im Gegenteil: sie fand ihn jetzt kälter, als er je gewesen war, und sah ihn wenig mehr bei sich. Was er in der Stadt dauernd trieb, wußte sie nicht und wollte es nicht wissen, aber ihr ahnte jetzt Schlimmes. Ihr Zustand war nach jeder Richtung hin bejammernswert.

Die Gemütsverfassung der Eltern nach Wanda's Bekenntnissen kann man sich denken. Sie durften der Tochter nichts davon verraten, daß ihr Gatte wie ein Elender an ihr gehandelt, sie betrogen, sein Ehrenwort gebrochen, sie dem sicheren Tode überliefert hatte. Und doch wußten sie, daß es so war, und ich selber mußte den Verzweifelten wahrheitsgemäß ausdrücklich noch einmal bestätigen, daß es nun keine Rettung mehr für das arme Weib gäbe. Und Gersdorff? Nun, Papa Lundfeldt rief ihn, schäumend vor Zorn und Empörung, vor sich und hielt ihm seine ganze Schändlichkeit vor, forderte seine Rechtfertigung, schleuderte ihm Worte in's Gesicht, wie sie sich ein Mann wohl noch niemals hat sagen lassen, ohne auch nur mit der Wimper zu zucken, — und das that Gersdorff. Ich war zugegen. Ich habe meinen alten Freund Lundfeldt nie in einer ähnlichen, wilden Erregung gesehn, er war wie außer sich. Freilich: er hatte ja auch allen Grund dazu.

Und Gersdorff drehte seinen famosen, langen, braunen Schnurrbart, — eine Berühmtheit in der ganzen Stadt, — und lächelte geringschätzig dazu. „Lieber Schwiegerpapa,“ sagte er endlich, „ich habe nichts gethan, als was ich durfte, was das Gesetz mir erlaubt,

13*

was mein Recht war und ist. Wenn man es mir weigert, so habe ich einen vollgenügenden Grund, auf Scheidung anzutragen. Ich habe mich darüber aufklären lassen. Wenn das also Ihren Wünschen entspricht, und wenn man mir meinen Sohn läßt, — selbstverständlich — Sonst aber hab' ich es satt, den Ehemann nur vor der Welt zu spielen, ohne es auch zu sein. Wenn Wanda zur Ehegattin untauglich war, hätte man sie mir verweigern sollen. Man hätte zum mindesten damals gleich mein Versprechen fordern müssen, nur während des ersten Ehejahres meine ehemännlichen Rechte geltend zu machen, nachher nicht mehr. Möglicherweise wäre ich darauf eingegangen und dann war ich gefangen. Aber mich später in einem Moment der weichherzig-nachgiebigen Stimmung mit einem derartigen Gelöbnis zu überrumpeln, wo ich anständigerweise gar nicht anders konnte, als es abgeben, — nein, mein teurer Papa, das war weder für Sie ehrenvoll, noch für mich bindend. Und damit wären wir ja wohl zu Ende. Wie gesagt, ich berufe mich auf das Gesetz. Bin ich wirklich ein Verbrecher, wie Sie meinen, so denunzieren Sie mich doch, verfolgen Sie mich, hetzen Sie mir die Häscher auf den Hals! Ich will's abwarten. Und übrigens: wo steht es denn geschrieben, daß der Erfolg ein so trauriger sein muß, wie Sie annehmen? Ärzte haben sich schon unendlich oft geirrt. Und dieser Herr hier hat ja Wanda schon damals das Leben abgesprochen. Warten wir's also doch ab!"

Und damit schlug er die Thür hinter sich zu. Ich

glaube, er pfiff sich draußen ein Lied, als er die Treppe hinunterstieg. Und ich will nicht dafür gutstehn, daß er nicht geradeswegs von dort zu seiner Maitresse gegangen ist. Verlumpt war er ja nun schon völlig. Aber ihn fassen, — das konnte man nicht. Er hatte ja im Grunde mit allem recht, was er da vorgebracht hatte, mit allem. Nur daß er deshalb doch ein gemeiner Verbrecher und ein Mörder war, nichts Geringeres, als ein Mörder, mochte das Gesetz ihm auch tausendmal zur Seite stehn. Das war ja eben gerade das Furchtbare, das Niederschmetternde, daß wir das nicht leugnen konnten. Juristisch war er völlig gerechtfertigt, völlig unschuldig. Unter dem Schutz des Gesetzes hatte er gehandelt, durfte er weiter handeln, wie ein Ehrloser, — durfte er einen Mord begehn. Das Recht stand ihm zur Seite. Und vor seiner Frau hatte er sich nebenbei auch noch ein moralisches Mäntelchen umhängen, sich geschickt damit drapieren können, um nicht allzu brutal auf seinem Schein bestehen zu müssen, wovor er im Notfall natürlich auch nicht einmal zurückgeschreckt wäre.

Ein wohlüberlegter, von langer Hand vorbereiteter, raffinierter Mord war's, nichts andres. Und ein gemeiner Mord obendrein, der gemeinste, den es giebt: ein Raubmord. Das Wasser stand dem verlotterten Menschen wieder einmal bis an die Kehle und er wollte nicht ertrinken. Dazu brauchte er Geld, viel Geld. Und woher sollt' er's nehmen? Dem Schwiegerpapa, der schon genug für ihn geblutet hatte, hatte er ehrenwortlich gelobt, ihm nie wieder mit einem solchen

Anliegen zu kommen. Nun hätte er dies Ehrenwort wohl gebrochen, wenn er sich nur ein Resultat davon versprochen hätte. Aber das war's eben, darauf durfte er nicht hoffen. Und mit den Geldverleihern stand er längst auf gespanntem Fuße. Da blieb ihm in seiner höchsten Not nur noch die Aussicht auf das ansehnliche Kapital, das der gutmütig-blinde Schwiegerpapa für ihn festgelegt hatte, im Falle er seine Frau bei Lebzeiten ihrer Eltern verlöre und so seine Aussichten auf deren Beerbung schwänden. Nun, und er hatte es ja in seiner Hand, es war ja so leicht, den Fall eintreten zu lassen, für welchen ihm die Verfügung über jenes Kapital zustand, das ihn mit einem Schlage allen seinen Fatalitäten entriß. Und Herr Walter von Gersdorff bestand auf seinen ehemännlichen Rechten.

Meine Geschichte ist zu Ende. Wanda von Gersdorff ist, nachdem sie ein totes Kind geboren, nach unsäglichen Leiden im Wochenbett gestorben, und ihr Gatte hat Hand auf das Kapital gelegt, das ihm für diesen Fall zugesichert war. Wanda's Eltern haben sich völlig von ihm losgesagt, seit auch der Knabe gestorben ist, der noch einen letzten Rest von Zusammenhalt zwischen ihnen herstellte. Und Gersdorff? Dieser Treffliche lebt nicht nur, er lebt auch in Ehren und Freuden. Als die kleine Esmeralda ihn endlich fortgejagt hatte, wurde er leidlich solide, heiratete zum zweiten Male eine reiche Frau — diesmal mit Hülfe eines internationalen Vermittlungsbureaus — und hat mehrere Kinder von ihr. Es

geht ihm vortrefflich, seine Frau ist sehr nachsichtig mit ihm und das Vermögen hat bisher noch immer ausgereicht, die Ausgaben für alle kleinen Nebenvergnügungen des Gatten zu decken. Habe ich nun aber recht oder nicht, daß es auch in unserem musterhaft-vollkommenen Rechtsstaat einen gesetzlich gewährleisteten Mord giebt, geben kann? Und was ich da erzählt habe, ist im Grunde doch nur ein verschwindend geringfügiger Ausschnitt aus der großen Wirklichkeit, die so viel mehr Abgründe birgt, als wir es uns beim Biertische gemeiniglich träumen lassen!"

mit ihm verurtheilt, [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible], und [illegible] auch [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible], [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] des [illegible] zu [illegible] ich auch aber [illegible] [illegible], daß es [illegible] [illegible] [illegible] einem [illegible] [illegible] Recht gibt, gegen [illegible] [illegible] und ich es erzählt habe, [illegible] im Grunde [illegible] nur ein [illegible] [illegible] [illegible] aus der [illegible] Wirklichkeit, die ja [illegible] mehr [illegible] liegt, als wie es uns beim [illegible] [illegible] erscheinen dürfte."

# In Wind und Wellen.

„Morgen früh also!“

Die Frau wiederholte die Worte mit einem vernehmbaren, tiefen Seufzer und wartete darauf, daß der Mann, neben dem sie in der Fischerhütte auf einem Holzschemel kauerte, nun endlich etwas sagen werde. Aber er sprach immer noch kein Wort. Mit ganz ausdruckslosen, glasigen Augen stierte er vor sich hin durch das niedrige Fenster, hinter dessen trüb angelaufenen Scheiben das Meer sich dehnte, eine graue, regungslose, ungeheure Wasserwüste. Es lag etwas unsäglich Hülfloses und Verzweifeltes in seinem Antlitz ausgeprägt. Er hatte es in den muskulösen Arm gestützt, und das volle, blonde Haar fiel über seine braune Hand, die sich in den hellen Vollbart vergraben hatte. In den blauen Augensternen war gar kein Leben mehr.

„Klaus,“ sagte die Frau, die jetzt, da er immer noch schwieg, aufgestanden war und, neben ihm stehend, ihm die Hand auf die Schulter legte, „weshalb sagst du mir gar nichts?“

Der Mann in der Schifferbluse drehte sich nicht nach ihr um. Er hatte die Empfindung, daß die Augen des jungen Weibes da neben ihm jetzt voll Thränen stehen würden, und er wollte das nicht sehen. „Was soll ich da noch sagen?“ murmelte er. „Zu sagen ist

da nichts mehr. Morgen oder übermorgen, — was kommt am Ende darauf an? Dieser Tage mußt' es ja wohl sein. Und dann ist alles aus."

Eine unaussprechliche Trostlosigkeit klang aus seinen Worten, eine stumpfe Ergebung lag in seinem Wesen und Gehaben. Die Frau hatte sich mit dem Ellenbogen auf seine Schulter gestützt und weinte leise vor sich hin. Draußen sank die frühe Dämmerung des Spätherbsttages, und ein leises Rohren der Brandung, die sich mit weißem Schaumrand aus dem gleichförmig grauen Gewoge der Flut und der brauenden Abendnebel blitzend hervorhob, erscholl über die Uferdünen her. „Es wird dunkel, Klaus," sagte das junge Weib, sich die Thränen abtrocknend, „ich muß nun gehen."

Darauf erwiderte er nichts, aber er stand nun gleichfalls auf und trat, die beiden Fäuste in die Taschen gestemmt, an's Fenster und starrte hinaus, wie wenn er sich davon überzeugen wollte, daß der Tag nun wirklich schon zu Ende sei. Vielleicht sah er auch gar nichts von dem, was vor seinen Blicken lag, sondern schaute nur so verloren vor sich hin. Als er die Frau dann aber neben sich sah, schlang er ihr den Arm um die Schulter, und so standen sie beide eine geraume Weile beieinander und sprachen kein Wort und blickten nur immer vor sich hinaus durch die kleinen, trüben Scheiben auf die weißen Dünen und das graue Meer dahinter. Und sie dachten beide das Gleiche. Von dort herüber würde es kommen, das Unerwartete, das Ungeheuerliche, das sie beide für immer auseinanderriß. Morgen früh also! Und dann sprach Klaus

Lehnert unwillkürlich, halb wie zu sich selber: „Er kann eine schlimme Fahrt haben. Es kommt ein Nordwest auf.“

Er dachte sich nichts dabei, sagte es nur, wie es in seiner Schiffergewohnheit lag, vor sich hin, hatte gar keine bestimmte Vorstellung davon, wer es war, dem in diesem Augenblick seine Besorgnis galt. Er wußte nur, daß morgen früh einer von Bissow her um den Mövenhaken im Boot über's Meer kommen wolle, und daß er beim Nordwest eine schlimme Fahrt haben müsse. Aber das junge Weib starrte ihn an, wie wenn plötzlich ein Blitz in dem düsteren Grau da vor ihnen aufgezuckt wäre, zu Tode erschrocken, wie vor sich selber erbangend, fassungslos etwas ganz Neuem, Gewaltigen, Unerhörten gegenüber. Sie zitterte am ganzen Leibe. Da er ihren Blick aber nicht erwiderte, ihn gar nicht verstand oder gar nicht gewahrte, sagte sie kein Wort. Nur ihr Herz klopfte jetzt in wildem Ungestüm. Dann bot sie ihm plötzlich die Hand. „Gute Nacht, Klaus.“

„Gute Nacht, Regine.“ Er drückte ihre Hand fest, sah sie aber nicht an und setzte nichts mehr hinzu. So ging sie, ohne daß er sich von seinem Platze gerührt hätte, und die Thür der Fischerhütte fiel hinter ihr zu.

Sie schritt durch die webenden Herbstabendnebel, immer am Meer entlang, das ihr die Füße umspülte, an all' den weit verstreuten, niedrigen Fischerhütten vorüber, hinter deren Fenstern hie und da ein matter Lichtschimmer herübergrüßte. Ihr eigenes Haus lag

ganz am anderen Ende des Stranddorfes. Es war weit bis dahin. Und während Regine so langsam in Dunkelheit und Schweigen dahinwanderte und bei jedem Schritte ihr Fuß sich leicht in den weichen, feuchten Ufersand eindrückte, kamen und gingen ihr die Gedanken, wie die Wellen im Meer, die sich leise hoben und senkten. Wie oft war sie diesen Weg um eben diese Stunde geschritten, allein oder in Klaus' Begleitung, in guten und schlimmen Tagen, wenn die See stürmisch und wenn sie spiegelglatt gewesen war, und immer hatte ihr das eine vor der Seele gestanden, daß der Tag kommen werde, wo sie Klaus Lehnert's Frau werden dürfe, und daß dann alles gut sei. Und nun — nun wußte sie seit drei Tagen, daß das nie sein sollte. Und morgen früh kam ihr Mann heim, — morgen früh!

Klaus Lehnert und sie hatten sich immer lieb gehabt. Wenn es nach ihr gegangen wäre, hätte sie wahrlich nie einen andern zum Manne genommen, als ihn, und hätte auf ihn gewartet, bis er einmal so viel zusammen hatte, daß sie heiraten konnten, gleichviel wie lange das dauern mochte, und wenn sie alt darüber geworden wäre. Denn sie hatten es ja schon als Kinder mitsammen ausgemacht, daß sie Mann und Frau werden würden, und konnten sich's nicht anders denken. Aber auf sie war es ja nicht angekommen, und man hatte sie nicht erst lange gefragt, ob sie Peter Demmler heiraten wolle oder nicht. „Den nimmst du," hatte der Vater gesagt, „und damit basta." Er war einer der Reichsten im Dorf und hatte ein Auge

auf sie geworfen und hatte ihrem Vater gesagt, er wolle sie haben, so wie sie da ging und stand, und eine Aussteuer brauche er nicht. Da war's natürlich vergebens, daß sie sich wehrte und dem Alten gestand, sie hätte sich längst heimlich mit Klaus Lehnert versprochen und wolle auf ihn warten, und Peter Demmler sei ihr trotz seines Reichtums verhaßt, wie kein anderer, wegen seiner Roheit und seines Trinkens. Was da! Auf Klaus Lehnert warten, wenn man Peter Demmler's Frau werden konnte! „Ich glaube, die Dirne ist verrückt!“ sagte der Alte. Und dann hatte Regine ihn zuletzt wirklich geheiratet, und eine glänzendere Hochzeit war im Dorfe noch nicht gefeiert worden, solange man denken konnte.

Aber sie waren nicht glücklich geworden, die beiden. Denn Peter Demmler trank, und wenn er betrunken war, schlug er seine Frau. Und wenn sie ihm davonlief, ging er in die nahe gelegene Hafenstadt hinüber und trieb sich dort mit leichtsinnigen Dirnen umher. Das trieb er so lange, bis er sein Hab und Gut so ziemlich vertrunken, verspielt und verjubelt hatte, wozu er nur ein paar Jahre gebrauchte. Und dann ging er in die weite Welt. So hatten's andere vor ihm auch schon gemacht, und es war gar nichts seltenes, daß sie dann nach einiger Zeit zu Frau und Kindern zurückkamen und die Taschen wieder voller Geld hatten und ein ordentliches Leben anfingen.

Peter Demmler kam aber nicht zurück. Er hatte sich drüben in der Hafenstadt auf einem Ostindienfahrer als Matrose verheuert und ließ nichts mehr von

sich hören. Und Regine hatte keine Sehnsucht nach ihm. Sie führte jetzt ein ganz stilles und friedliches Dasein und vergaß die wüste Zeit, wo sie mit ihrem lüderlichen Manne hatte zusammenleben müssen, und es verlangte sie niemals nach Nachricht von ihm. Da sah sie Klaus Lehnert wieder. Der hatte sich inzwischen auf allen Meeren herumgetrieben, hatte das Seinige sparsam und fleißig zusammengehalten und kam nun heim, um sein Fischergewerbe in der väterlichen Kathe zu betreiben, die auf ihn vererbt worden war, und um Regine zu seinem Weibe zu machen.

Er hatte gar nichts davon erfahren, daß sie schon bald nach seinem Auszuge aus der Heimat Peter Demmler's Frau geworden war, und daß der sie nun verlassen hatte und kein Mensch mehr von ihm wußte, wo er sich aufhielt, was er trieb und ob er überhaupt noch lebte. Als Klaus Lehnert das aber alles gehört hatte, ging er zu Regine in deren Haus und sagte ihr in seiner wortkargen, schlichten und ehrlichen Art: „Ich kann mir schon denken, weshalb du damals deinen Mann geheiratet hast, Regine. Und du wußtest ja auch gar nicht, ob ich noch einmal wiederkäme. Aber da dein Mann nun verschollen ist und nichts mehr von sich hören läßt, denk' ich, wenn du mich nur noch lieb hast, können wir beide ja jetzt noch Mann und Frau werden.“

Und Regina sagte ihm, daß sie ihn noch gerade so lieb habe, wie früher, und daß sie mit allem einverstanden sei. Und dann gingen sie zusammen Hand in Hand zum Pastor und fragten ihn um Rat über

das, was sie thun sollten. Der aber erklärte ihnen, daß das eine sehr schwierige und verwickelte Sache sei, und daß sie vor Gericht gehen müßten mit ihrem Anliegen, und daß noch lange Zeit vergehen würde, ehe sie im besten Falle an eine Verheiratung denken dürften, und er ermahnte sie väterlich, ja einstweilen in Zucht und Sitten voneinander getrennt zu leben. Und das thaten sie auch und ließen bei Gericht das öffentliche Aufgebot bestellen, daß der Fischer Peter Demmler sich binnen sechs Monaten an Gerichtsstelle zu melden oder ein beglaubigtes, schriftliches Lebenszeichen von sich zu geben habe, widrigenfalls derselbe für verschollen und seine von ihm verlassene Ehefrau Regine als geschieden erklärt werden würde, so daß einer Wiederverheiratung derselben dann nichts mehr im Wege stehe.

Und die Monate vergingen, ohne daß ein Lebenszeichen von dem Verschollenen einlief, und Klaus Lehnert und Regine dachten längst nicht mehr daran, daß er noch lebe, und betrachteten sich als Brautpaar und waren täglich zusammen, um von ihrer nahen Hochzeit zu schwatzen, und alle Leute im Dorfe sahen sie an, wie zwei, die bald Mann und Frau sein würden. Da war es vor drei Tagen geschehen, das Unerwartete, Ungeheuerliche. Peter Demmler hatte an das Gericht geschrieben, er lebe noch und wolle nicht als verschollen gelten, sondern sei auf der Heimkehr begriffen und werde nächster Tage zu Hause eintreffen und sein Weib sei sein Weib und solle es bleiben. Und gleichzeitig war aus der nämlichen, englischen Hafenstadt auch ein Schreiben von ihm an Regine

selber eingelaufen, worin er ihr mitteilte, daß er viel Unglück gehabt und viel in der Welt umhergeworfen worden sei, weshalb er es denn auch vorgezogen habe, lieber gar keine Nachrichten zu geben, als lauter ungünstige; nun aber habe er es zu einigen Ersparnissen gebracht, sei des Vagabundierens müde und wolle sich wieder daheim ansässig machen; da sei ihm denn in Amerika drüben eine Zeitung in die Hände gefallen, worin man ihn öffentlich aufgefordert habe, sich zu melden, falls er noch lebe, und das habe er nun gethan und hoffe, noch recht lange leben zu bleiben, und habe gar keine Lust, seine Frau einem anderen abzutreten. Und heute war ein zweiter Brief gekommen, daß die Brigg, auf der er als Vollmatrose in England Dienst genommen, ihn morgen früh in Bissow aussetzen wolle und daß er von da mit Steffen Rüstmann's Boot nach Hause herüberfahren werde, um dort alle seine Angelegenheiten in Ordnung zu bringen und sich wieder heimisch zu machen.

Morgen früh also! — Regine war in Klaus Lehnert's Fischerhütte gegangen, um ihm auch das noch zu sagen, nachdem sie ihm neulich schon Peter Demmler's Brief zu lesen gegeben. Und Klaus hatte heute nichts anderes gesagt, als was er neulich schon gesagt hatte: „Dann ist alles aus!“

Und es war ja wirklich alles aus. Was hätte nun anderes werden können, als daß sie Peter Demmler's Frau blieb? Und er würde wieder trinken und, wenn er betrunken nach Hause kam, sie schlagen, und es würde wieder die Hölle auf Erden sein, wie früher. Aber vielleicht hatte er

sich auch geändert und war ein besserer Mensch geworden und wollte ordentlich und redlich mit ihr leben und seinem Gewerbe nachgehen, wie andere. Freilich: seine Briefe klangen gerade nicht darnach. Und selbst wenn es so war, was war damit gebessert? Sie hatte ihn nicht lieb, sie hatte keinen lieb, als Klaus, und sie konnte jetzt, wo sie erst erfahren hatte, was es hieß, einen Mann lieb haben und sich mit einem Manne eins fühlen, keines anderen Weib mehr sein. Wie sollte das möglich werden? Und doch sagten die Leute alle, Peter Demmler habe allein Rechte an sie, und Klaus sagte, zwischen ihnen sei nun alles aus.

Morgen früh also! — Regine wiederholte sich das immer wieder, während sie durch die sinkende Nacht ihrem Hause entgegenschritt. Morgen früh! Und dann alles zu Ende, was in langen Monaten gehofft, geträumt, ersehnt worden war, alles, — unwiederbringlich! Sie konnte, sie wollte es nicht glauben. Zurück in das alte Elend! Und sie war so glücklich gewesen! Und sie liebte Klaus so treu und heiß, und er war der beste, der wackerste Mann unter allen im Dorfe —

Sie kam in ihrer Hütte an und es klang immer noch in ihr nach: Morgen früh! Sie hätte darum beten mögen, daß er nicht zurückkäme. Warum war er auch nicht draußen geblieben? Warum nicht erst heimgekommen, nachdem die Frist für seine Rückkehr abgelaufen war? Regine mußte wieder an Klaus Lehnert's Worte denken: „Er kann eine schlimme Fahrt haben!" Klaus verstand sich auf Wind und Wellen, wie kein anderer. Wenn es eine schlimme

Fahrt wurde! Wenn Peter Demmler noch so nahe vor seinem Ziele Schiffbruch litt!

Regine erschrak vor ihren eigenen Gedanken. Sie wollte sie nicht zu Ende denken, sie schämte sich ihrer; sie fühlte, daß diese Gedanken schon Sünde waren, und daß ihr davor hätte grausen müssen. Und doch konnte sie sie nicht ganz verscheuchen. Wie ein aufgestörter Bienenschwarm summten sie ihr immerdar im Kopfe und ließen sie keine Ruhe finden. Die ganze Nacht hindurch wälzte sich Regine auf ihrem Lager umher und kam zu keinem Frieden. Immer wieder schrak sie aus einem Halbschlummer empor, weil es ihr war, als rufe jemand nach ihr und sie höre die rufende Stimme mitten durch das Getöse der Wogen und das Brüllen des Sturmwinds. Dann richtete sie sich mit wild-klopfendem Herzen angstvoll halben Leibes empor und horchte, den Atem anhaltend, in die Nacht hinaus. Dabei vernahm sie jedesmal lauteres Wellenbrausen und der Wind pfiff in langgezogenen Tönen um das einsame Haus. Sie wußte dann, daß das Meer jetzt hochging und daß der Nordwest aufgekommen war, wie Klaus Lehnert es prophezeit hatte, und ihre Lippen murmelten, indes ihre Augen sich wieder schlaftrunken schlossen, unwillkürlich vor sich hinaus: „Er wird eine schwere Fahrt haben.“ Gegen Morgen erst verfiel sie in tiefen Schlaf.

Dann weckten sie plötzlich Hornrufe, die schauerlich durch das Windgepfeif und das Rohren der Wellen zu ihr emporhallten, und mit beiden Füßen zugleich sprang sie vom Lager. Diese Signale kannte

sie wohl. Seit ihrer Kindheit hatte sie sie vernommen, und sie sagten ihr, daß ein Sturm im Anzuge war, der Nordweststurm, der Schrecken dieser Küste, und daß die Strandwächter am Ufer auf- und abschritten, um durch ihre Hornrufe die Fischer vor der Ausfahrt zu warnen, die Ausgezogenen zur schleunigen Umkehr zu mahnen und drinnen in den Hütten das Löschen des Feuers zu gebieten, damit dem Dorfe keine Gefahr durch Brand entstehen könne.

In wenigen Minuten hatte Regine ihre Kleider übergeworfen und stürzte in's Freie Da sah sie auf der Düne schon eine Anzahl von Männern des Dorfes versammelt, alle in Südwestern, die Wachsmäntel über der groben Fischerkleidung, und der Wind umheulte sie, daß sie sich mit Mühe nur droben aufrecht hielten, und jagte einen feinen, weißen Staub in Wolken um sie her, und sie drängten sich dicht aneinander und nahmen sich das Fernrohr aus den Händen und raunten mit einander. Und nun liefen auch aus den Hütten die Weiber herzu, die Röcke über den Kopf heraufgeschlagen, und fragten nach ihren Männern, schrieen und heulten und liefen händeringend am Ufer auf und nieder. Und in den allgemeinen Wirrwarr hinein brüllte die See, wie ein heißhungriges Ungetüm, und leckte mit geiferndem Atem zu der Kette der Dünenhügel empor, und der Wind schnob daher, als wolle er ihr zu ihrem wilden Vernichtungsdrange noch ein anfeuerndes Lied singen.

Und nun war auch Regine droben und durch den sie umwirbelnden Sandregen sah sie die kleine

Fischerflotille des Dorfes, die heute bei Tagesgrauen auf den Schollenfang ausgefahren war, auf der Heimfahrt gegen Wind und Welle ankämpfen. Sie sah, wie die Boote hin- und hergeschleudert wurden, wie sie auf den Wogenrücken tanzten, wie sie versanken und wieder auftauchten, und sie vernahm bei jedem veränderten Bilde da draußen das Gekreisch und das Aufjammern der Weiber, das es begleitete. Dann aber mußte sie plötzlich mitten in dem wütenden Aufruhr der Elemente, mitten in der Angst, die um sie her aus hundert schreckverzerrten Gesichtern zu ihr redete und an der sie unwillkürlich teilnahm, von der sie mit fortgerissen wurde, denken: wenn Peter Demmler jetzt auch da draußen schwämme! Wenn er heute Morgen wirklich von Bissow aus die Überfahrt in Steffen Rüstmann's Boot gewagt hatte, wie er's vorgehabt, mußte es so sein, und dann schwebte er in ebenso großer Gefahr, wie die Fischer da draußen, — nein, in hundertmal größerer, denn er war allein im Kahn und er mußte noch viel weiter vom Ufer entfernt sein, als jene, und die Fahrt um den Bissower Möwenhaken war schon bei weniger stürmischer See gefährlich, und wenn Peter Demmler wieder getrunken hatte, wie er sonst gepflegt, mußt' es vollends sein Verderben sein.

Regine hörte nichts mehr von den Stimmen der Männer auf der Düne, die einander zuriefen, nun sei das Schlimmste überstanden, nun würden sie glücklich hereinkommen; nichts mehr von dem Schreien der Weiber und Kinder, die in ihrer Aufregung durch die

aufschäumende Brandung den einfahrenden Kähnen mit den Ihrigen darin entgegenlaufen wollten. Immer nur das eine hallte und gellte vor ihren Ohren, in ihrer Seele mitten im Sturmgeheul und Meergetöse: wenn er jetzt draußen wäre! Aber natürlich war er nicht draußen; er würde das Herannahen des Sturmes bemerkt und sich gerettet haben. So eilig war es ihm ja nicht um seine Heimkehr, sein Weib mußte ja doch auf ihn warten, bis er kam.

Und nun fuhren die Fischerboote durch den sprühenden Wogenschwall ein, nun knirschten die Kiele auf dem Uferkies, nun grüßte hundertfaches Geschrei die Heimgekehrten, die Geretteten. Die Weiber lagen ihren Männern in den Armen, alles drängte sich glückwünschend, fragend, jubelnd hinzu, ein dunkler Schwarm umlagerte den Strand, zwanzig, dreißig Arme griffen zu, um die Fahrzeuge zu bergen; die Düne war verlassen. Nur ein einzelnes Weib stand noch darauf: Regine. Sie sah nichts von dem, was um sie her vorging, sie hörte nichts davon, sie wußte nur das eine: wenn er jetzt draußen wäre, ginge er zu Grunde, und ich wäre frei!

Sie hätte sich am liebsten auf ihre Kniee niedergeworfen und Gott angefleht darum, daß Peter Demmler jetzt draußen sein möge. Erst dann fiel ihr ein, daß das ja Sünde sei, schreckliche Sünde, wenn sie an den Untergang dessen dachte und ihn herbeiwünschte, der doch ihr Mann war, in derselben Stunde, wo hundert Fischerfrauen ihre kaum eben dem Verderben entronnenen Männer jauchzend und weinend vor Glück=

seligkeit in ihre Arme schlossen; daß es überhaupt eine schwere Sünde sei, auf eines Menschen Tod zu hoffen und ihn sich als Gnade vom Himmel zu erbitten.

Aber, wenn sie das auch nicht that, nicht wollte, ihren rastlos wogenden Gedanken konnte sie doch nicht wehren, nicht Einhalt gebieten. Und unermüdlich spähte sie immer noch von der Kuppe des Dünenhügels hinaus in Wellen und Wind. Ihre Augen waren falkenscharf und wohlgeübt. Doch sie entdeckte in dem quirlenden Geschäum der Wasser kein Boot mehr und nur die Wellen leckten immer höher und mit immer zornigerem Geheul empor, und der Sturm donnerte, als wollte er mit seinem gewaltigen Odem die Düne dem wogendunklen, beutegierigen Meer zum Fraße vorwerfen. Da überfiel es Regine mit einer lähmenden Gliederschwere. Sie wollte herab. Nur noch ein letztes Mal ließ sie ihre Blicke über das wallende, zischende, tosende Flutenungetüm schweifen, das da wie racheschnaubend zu ihr aufschwoll, und kauerte sich dabei in den Dünensand nieder, der um sie herstäubte, weil sie sich nicht mehr aufrecht zu halten vermochte, — dann ließ sie einen lauten, wilden, gellenden Schrei vernehmen. Ein dunkler Punkt dahinten in dem weißen Schaumgewoge, ein tanzendes Etwas, das bald hoch emporgeschleudert, bald in einen gähnenden Abgrund herabgerissen wurde, — ein Boot!

Und den Schrei hören die Männer unten, die noch bei der Bergung der Fahrzeuge beschäftigt sind, denn er gellt durch Sturm und Wellengebrause zu ihren Ohren und sie stürmen hinauf auf die Düne,

wo Regine ihnen mit ausgestrecktem Arm wortlos den dunklen Punkt deutet, den sie gewahrt hat. Ein Boot! Auch sie sehen es nun, auch sie wissen nun, was Regine's Schrei bedeutet. Ein Boot! Und in dem Boot ist Peter Demmler, der von Bissow her um den Möwenhaken kommt. Kommen will, — denn es wird ihm nicht gelingen! Zu wild ist das Meer und zu wütend heute der Nordwest: die Männer wissen es, sehen es und blicken scheu auf das reglos neben ihnen kauernde Weib. Es ist umsonst; der da draußen in jenem Boot ist, kann nicht mehr herein, und keiner kann ihn retten, keiner. Wie oft haben sie ihr Leben auf's Spiel gesetzt, wenn es das eines Kameraden galt! Aber nutzlos es für einen Verlorenen preisgeben, das ist zu viel verlangt, auch von ihnen.

Regine fordert es auch nicht; sie spricht gar nichts, nicht ein einziges Wort ist noch über ihre Lippen gekommen. Wie geistesabwesend starrt sie, mit im Schooß gefalteten Händen im Sande knieend, vor sich hin. Und die Männer fragen nicht. Sie sehen wortlos, thatlos einem Ungeheuren, Unentrinnbren, Unvermeidlichen entgegen.

Da plötzlich sieht Regine auf und sieht unter den Männern einen, den sie heute noch nicht gesehen hat, und dessen Blick nun plötzlich dem ihrigen begegnet, so daß ihrer beider Augenpaare auf einander treffen und aneinander haften und sekundenlang ein blitzartiges Geleucht von dem einen zum anderen hinübersprüht; — dieser eine ist Klaus Lehnert. Er steht mitten unter den Männern, die durch das Fernrohr

blicken und deuten und fragen und sich achselzuckend anschauen, und er überragt sie alle an Körpermaß und Gliederkraft. Und wie Regine's Blicke sich in die seinigen bohren, sprechen sie wortlos eine beredte Sprache, und die seinigen erwidern ihr darin. Sie sagt ihm mit ihren Augen: „Wenn der da draußen untergeht, können wir beide Mann und Weib werden!" Und er entgegnet ihr: „Er wird untergehen, denn keiner wird seine Rettung wagen." Dann sprechen ihre Augen zum anderen Male: „Du könntest es." Und darauf entgegnet er nichts mehr.

Klaus Lehnert ist stumm, so stumm, wie die anderen neben ihm. Aber seine Brust arbeitet heftig, und es ist ein gewaltiger Kampf in ihm. Er sieht nicht mehr auf das Weib, das im Dünensande da vor ihm kniet, er hört nicht mehr auf das bedeutungsvolle Raunen der Männer unter einander, er weiß nichts mehr von der stürmischen See und dem fauchenden Nordweststurm; er weiß nichts mehr, als das eine: da draußen ist ein Menschenleben in Gefahr! Und er könnte es retten — vielleicht — Wer es ist, der da zwischen Leben und Tod schwebt und jede Minute vom Strudel herabgerissen werden kann, was gilt das ihm? Was darf es ihm gelten? Er ist ein Mensch —

Durch Sturm und Wogenprall tönt Klaus Lehnert's Stimme: „Helft mir ein Boot rüsten, ich fahre hinaus!"

Es ist umsonst, daß sie ihn warnen, ihm zurufen, es werde unfehlbar sein Tod sein, er werde den anderen nicht retten, sondern nur mit ihm zu Grunde

gehn. Was Klaus Lehnert sich vorgenommen hat, was er einmal sagt, das führt er auch aus, und ob es das Leben kostet. Und so rüsten sie ihm das Boot zur Ausfahrt. Er steht freilich ganz allein in der Welt, hat nicht Weib, nicht Kind — Aber ganz allein kann man ihn jetzt doch nicht hinauslassen in das sichere Verderben? Will denn keiner mit ihm?

Die Männer sehen einander an, sie denken an die Ihrigen, deren Ernährer sie sind, denen sie sich erhalten müssen, und sie zucken bedeutungsvoll die Schultern und sie schütteln mit trauriger Entschiedenheit die Köpfe. Lieber der eine da draußen, als sie alle.

Das Boot ist in die Brandung hinausgeschoben, ein Dutzend Männer in ihren schweren, hohen Wasserstiefeln hat Hand dabei angelegt. Sie rufen dem Manne, der ganz allein im Boot steht und die Ruderstangen einlegt, noch allerlei Ratschläge zu, und der Sturm reißt ihnen die Worte vom Munde und der sprühende Wogengischt überhallt sie. Klaus Lehnert nickt nur wortlos zur Erwiderung. Aber wie er sich nun auf der Ruderbank zurücklegt und seine braunen Fäuste die Riemen umklammern, gellt plötzlich ein Schrei von der Düne her, der in allem Tumult von Wasser und Wind vernehmbar ist, auf. Ein Weib stürzt durch den stiebenden Sand herab. „Klaus," schreit sie noch einmal, nun sie unten ist, und will dem Fahrzeuge nach in die Fluten, „Klaus, fahr' nicht!"

Aber der furchtbare Kampf in der Brust des Mannes ist zu Ende gerungen, und jetzt kann nichts

ihn mehr wankend machen, auch nicht die qualvolle Herzensangst des Weibes, das ihn liebt und das sein Weib werden würde, wenn der draußen nimmer heimkommt

„Ich fahr', Regina."

„Dann fahr' ich mit dir!" Sie stößt es besinnungslos heraus und steht schon bis zu den Hüften in der sie umschwellenden Brandung und greift mit den Armen nach dem Nachenrand. Die Männer wollen sie zurückreißen, die Weiber kreischen und jammern hinter ihr d'rein. Aber Klaus Lehnert hat die Ruder niedergelegt und ist aufgestanden, Regine entgegen.

„Laßt sie!" ruft er, „sie ist sein Weib, sie hat ein Recht dazu!" Und, während die Leute alle betroffen zurückweichen, reißt er sie in seinen herkulischen Armen über den Bootsrand zu sich herein in das Fahrzeug.

Sekundenlang stehen sich beide gegenüber in dem schwankenden Nachen und blicken sich Auge in Auge, und wieder verstehen sie einander ohne Worte. Dann greift Regine zu einem der beiden Ruder, Klaus' Finger haben das andere umklammert, und der Kahn schießt unter dem lautlosen Schweigen der Zurückbleibenden in die sich auftürmenden Wellenmassen hinaus.

Man sieht ihn eine Weile noch zwischen den Wasserbergen hintanzen, sieht ihn von einem gähnenden Rachen verschlungen werden, sieht ihn emporgeschleudert fortschnellen und verliert ihn wiederum

aus den Augen. Mit dem Fernrohr, das von Hand zu Hand geht, verfolgen die Männer auf der Kuppe des Dünenhügels sorglich alle Bewegungen des Fahrzeugs und sehen sich hin und wieder nickend an und raunen sich zu, Klaus Lehnert sei ein ganzer Mann, und wenn einer den da draußen erreichen könne, sei er's. Und er hält gerade auf den Möwenhaken zu, in dessen Nähe man immer noch das andere Boot gewahren kann, wie einen dunklen Punkt mitten in dem weißen Schaumgewoge. Eine Weile noch, dann sieht man es nicht mehr.

Immer wütender heult der Sturm, immer wilder rollt die See, und der umherwirbelnde, stiebende Dünensand verfinstert die graue Luft. Nun entsteht eine Bewegung unter den Männern. Sie sehen auch den Kahn mit den beiden nicht mehr, die hinausgefahren sind, um Peter Demmler zu retten. Trägt das Fernrohr nicht so weit oder ist das Schlimmste, das alle erwarten, erwarten müssen, schon geschehen? Sie wissen es nicht. Ratlos sehen sie einander an, dann geht einer nach dem andern achselzuckend hinab; es ist nicht mehr gut stehen da droben in Sturm und Gischt.

Bis zum Abend hofft noch dieser oder jener, daß die beiden heimkommen könnten, und steigt noch einmal zur Düne empor und späht über das wellenzerfurchte Meer hinaus, aber er gewahrt nichts mehr. Von den dreien ist keiner mehr an's Land gekommen.

an den Flügeln. Mit dem Fernrohr, das von Hand zu Hand geht, verfolgen die Männer auf der Klippe des Mövenschiffes langsam alle Bewegungen des Schiffzuges und sehen sich hin und wieder irgend an und nicken sich zu. Klaus Sehnert ist ein ganzer Mann, und wenn einer den da draußen erreichen könnte, ist er's. Und er hält gerade auf den Uferwinkel zu. In solcher Nähe muß immer auch das andere Boot geborgen sein, wie einen einzigen Punkt mitten in dem weißen Schaumwirbel. Eine Weile noch, dann sieht man es nicht mehr.

Immer unheimlicher heult der Sturm, immer toller rollt die See, und der undurchdringlich, fliegende Schneefall verhüllte die ganze Bucht. Man bemerkt eine Bewegung unter den Männern. Sie sehen auch den Kutter mit den beiden nicht mehr, die ausgezogen sind, sich, um diesen Menschen zu retten. Wollte das Schicksal nicht so weit aber ist das Schlimmste, daß alle ertrunken, ertrunken wußten, später gestorben? Sie wissen es nicht. Mutlos sehen sie einander an, denn weil einer nach dem andern nachschleichend schwindet, es ist nicht mehr gut stehen da draußen in Sturm und Nacht.

Bis zum Abend hofft man dieser oder jener, daß die beiden heimkommen könnten, und steigt noch einmal zur Düne empor und späht über das dunkelgefurchte Meer hinaus, aber er gewahrt nichts mehr. Von den anderen ist keiner mehr ans Land gekommen.

# Unberührt.

Wir kamen aus der Première einer neuen Operette. Das nahe gelegene Restaurant war von den hereinströmenden Theaterbesuchern angefüllt, an allen Tischen herrschte lautes, lustiges Treiben. Die neuen Melodien wurden nachgeträllert, man lachte, man plauderte, man gab dem allgemeinen Entzücken über die neue Operetten-Diva Ausdruck, die eben von Wien gekommen war, jung, hübsch und graziös, mit jenem pikanten Beigeschmack, ohne den man sie kaum hätte gelten lassen. Man wußte sogar schon von allerlei galanten Beziehungen zu erzählen, die sie angeknüpft, man sprach von ihrer Wiener Vergangenheit, wie von einer Kette mehr oder minder frivoler Abenteuer. Da wurden Namen aus der vornehmen Lebewelt genannt, man tuschelte, man zwinkerte mit den Augen, man lächelte vieldeutig.

„Es ist merkwürdig,“ sagte einer an unserem Tische, „daß man sich die hübschen Frauenzimmer vom Theater, und insbesondere die Damen von der Operette, absolut nicht ohne galante Verhältnisse vorstellen kann. Die gehören zu ihnen, wie die Rosinen zum Kuchen.“

„Und manchmal thut man ihnen sicherlich bitteres Unrecht,“ fiel ich ein; „man läßt den Einzelnen keine

Gerechtigkeit widerfahren. So allgemein üblich die mehr oder weniger moralischen Liebesaventüren bei den Jüngerinnen der leichtgeschürzten Operettenmuse sein mögen, bin ich doch überzeugt, daß man unter ihnen die ehrbarsten und anständigsten Frauen finden kann."

Dagegen erhob sich lebhafter Widerspruch und spöttisches Lachen. Es sei für diese Damen unmöglich, hieß es, sich in den Grenzen der bürgerlichen Moral zu halten, die Verführungen seien zu groß, die Gagen im Verhältnis zu dem erforderlichen Toilettenluxus und der im Blute steckenden Lebenslust zu klein. Man bestritt, daß diese Damen dem graziösen und zugleich pikanten Geist der modernen Operette überhaupt gerecht werden könnten, ohne selber die genügende Dosis Leichtsinn mit einer leichten Beimischung von Frivolität zu besitzen.

„Nun, da muß ich doch das Gegenteil behaupten," sagte der Sanitätsrat, der bisher geschwiegen hatte, jetzt und strich sich den grauen Zwickelbart. „Wenigstens könnt' ich Ihnen von einem Fall erzählen, der die Möglichkeit des Gegenteils beweist."

„Erzählen Sie!" hieß es, „erzählen Sie!" Man war aufmerksam geworden.

„Meinetwegen."

Der Sanitätsrat lehnte sich bequem zurück und blies ein paar blaue Rauchwolken vor sich hin, ehe er anfing: „Die Sache hat dazumal ja großes Aufsehen erregt. Man hat tagelang von nichts anderem gesprochen. Aber freilich, unsere Zeit vergißt schnell, und es sind immerhin schon Jahre verflossen,

seit es geschah. Was ist inzwischen nicht alles vorgefallen, zumal im Bereich des Theaters!

Damals war die kleine Mila der Liebling der ganzen Residenz. Und sie war wirklich reizend. Ich habe nachher nie mehr ihresgleichen auf den Brettern der Friedrich-Wilhelmstadt gesehen. Auch die Diva, der man heute zugejubelt hat, war nur ihr stark vergröbertes Konterfei. Sie weiß, daß sie reizend ist, und will reizend sein. Bei der ist jede Miene, jedes Lächeln, jeder Wimperaufschlag berechnet. Kurz, das ist die richtige Komödiantin, kokett und selbstgefällig bis zum äußersten. Und das soll kein Vorwurf sein; sie ist, wie sie ist, und wird jederzeit ihr Publikum enthusiasmieren. Aber die kleine Mila war ganz anders. Bei der war alles Natur. Wenn sie auf der Bühne stand, ließ sie jedermann glauben, sie wisse das gar nicht, — ich bin sogar fest davon überzeugt, daß sie es manchmal wirklich nicht wußte. Sie „spielte“ gar nicht, sie gab sich ganz einfach so, wie sie wirklich war, wie es ihr im Blut steckte. Sie ging in ihrer Rolle so auf, daß sie sich mit ihr identifizierte. Ich zweifle gar nicht daran, daß sie unter anderen Verhältnissen eine Schauspielerin allerersten Ranges geworden wäre. So aber hatte man sie für die Operette erzogen, weil sie eine nicht große, aber helle, silberne und unendlich süße Stimme besaß, die alle Welt bezauberte. Und sie nahm es mit ihrem Berufe so ernst, wie nur möglich, mit Leib und Seele war sie dabei, immer ganz Grazie, ganz Liebreiz, ganz schalkhafte Heiterkeit. Sie elektrisierte jung und alt. Man konnte

gar nicht ernst oder grämlich blicken, wenn sie auftrat mit dieser naiven Fröhlichkeit, dieser natürlichen Drolerie, dieser herzgewinnenden Frische. Sie schmetterte ihre Arien heraus, daß man meinte, eine Lerche im Blauen trillern zu hören. Damals waren die Operetten übrigens noch um ein gut Teil weniger frivol, als heute. Man legte mehr Gewicht auf harmlose Lustigkeiten und gefälligen Scherz, als auf Pikanterien und Cynismen, ohne die jetzt kaum eine Operette mehr denkbar ist. Vor einer nicht gerade allzu beißenden Satire und allerlei neckischen Anzüglichkeiten schreckte man freilich auch nicht zurück; aber im ganzen ging es doch unverfänglicher auf der Operettenbühne her, als jetzt.

Mila war ein reizender, kleiner Blondkopf. Alles an ihr lachte und blitzte. So etwas von sprühender Lebenslust und unverwüstlicher Laune hab' ich nie wieder gesehen. Und solch' ein begnadetes Geschöpf mußte in blühendster Jugend — Nun, lassen wir das! Ich möchte sie gern noch ein bißchen näher beschreiben, besonders die wunderbaren, braunen Kinderaugen unter den hellen Brauen, — wenn ich nur könnte. Ich würde dann den Kunstgriff des Homer anwenden, der die Schönheit der Helena anschaulich zu machen suchte durch die Wirkung, welche sie auf die trojanischen Greise hervorbringt. Es giebt übrigens auch Bilder genug von ihr, aber keines, das ihr völlig gerecht würde. Die Züge ließen sich ja leicht wiedergeben, aber was kein Bild anschaulich machen kann, das war das individuelle Leben in diesen Zügen, dies lustige

Zucken um die Mundwinkel, dies schelmische Blitzen in den Augen, dies übermütige Lächeln, das die kleinen, weißen Zähne sehen ließ, — kurz: von dem Zauber ihres Wesens könnte kein Porträt eines Meisters die rechte Vorstellung erwecken.

Und dabei war sie ein Kind aus dem Volke. Ihr Vater war ein ehrsamer Schuhmacher in einer Wiener Vorstadt gewesen. Freilich sollt' es ihr rechter Vater nicht sein. Man munkelte da etwas von einem sehr vornehmen Herrn, in dessen Hause die Mutter vor ihrer Verheiratung Wäscherin gewesen und von dem auch das Geld stammen sollte, das zu Mila's Ausbildung nötig gewesen war. Was daran war, weiß ich nicht und es thut auch nichts zur Sache. Der Vater Schuhmacher war jedenfalls tot, als Mila hierher zu uns kam, und nur die Mutter lebte mit ihr. Die war eine echte Lerchenfelderin, ehrlich und ein bißchen derb, und hatte den Mund auf dem rechten Fleck, auch eine gute Dosis unverfälschten Wiener Volkshumors immer bei der Hand. Und über ihre Tochter wachte sie, wie ein Cerberus, obgleich das im Grunde völlig überflüssig war.

Denn Mila stand schon für sich selber ein. Es war etwas an diesem Mädchen, was alle Begehrlichkeit bei den Männern, die ihr nahetraten, zurückscheuchte. Ich weiß nicht, woher das kam. Ich glaube, weil sie von aller Koketterie so gar nichts wußte, weil sie so ganz sich gab, wie sie war: in ihrer natürlichen Anmut und quellfrischen Heiterkeit. Es war, als ob sie gar nichts fürchtete, und deshalb hatte sie auch

nichts zu fürchten. Ihre Naivität war so echt und so frappierend, daß man gar nicht den Mut hatte, derselben ein Schnippchen zu schlagen. Sie bannte jeden noch so dreisten Anbeter durch die erstaunliche Harmlosigkeit, die ihr Wesen atmete.

Nach einem halben Jahre bereits war sie der Liebling der Residenz. Das Theater war immer gestopft voll, wenn sie auftrat. Man empfing sie jubelnd, ihre Arien mußte sie fast stets da capo singen, eher ließ man ihr keine Ruhe; und dieser Regen von Blumen, wenn sie eine neue Rolle kreiert hatte, wenn das Stück sein fünfzigstes Jubiläum erlebte oder gar ihr Benefizabend war! Sie riß eben alle Welt durch ihre sprudelnde Lustigkeit und decente Grazie hin. Und ich möchte sagen: gerade weil sie so über aller Verleumdung erhaben dastand, weil sich Klatsch- und Scheelsucht so gar nicht an sie wagten, — sie hätte das alles mit ihrer sieghaften Laune ja fortgelacht, — war sie der erklärte Günstling der gesamten Bevölkerung. Ich glaube nicht, daß die Künstlerin solche unbestrittenen Siege errungen hätte, wenn sie nicht als Weib zugleich so makellos dagestanden hätte. Bei ihr war eben zwischen beiden keine Scheidung; man liebte sie nicht bloß als Künstlerin oder bloß als Weib, sondern das ging in eins über und wirkte als etwas Untrennbares. Ich kann mir nicht denken, daß gerade die gut bürgerliche Gesellschaft, ja, ich möchte sagen: das Spießbürgertum so entzückt von der kleinen Mila gewesen wäre, wenn man ihr etwas hätte nachreden können, wenn sie eine

Operettensängerin à la mode gewesen wäre. Und eben diese Kreise gerade hingen mit einer Art von leidenschaftlicher Zuneigung an ihr, als ob sie zu ihnen gehörte, sie wachten sogar in gewissem Sinne über sie. Wer das Mädchen beleidigt hätte, würd' es mit einer ganzen Kaste zu thun bekommen haben. Es war ein ganz seltsames Verhältnis, in dem sie zu der Bevölkerung stand, jeder fühlte sich eigentlich verantwortlich für sie und ihr Wohl. Wenn sie abends aus dem Theater nach Hause ging, lief immer ein ganzer Haufen hinter ihr her, und die Studenten stellten ihr besonders ein förmliches Ehrengeleite. Weh' dem, der sich an sie gewagt hätte! Wie viele Salamander damals in den Studentenkneipen auf sie gerieben worden sind, mag Gott wissen.

Nun, es konnte natürlich nicht ausbleiben, daß sich allerlei vornehme Kavaliere und Lebemänner in Mila's Nähe drängten, — mit wie lauteren oder unlauteren Absichten, mag dahingestellt bleiben. Um das Licht einer Theaterprinzessin schwärmen die bunten Falter, — das ist nun einmal nicht zu ändern. Was sie da eigentlich wollen, darüber sind sie sich häufig selber nicht klar, es liegt eben so in ihrer Natur. Bei Mila mußten sie jedenfalls bald genug einsehen, daß da von der Anbändelung eines galanten Verhältnisses nach der üblichen Art gar keine Rede war. Und wenn sie sich hätten irgend welche Übergriffe zu schulden kommen lassen, — ich glaube, es wär' ihnen von der ungeheuren Ehrenwache, die Mila, ohne es zu wissen und zu wollen, besaß, übel mitgespielt worden.

Mila selbst schien — mit so naiver Freude und Genugthuung sie die allgemeinen Huldigungen hinnahm, die man ihr darbrachte — für die der einzelnen völlig unempfänglich zu sein. Sie machte wenigstens keinen Unterschied zwischen ihnen. Und mit der Zeit langweilten diese Verehrer sie gründlich. Ich glaube, einzig deshalb trieb sie sie schließlich fort, einen nach dem anderen. Und da sie ohnedies ihre Rechnung nicht fanden, blieben sie auch weg. Unter denen, die Mila abends Beifall klatschten, fehlten sie aber deshalb doch nicht.

So ging das eine geraume Weile fort, bis es plötzlich eines Tages hieß, Mila habe einen wirklichen, erklärten und begünstigten Anbeter, den jungen Grafen Dürckhoff von den Kürassieren. Das gab ein Aufsehen! Wie es gekommen war, wußte eigentlich niemand zu sagen, aber daß es so war, wußte gleich die ganze Stadt. Der Graf war noch nicht lange in der Residenz, er war von irgendwoher dahin versetzt worden, hatte Mila gesehen, sich rasend in sie verliebt und ihr keinen Zweifel über seine Empfindungen gelassen. Diese Empfindungen mußten wohl erwidert werden. Gleichzeitig aber hatte Mila den jungen Offizier darüber aufgeklärt, daß es für sie keinen Liebhaber, sondern einzig und allein einen Bräutigam und späteren Gatten oder aber einen bloßen Freund geben könne, der keinerlei Anrechte an sie besitze und dem sie keinerlei Gunstbezeigungen gewähre. Und die Folge davon war, daß Graf Udo Dürckhoff sich mit Mila Gernsbach verlobte, — in aller Form verlobte. Die

Anzeige stand in den Zeitungen, und man sprach tagelang von nichts anderem in der Residenz, als von dieser Verlobung.

Die Stimmung war keine ganz einheitliche. Man freute sich für Mila, man war stolz darauf, daß sie eine so glänzende Partie machen würde, aber es wurden doch auch Stimmen laut, die allerlei Bedenken geltend machten, teils gegen die Verbindung überhaupt, teils gegen den Grafen im speciellen. Über den letzteren wurde man nicht recht klug. Nur so viel stand fest, daß er bereit war, seinen Abschied zu nehmen, um Mila fernerhin die Ausübung ihres Berufes zu ermöglichen, was für sie sicherlich geradezu eine Lebensbedingung war. Den Leuten war es natürlich auch die Hauptsache.

Der Graf war übrigens ein auffallend schöner Mann, groß und stattlich, das Ideal eines blonden, germanischen Recken. Daß er Weiberherzen bezwingen konnte, war kein Wunder. Er war noch sehr jung, nicht verlebt und hatte, wenn auch keine sonderlich intelligenten, doch angenehme und offene Züge, die sehr für ihn einnahmen. Von aller Blasiertheit und Vornehmthuerei war er fern, es lag etwas Frisches und Ursprüngliches in seinem Wesen. Dennoch wollte mir diese Verbindung nicht so recht einleuchten. Dürckhoff war sicherlich keiner von den Schlimmen. Aber gerade in seiner impulsiven Unverfrorenheit schien mir eine Gefahr zu schlummern. Er war in diese Verlobung wie blind und toll vor Verliebtheit hineingetappt und hatte nicht rechts oder links dabei geblickt, er wußte

gar nicht, was er that. Mila hatte von ihm verlangt, entweder sie zu heiraten oder sie ganz aufzugeben, und da er das letztere nicht konnte und nicht wollte, hatte er sich kurz entschlossen, das erstere zu thun, ohne daß es ursprünglich in seinen Absichten gelegen hätte oder der Gedanke daran ihm je einmal gekommen wäre. Und das war für mich das Charakteristische bei der Sache. Ich war mit dem Grafen in einer Weinstube bekannt geworden, und er war eine so harmlose Natur, über alles das, was mit seiner Verlobung zusammenhing, ganz ehrlich und ungescheut sich auszulassen. Er fand das alles im Grunde sogar äußerst spaßhaft, und es machte ihm ein kindliches Vergnügen, sich beim Wein darüber auszuschwatzen. In Mila war er übrigens ganz närrisch verliebt.

Die Hochzeit sollte so bald als möglich sein. Mila freute sich darauf, wie ein Kind, und Graf Udo trug den Kopf so hoch, als ob er demnächst zum regierenden Fürsten irgendwo hätte ernannt werden sollen. Er hatte aber die Rechnung ohne den Wirt gemacht, als er so besinnungslos in seine neue Zukunft hineingesteuert war.

Die gräflichen Eltern waren dabei natürlich nicht um Erlaubnis gefragt worden. Die waren noch ganz in der alten Schule aufgewachsen und gar wenig erbaut von der Schwiegertochter, die auf der Operettenbühne als erster Stern glänzte. Andererseits waren sie jedoch auch klug genug und soweit modern geschult, um nicht einen unzeitgemäßen Eklat herbeizuführen und sich, wie den Sohn, in der Leute Mäuler zu bringen; daß

die allgemeine Stimme dann bei Mila's beispielloser Beliebtheit doch gegen sie gewesen sein würde und nur der kleine Kreis der Standesgenossen zu ihnen gehalten hätte, wußten sie ganz gut. Ebenso kannten sie den trotzigen Eigensinn des Sohnes, den jeder Widerspruch nur vollends zur Opposition gereizt hätte. Sie machten also dem Anschein nach gute Miene zum bösen Spiel, waren aber fest entschlossen, in der Stille kein Mittel unversucht zu lassen, um den Jungen von seiner unheilvollen Verblendung noch in der zwölften Stunde zu erretten. Daß dies ohne alles Pathos und ohne irgend welche Gewaltmittel und Aufregungen vor sich gehen mußte, stand bei ihnen fest; man mußte einzig die Vorstellung aller Folgen, welche Udo's unbesonnener Schritt nach sich ziehen würde, auf diesen wirken lassen.

Das geschah denn auch. Ein jüngerer Bruder, der die Empörung der Eltern vollkommen teilte, war mit im Komplott, und man ging sehr klug und vorsichtig zu Werke. Vor allem wurde dem überglücklichen Bräutigam klar gemacht, daß er durch seine Ehe nicht nur des Majorats ein für allemal verlustig gehe, worauf er gefaßt sein mochte, sondern überhaupt aus der Reihe der erbberechtigten Dürckhoff's ausscheide, — nicht etwa durch einen wandelbaren, elterlichen Beschluß, sondern durch irgend ein altes Hausgesetz, an dem nicht zu rütteln war. Er würde also ausschließlich darauf angewiesen sein, sich von der Gage seiner Frau mit erhalten zu lassen. Sonderlich ehrenvoll würde ihm das wohl nicht erscheinen, wie denn die

Rolle des „Gatten seiner Frau“ eben keine beneidenswerte sei, ganz abgesehen davon, daß eines schönen Tages die Stimme Mila's, die doch ihr einziges Kapital sei, verloren gehen könne, und sie dann völlig mittellos dastehen würden. Weit werde diese Gage bei den bekannten, großen Toiletten-Ansprüchen solcher Künstlerinnen wohl überhaupt nicht reichen, und die vornehmen Passionen Udo's dürften kaum dabei zu befriedigen sein. In der Gesellschaft würde er seine Rolle ausgespielt haben, und seine einzige Lebensaufgabe würde sein, über die Tugend seiner Frau zu wachen und die Blumenbouquets und goldenen Armbänder in Empfang zu nehmen, die ihr von ihren Verehrern in's Haus geschickt werden würden.

Das waren so ungefähr die Zukunftsvorstellungen, die man bei dem jungen Grafen erweckte, und auf diesem Boden wurde dann wacker fortgearbeitet. Daneben ließ man es an allerlei Andeutungen nicht fehlen, als ob die Tugend Mila's doch keineswegs über allem Zweifel erhaben sei, — die bekannten Verdächtigungen gegen alles Weibervolk vom Theater wurden geschickt verwendet, — und der Zufall wollt' es, daß gerade damals ein abenteuerlustiger Bankier, den es ärgerte, von dem jungen Gräflein ausgestochen zu sein, — er sollte Mila schon lange umworben haben, — wirklich ernstliche Miene machte, noch einmal Sturm zu laufen, mocht' er nun im stillen Hoffnungen hegen oder nur dem Grafen einen Streich spielen wollen. Das kam denen, die diese Verbindung um jeden Preis verhindern wollten, — außer den

Eltern Udo's und seinem Bruder hatte sich auch eine Anzahl von Verwandten und Freunden dazu bereit gefunden, — sehr gelegen. Dem jungen Menschen, auf den das alles so unvermutet einstürmte, — denn klar gemacht hatte er sich's in seinem Liebestaumel noch nicht, — ließ man keine Ruhe mehr. Wenn ihn der eine freigab, nahm ihn gleich immer ein anderer in's Gebet. Man weiß ja, wie es zugeht. Gute Freunde sind bei derlei Dingen immer gleich zur Hand. Die einen waren aus ehrlicher Überzeugung auf seiten der Warner, die anderen trieb die pure Lust am Zerstören; Adelsvorurteile, Neid, — ich weiß nicht, was sonst noch alles für Beweggründe — wirkten zusammen, um das Häuflein derer, die mit allen Kräften gegen die Heirat Dürckhoff's und Mila's arbeiteten, stetig zu vermehren. Es war ein richtiges Kreuzfeuer, in das man ihn nahm. Und außer seiner Verliebtheit wußte er allen diesen Angriffen nicht viel Widerstand entgegenzusetzen, er mußte sich vielmehr sagen, daß sie im großen und ganzen nur allzu begründet waren. Und gerade dadurch geriet er in eine nervös-erregte, unsichere, schließlich schier unerträgliche Stimmung; er wußte nicht mehr ein noch aus.

Dazu kam, daß er vor einigen Jahren eine schwärmerische Jugendliebelei mit einer entfernten Kousine gehabt hatte, einer Komteß Gisela Dürckhoff, und daß die Eltern derselben das junge, hervorragend schöne Geschöpf noch beizeiten seinem Gesichtskreis entzogen hatten, weil irgend ein Prinz ohne Land, der Sprößling aus einer morganatischen Ehe, sein Augen-

merk auf sie gerichtet hatte und man gern eine Art Prinzessin aus ihr machen wollte. Aus diesem Projekt war nun nichts geworden, weil man den jungen Mann höhererseits zu einer anderen Ehe gezwungen hatte, und Komteß Gisela war nach Vollendung ihrer Ausbildung, die sie in irgend einem Institut genossen, frei und dabei schöner und strahlender, als vorher. Daß man sie jetzt dem jungen Majoratserben von Dürckhoff gern zur Frau gegeben hätte, lag auf der Hand; eine passendere Partie war überhaupt nicht leicht auszudenken. Es handelte sich also nur darum, die junge Dame mit Udo in unauffälliger Weise zusammen zu bringen und sie so ohne ihr Wissen zur mächtigen Bundesgenossin zu gewinnen. Dazu gab ein Familienfest auf Dürckhoff die willkommene Gelegenheit. Udo kam und sah den Gegenstand seiner Jugendschwärmerei wieder. Er war entzückt. Und die schöne Komteß, die sich von einer Operettensängerin überflügelt wußte, ließ in angeborener Koketterie dem einstigen Galan gegenüber alle Mittel der Bezauberungskunst spielen.

Der Erfolg dieser Fahrt auf das heimatliche Gut, das einst sein eigen hätte werden sollen, war, daß Graf Udo sehr nachdenklich in die Residenz zurückkam. Er war unwirsch und gereizt, von seiner früheren, harmlos-frischen Vergnügtheit war nichts mehr bei ihm zu spüren. Im Grunde war's ihm ja auch kaum zu verdenken, daß er sich den Unterschied klar machte: dort eine Dame vom Theater, die Tochter eines Schuhmachers, und zugleich die Enterbung, die Quittie-

rung des Dienstes, das Ausgestoßensein von der Gesellschaft, die entwürdigende Stellung des Gatten einer Operetten-Diva, die Unsicherheit der Zukunft; hier, wohin er blickte, nur Glanz und Glück und allgemeine Befriedigung, und er der Gatte einer schönen, ebenbürtigen, herrlichen Frau, an die niemand sonst Anspruch erhob, die für niemanden sonst da war. Wie konnt' es da eigentlich noch einen Zweifel bei ihm geben? Ich glaube, wenn Graf Udo jetzt noch zögerte so geschah es einzig und allein deshalb, weil er keinen plausiblen Grund wußte, mit Mila zu brechen. Er hatte ihr sein Wort gegeben, er wollte sich gern als Ehrenmann aus der Affaire ziehen. Ihr zu sagen, er habe sich eines besseren besonnen, diese ganze Verlobung sei eine unheilvolle Übereilung gewesen, und er sei nicht der Mann dazu, die Folgen zu tragen, — wie es ehrlich und anständig gewesen wäre, — das brachte er nicht über sich. Leicht wär's diesem Mädchen gegenüber freilich auch nicht gewesen. Aber er hätt' es dennoch gemußt. Ich möchte den sehen, der dann noch den ersten Stein hätte auf ihn werfen wollen. Statt dessen aber schrieb er ihr endlich einen langen Absagebrief, in dem er ihr auseinandersetzte, daß „aus der projektierten Partie nichts werden könne", — einen sehr steifen, unbeholfenen, altväterisch-konventionellen Brief auf einem großen Bogen mit prächtigem Monogramm und der neunzackigen Grafenkrone darüber. Wahrscheinlich dachte er damit ein Meisterstück geliefert zu haben, und daß nun alles zu Ende sei; wenigstens behauptete man später, er habe

unmittelbar danach bei seinem Onkel, dem Vater der Komteß Gisela, um deren Hand feierlich angehalten.

Dem sei nun wie immer; jedenfalls hatte er sich in Mila vollkommen getäuscht. Diese war durch sein einfaches: „Es kann nichts daraus werden" ganz und gar nicht befriedigt oder auch nur zum Schweigen gebracht. Im Gegenteil, da sie ehrlich und ernsthaft in den jungen Grafen verliebt war, — zum ersten Male in ihrem Leben, und sie war ja im Grunde eine leidenschaftliche Natur, — wollte ihr dieser brüske Abschiedsbrief nicht im geringsten einleuchten. Sie geriet außer sich. Von den wahren Motiven, die Udo bestimmt hatten, kurz und ohne alle Präliminarien mit ihr zu brechen, ahnte sie nichts. Sie hätte nach seinem Briefe, — der ihr doch hätte verraten können, wes Geistes Kind dies Herrlein eigentlich war, — nun wenigstens zu stolz sein müssen, um ihn danach zu fragen, um überhaupt noch ein Wort an ihn zu verschwenden und ihn gar ahnen zu lassen, wie tief er sie getroffen hatte. Aber die kleine Mila war weder weltklug noch stolz, sie fand nirgends Rat oder Unterstützung, sondern ließ sich ganz von ihrem Gefühl leiten und that, was ihr die Stunde eben eingab. Sie schrieb dem Grafen zurück, — einen Brief voller Anklagen, voller Verzweiflung und voller Leidenschaft. Vor allen Dingen verlangte sie von ihm zu wissen, weshalb er sich von ihr losreißen wolle; wenn er ihr diesen Grund nicht nennen wolle, sei er in ihren Augen — und auch wohl in denen aller Welt — ein Ehrloser, der seine Braut aus purer Laune sitzen lassen wolle.

Dieser Brief kam dem Grafen, der einen ähnlichen noch nie erhalten, der kleinen Mila auch wohl schwerlich je zugetraut hatte, wahrscheinlich ganz unerwartet. Er hatte auf gar keine Antwort gerechnet, er war erstaunt, daß man eine solche noch für nötig halten konnte, wo er doch die Sache für abgeschlossen erklärte. Und nun gar solch' eine Antwort! Er traute seinen Augen kaum. Ihm schrieb man das? Ihm wollte eine kleine Operettensängerin Vorschriften darüber machen, wie er sich benehmen, was er thun müsse, damit es sich mit den Geboten der Ehre vertrug, — ihm! Es war sehr komisch. Aber nicht nur das. Es war doch auch sehr anmaßend und sehr keck. Und diese Anmaßung und Keckheit durfte ein Graf Dürckhoff nicht dulden, die mußte er gebührend zurückweisen, damit sie ein für allemal verstummten. Wenn die Kleine es denn durchaus nicht anders haben wollte, gut, so war ihr nicht zu helfen. Er hätte sie ja gern schonen wollen. Aber die Antwort, die er ihr nun geben mußte, würde sie wohl schwerlich weiterzeigen, um anderwärts Umfrage zu halten, ob man die Handlungsweise des Grafen Dürckhoff etwa wirklich noch für ehrlos erklären wolle.

In solch' aufgeregter und entrüsteter Stimmung wurde dieses Erwiderungsschreiben des Grafen abgefaßt. Und es enthielt die kurze, brutale Mitteilung, daß der Schreiber sich nicht in der Lage gesehen habe, eine Verbindung mit der Fragerin einzugehen, da dieselbe bei ihrem fortgesetzten Verkehr mit der Herrenwelt sich ihre jungfräuliche Reinheit schwerlich bewahrt haben könne.

Nach diesem Heldenstück fühlte Graf Udo sich vermutlich sehr erleichtert und glaubte die fatale Sache nunmehr endgültig abgethan. Aber er hatte sich wiederum geirrt. Ein Brief von Mila traf ein, in dem sie von ihm forderte, er solle den entehrenden Verdacht, den er grundlos gegen sie ausgesprochen und der seine eigene Ehre besudle, sofort zurücknehmen. Sie wolle dann glauben, daß er ihm in einem Augenblick besinnungslosen Jähzorns entfahren sei, und daß er dahinter sein Unvermögen habe verbergen wollen, einen ehrenvollen Rückzug anzutreten; im übrigen verlange sie jetzt nicht mehr danach, seine Gründe zu hören, sondern er sei bedingungslos freigegeben.

Und die Antwort des Grafen Udo hierauf? An Mila schrieb er überhaupt nicht mehr. Aber in vertrauten Kreisen der Kameraden machte er jetzt kein Hehl mehr daraus, daß er die Kleine leider nicht habe heiraten können, weil er nicht mehr der Erste gewesen sein würde; — der Bankier Diedrichsen oder ein anderer, — man wisse das nicht, es sei ja auch ganz gleichgültig, kurzum: er habe seine begründeten Zweifel, das reiche ja hin, und eine Operettensängerin — man wisse ja, wie es zugehe, — die Besten könnten sich da nicht rein erhalten —

In solchem Ton ging es fort. Die Kameraden waren natürlich ganz der gleichen Meinung, tranken ihm Trost zu und waren's zufrieden, davon reden zu können, Graf Dürckhoff habe die kuriose Idee, die kleine Mila zu heiraten, aufgegeben, weil er bis dahin in seiner Unschuld allen Ernstes geglaubt habe, er

werde der Erste sein; es war eigentlich eine rührende Idee.

Drei Tage später wußt' es die halbe Stadt: Graf Dürckhoff wird Mila Gernsdorf nicht heiraten, denn sie ist nicht mehr unberührt, wie er sich eingebildet hatte. Man nahm die Nachricht mit Genugthuung auf, mit Hohn, mit Empörung, mit Heiterkeit, — je nachdem. Die Stimmung hatte sich noch gar nicht abgeklärt. Da plötzlich geschah etwas Unerwartetes und Ungeheuerliches: Mila Gernsdorf, die kleine, lustige, ewig lachende Mila schoß sich eine Revolverkugel durch den Kopf und wurde abends, während man sie im Theater erwartete, wo eben die Vorstellung, in der sie eine ihrer Glanzrollen hatte, beginnen sollte, am Rande des Tiergartens in ihrem Blute aufgefunden, — nicht weit von der Wohnung ihres ungetreuen Geliebten.

Man kann sich nicht leicht eine Vorstellung davon machen, welche Aufregung der Selbstmord dieser kleinen Operetten-Diva damals in der Residenz hervorrief. Ich bin fest überzeugt, daß der Selbstmord eines Fürsten von Geblüt nicht diese Wirkung hätte ausüben, vor allem nicht diese allgemeine, leidenschaftliche Teilnahme erregen können. „Die kleine Mila tot!" „Die kleine Mila hat sich selbst erschossen!" Wie ein Lauffeuer verbreitete sich das Unerhörte, Unglaubliche durch die ganze Stadt. Nicht Hunderte, nein, Tausende und Abertausende zogen, strömten, wallfahrteten vor's Brandenburger Thor hinaus zu der Unglücksstätte, obgleich die Leiche natürlich längst fortgeschafft worden war. Jeder wollte selbst sehen und

hören. Das war ein Schreien und Gestikulieren, eine Aufregung und Erbitterung, wie ich sie nie wieder erlebt habe. Es hatte den Anschein einer Revolution. Besonders die Studenten waren wie rasend, daß ihr Liebling solch' ein Ende hatte finden müssen, — sie tobten und wüteten, Tausende waren zur Stelle.

Und nun plötzlich verbreitete es sich durch alle diese heiß erregten, von Mitleid, Zorn und Entsetzen erfüllten Menschenmassen — Gott weiß, wer es zuerst erfahren und ausgebracht hatte: Mila Gernsdorf hat sich nur getötet, um den Beweis zu liefern, daß sie rein sei, daß Graf Dürckhoff schmählich gelogen, als er sie aufgegeben, weil sie ihre Jungfräulichkeit eingebüßt haben sollte; sie hat in ihrem Testament die Bestimmung erlassen, daß man durch ärztliches Gutachten ihre Unberührtheit als über allem Zweifel erhaben darstellen sollte.

Nun erst erhob sich ein Geschrei der Wut und Entrüstung. Alle diese Menschen — Gebildete und Ungebildete, vornehm und gering im wildesten, wirrsten Durcheinander — brachen auf, zogen vor die Wohnung des Grafen Dürckhoff, — wie von einem einzigen Gedanken geleitet und beherrscht, — schrieen nach ihm, verlangten seine Rechtfertigung, seine Auslieferung, drohten, tobten, waren im Begriff, ihn mit Gewalt herbeizuschleppen. Und dann wäre sein Leben keinen Schuß Pulver mehr wert gewesen, man hätte ihn gelyncht, totgeschlagen hätten ihn alle diese Fäuste der Wütenden.

Zu seinem Glück war er nicht daheim. Mit

militärischer Bedeckung hat man ihn später aus dem Klubhause abholen und bis in die Wohnung eines Freundes begleiten müssen, von der aus er in der Frühe des folgenden Morgens die Residenz überhaupt verließ. Ein paar Wochen später wurde er in ein anderes Regiment versetzt. Weder seinem Avancement noch seiner Heirat hat die fatale Geschichte übrigens geschadet.

Die nach der letztwilligen Verfügung Mila's vorgenommene Obduktion ergab, daß die kleine Operetten-Diva als völlig unberührte Jungfrau aus dem Leben geschieden war. Das Gutachten wurde der Bestimmung gemäß dem Grafen Dürckhoff zugestellt. Komteß Gisela hat es aber ein Jahr später nur pikant gefunden, den Helden dieser cause célèbre zu ehelichen.

Die allgemeine Erregung der Bevölkerung über den unter so tragischen Umständen erfolgten Tod des Lieblings aller hat damals noch lange angehalten; schließlich ist sie natürlich auch vergessen worden, wie alles im Leben, und heute spricht kein Mensch mehr von der kleinen Mila.

# Umsonst gelebt.

Ich saß in einem Kaffeehause und nahm das Hauptblatt meiner Vaterstadt in die Hand, das dort mit einem Haufen anderer Zeitungen gehalten wurde. Warum, weiß ich nicht, denn es war im Grunde ein kümmerliches Blättchen, das in der Residenz unmöglich ein Interesse erregen konnte, und außer mir las es auch, glaube ich, niemand. Irgend einem wunderlichen Zufall mußte es zu verdanken sein, daß es da lag und daß ich allnachmittäglich danach greifen durfte, denn vergriffen war es niemals. Und es waren auch nicht die politischen Nachrichten, die ich darin las, denn die waren immer den hauptstädtischen Blättern vom Vortage entnommen, sondern einzig und allein der lokale Teil war's, in den ich mich eifrig und innig vertiefte. Gleich auf der zweiten Seite begann er und füllte sie fast ganz, um dann in den Kurszettel und die Inserate auszulaufen, welche von den übrigen zwei Seiten Besitz ergriffen.

Dieser lokale Teil versetzte mich allezeit voll in das Leben meiner Heimat zurück, ließ alle bekannten Gestalten und Ereignisse daraus wieder vor mir lebendig werden und zauberte mir das Paradies meiner Jugend auf's neue vor die Augen. Ich lebte

und webte so mitten im Lärm der Großstadt unter den stillen Menschen und den kleinen, weltfernen Begebnissen der alten Stadt, in der meiner Kindheit Traum hingeronnen. Und heute las ich in eben jenem Lokalanzeiger eine trockene, dürftige Notiz, die mich seltsam bewegte. Da stand:

„Heute morgen wurden alle Kreise unserer Stadt durch eine überaus traurige Nachricht auf's schwerste erschüttert. Einer unserer ältesten und angesehensten Mitbürger, der Kaufmann und Stadtälteste Johann Gottfried Wendelin, ist nicht mehr. Man fand ihn tot in seinem Bette. Die herbeigerufenen Ärzte mußten feststellen, daß der Verstorbene seinem Leben selber ein Ende gemacht; er hatte eine starke Arseniklösung genommen, die seinen Tod herbeiführte. Die Motive zu dieser schrecklichen Verzweiflungsthat sind durchaus unbekannt, doch ist eine geistige Umnachtung des alten Herrn wohl ohne weiteres anzunehmen."

Als ich das las, sah ich ihn ganz deutlich vor mir, den kleinen, feinen Herrn mit dem kurzgeschorenen, schneeweißen Haupthaar, dem glattrasierten, scharfgeschnittenen Gesicht, aus dem zwei helle, blaue, kluge, freundliche Augen in die Welt blickten, wie er an seinem Ebenholz-Krückstock mit ganz kleinen, raschen, trippelnden Schritten durch die Gassen trottete, ein bißchen vornübergebeugt, obgleich er in meiner Kinderzeit noch gar nicht so alt war, und die Blicke zu Boden gesenkt, als ob er da etwas suche. Er war immer eilig, hatte immer eine Welt zu thun. Und jedermann grüßte ihn, thatsächlich jedermann, weil jeder ihn

kannte, mit ihm in irgend einem Zusammenhange stand. Dann griff er, ohne aufzusehen, an die Krempe seines lichtgrauen Cylinders und dankte freundlich. Anhalten ließ er sich nie, das wußte man und versuchte es deshalb auch nicht. Er hatte eben keine Zeit. Nur zwischen zwei und drei Uhr nachmittags gönnte er sich eine Mußestunde. Da wanderte er jeden Tag und bei jedem Wetter um die Glacis der alten Festung mit solcher Regelmäßigkeit und Stetigkeit, daß man seine Uhr danach hätte richten können. Das erhielt ihn gesund. Krank war Johann Gottfried Wendelin niemals, auch dazu hatte er keine Muße.

Abends kam er manchmal in die Ressource. Dann drängten sich alle um ihn, geizten nach der Ehre, mit ihm zu reden, wollten seinen Rat hören in tausend Dingen, die er alle besser wußte, als irgend ein anderer, und mühten sich, seine Ansichten über die Zeitläufte und die kommenden Dinge zu erfahren. Er hielt dann förmlich Cercle, wie ein Fürst. Aber das geschah nicht, weil er es so wollte oder liebte, sondern die Verehrung, die ihm allgemein gezollt wurde, und der hohe Wert, den man auf seine Meinung in allem legte, brachten es so mit sich. Er selber besaß gar kein Herrschgelüst, maßte sich niemals die geringste Autorität an und hatte keinen anderen Ehrgeiz, als den, seinen Mitbürgern zu helfen, wo und wie er konnte, nach allen seinen besten Kräften mit Rat und That. An die Unfehlbarkeit dessen, was er meinte und sagte, glaubte er dabei nicht, und nie drängte er sich jemandem auf. Er war und blieb der

einfachste, bescheidenste Mensch, den man sich denken konnte.

Trotzdem er ein reicher Mann war, lebte er ohne jeden Aufwand und war bis in sein hohes Alter von seltener Bedürfnislosigkeit; für alle wohlthätigen Zwecke, öffentlich und geheim, gab er stets mit vollen Händen. Ich glaube, er hatte keinen einzigen Feind oder auch nur Neider in unserer Stadt. Seine sich immer gleich bleibende Milde und Freundlichkeit entwaffnete jeden. Da er ohne näheren Familienanhang und unverheiratet war, hatte er seine Bestrebungen ganz dem öffentlichen Leben gewidmet. Es gab in der Stadt keinen Verein, zu welchem gemeinnützigen Zwecke immer er begründet sein mochte, dem Johann Gottfried Wendelin nicht angehört hätte; in den weitaus meisten spielte er eine sehr hervorragende Rolle.

Und so kam es denn, daß er immer vollauf beschäftigt war, nie eine Stunde für Zerstreuungen oder Unterhaltungen übrig hatte, wie andere Menschen. Denn auch sein eigenes Geschäft war ausgedehnt und zeitraubend, zumal er keinen Morgen beim Glockenschlage acht im Comptoir auf seinem gewohnten, braunen Ledersessel fehlte und einen Tag, wie alle Tage, seit Dezennien selber alle eingegangenen Geschäftsbriefe öffnete und nach ihnen seine Ordres erteilte. Er ließ sich nie vertreten, arbeitete, wie der jüngste, und vertraute nie anderen Händen an, was er selber erledigen konnte, durch ein langes, thätiges Leben selber zu erledigen gewohnt war.

O ja, ich kannte ihn gut, und er war auch gegen

mich und die Meinigen oft genug liebreich und hülfsbereit gewesen, und ich glaube sogar, er hatte mich besonders gern. Und nun war er tot. Tot; — das wäre im Grunde nichts gar so Befremdliches gewesen. Denn er mußte nun wirklich ein steinalter Mann gewesen sein, wie er es dem Knaben schon vor einem Menschenalter erschienen war, und sein Tagewerk konnte gar wohl vollbracht sein. Aber dieser Mann war freiwillig aus einem Leben gegangen, das binnen kurzem nach dem Lauf der Natur doch vollendet gewesen wäre. Was hatte das zu bedeuten? War er, der immer gesunde, in seinem hohem Alter von einer qualvollen Krankheit heimgesucht worden, deren Ende er abzuwarten sich nicht verpflichtet gefühlt hatte, da sie ihm jeden Lebenszweck und Inhalt, wie er ihn verstand, raubte? Ich konnte mir keinen anderen Grund vorstellen.

Und doch war es mir seltsam, daß meine heimatliche Zeitung von einem Manne, wie Johann Gottfried Wendelin es gewesen, einem Manne, dem sie oft und gern in ihren Spalten ein wohlverdientes Loblied gesungen, in so kurzen und herbklingenden Worten redete, wenn sie seinen Tod zu melden hatte, daß sie die Thatsache seines Selbstmordes so schonungslos aufdeckte, wie etwas, das im Grunde nicht allzu verwunderlich sei, jedenfalls nicht verschleiert zu werden brauche. Und dazu kein Nachruf, kein Wort der Trauer über einen Verlust, wie er gleich schmerzlich das öffentliche Leben unserer Stadt überhaupt nicht betreffen konnte.

Dahinter mußte sich ein Rätsel bergen, das ich nicht zu lösen vermochte. Wieviel Klippen birgt das Dasein, an denen Menschenleben scheitern können! Wie schwer ist es, die That des einzelnen zu fassen und zu beurteilen! Ich hatte genug vom Leben kennen gelernt, um das Verdammen, um das verständnislose Achselzucken zu verlernen. Hier aber wußte ich nicht, was ich denken, woran ich mich klammern sollte.

Auch die nächsten Tage brachten mir keine Aufklärung. Zwar folgte nun in meiner heimischen Zeitung ein Nekrolog, in dem die uneigennützigen Verdienste des Verstorbenen um das Wohl der Stadt warm gepriesen wurden, damit aber war auch alles zu Ende. Sein Name schien von da an ausgelöscht zu sein in der öffentlichen Meinung unserer Stadt, und selbst über das Begräbnis dieses „ältesten und angesehensten“ Mitbürgers erschien nur eine kurze Notiz, aus der ich nicht einmal entnehmen konnte, ob man dem Selbstmörder kirchliche Ehren gegönnt hatte oder nicht. Was bedeutete das alles und in welchem Zusammenhang stand es etwa mit seinem rätselhaften Tode?

Es verging lange Zeit, bis ich es in Erfahrung brachte. Was wußte man auch außerhalb unserer Stadt von dem guten, alten Manne, der sein Leben lang nicht aus ihren Mauern herausgekommen war und ihrem Wohl alles Denken und Wollen seines ganzen Daseins gewidmet hatte? Er hatte nie eine Rolle im Lande, auch nur in der Provinz gespielt, spielen wollen, so leicht ihm das sein Reichtum sicher-

lich gemacht hätte; nie hatte er einen anderen Ehrgeiz gehabt, als den, unter seinen Mitbürgern in Ehren dazustehen, und jeden Titel oder Orden, als ein politisch frei denkender, seinen ganzen Stolz in seine Unabhängigkeit setzender Mann, beharrlich abgelehnt, so oft man ihm um seiner ungewöhnlichen Verdienste willen derartige Angebote auch entgegengebracht. Er wollte keinen Lohn für das, was er that, er wollte das Gute einzig um des Guten willen. So kannte man ihn nirgends, als dort, wo er zu Hause war. Und nur dort konnte ich, da die heimische Zeitung mich im Stiche ließ, erfahren, unter welchen Umständen sein Tod erfolgt war, der so traurig ein gesegnetes, in sich beglücktes Menschenleben abschloß, das in unserer egoistischen und selbstverherrlichenden Zeit als ein wahrlich seltenes anzusehen war.

Bei einem Besuch in der Heimat, nach Jahren erst, erhielt ich die traurigen Aufschlüsse, um die es mir zu thun war.

Bei einer Revision der städtischen Sparkasse, zu deren drei Kuratoren Johann Gottfried Wendelin gehörte, wurde in den Depots ein bedeutendes Manko entdeckt. Die Summe von fünfundvierzigtausend Mark, die in sicheren Wertpapieren angelegt worden war, fehlte. Die Revision selbst war außerhalb der sonst üblichen Zeit erfolgt, und zwar auf Betreiben eines eben neu in das Kuratorium eingetretenen Mitgliedes, das durch diese ungewöhnliche Maßregel seine besondere Schneidigkeit und den Beginn eines neuen Régimes an den Tag legen wollte.

Wendelin hatte sich dem Antrage, die Revision vorzunehmen, widersetzt, da ihm hierin die Möglichkeit eines Verdachts gegen den altbewährten Kassenbeamten ausgedrückt zu liegen schien, welche er diesem zu ersparen wünschte. Er war jedoch überstimmt worden, und die Revision hatte das traurige Ergebnis gehabt, das nun eine energisch zu betreibende Untersuchung gegen den Schuldigen erforderte.

Diese Untersuchung, die zunächst in aller Stille angestellt wurde, brachte jedoch keine Klarheit. Die in Frage kommenden Beamten, ältere, pflichttreue Leute, hatten weder durch eine Veränderung in ihrer Lebensweise noch durch außergewöhnliche Verhältnisse den geringsten Anhalt zu der Vermutung gegeben, daß sie im Besitze größerer Mittel seien, als ihr Gehalt sie ihnen gewährte. Es war leicht festzustellen, daß sie in keiner Weise den Etat ihrer regelrechten Einkünfte überschritten hatten, daß es überhaupt keine Umstände gab, die sie hierzu hätten veranlassen können. Sie waren teils unverheiratet, teils lebten sie in glücklicher, friedlicher Ehe, waren anspruchtslose, regelmäßig und einfach lebende Menschen, denen gegenüber, zumal in Ansehung ihrer zwanzig-, dreißig- und vierzigjährigen, tadellosen Amtsthätigkeit, jeder Argwohn eigentlich komisch erscheinen mußte. Und doch war das Geld fort.

Die letzte Revision, die noch vor gar nicht langer Zeit stattgefunden, hatte die Bestätigung zur Folge gehabt, daß der gesamte Kassenbestand ordnungsmäßig vorgefunden worden sei. Diese Bestätigung war freilich nur von zwei der Kuratoren unterzeichnet worden,

da der dritte damals schwer krank darniedergelegen hatte, derselbe, welcher inzwischen verstorben und durch einen jüngeren Nachfolger ersetzt worden war. Überdies wurde festgestellt, daß auch von den zwei unterzeichneten Kuratoren nur der eine, nämlich Johann Gottfried Wendelin, die Revision in Wahrheit vorgenommen hatte, während der andere auf die Versicherung seines Kollegen hin, daß alles in Ordnung sei, sich die Mühe gespart und seinen Namen unterschrieben hatte, in dem Vollbewußtsein, dies getrost zu dürfen.

Nun wußte man recht wohl, daß es ähnlich bei mancher, wenn nicht bei jeder, Revision zugegangen war, und daß außer Wendelin selten noch einer von den beiden anderen Kuratoren sich solcher Mühewaltung unterzogen hatte, aber gerade bei dieser letzten wurde es als unumstößlich festgestellt und fiel in's Gewicht. Die notgedrungen eingeleitete, gerichtliche Untersuchung ergab gegen keinen der Kassenbeamten das geringste Verdachtsmoment. Die bei ihnen vorgenommene Haussuchung förderte von dem verlorenen Gelde nichts zu Tage, ja, es erschien als zweifellos, daß zwischen der vorletzten und letzten Kassenrevision der Depositenschrank durch den betreffenden Beamten überhaupt nicht geöffnet worden war, da ein Anlaß hierzu in der kurzen Zeit gar nicht vorgelegen hatte.

Auch darin stimmten alle Beamten überein, wie in ihren sämtlichen übrigen Aussagen, was um so beachtenswerter war, als man bei der Schuld eines von ihnen auf die Mitwissenschaft aller hätte schließen müssen. Und dies letztere konnte man um so weniger

annehmen, als auch in diesem kleinen Kreise Neid und Haß vorherrschten, wie überall, und eine langjährige, ziemlich erbitterte Gegnerschaft zwischen zwei der beteiligten Personen sogar notorisch war. Unzweifelhaft würde einer den andern verraten haben, hätte er auch nur den leisesten Anhalt zu einem Argwohn gegen ihn zu entdecken vermocht. Daran aber fehlte es gänzlich. Die gerichtliche Untersuchung mußte schließlich eingestellt werden, und man gab der städtischen Verwaltung anheim, im Disziplinarwege gegen die verantwortlichen Beamten vorzugehen und deren Entlassung aus dem Amte zu dekretieren.

Zu dem letzteren Schritte konnten sich die städtischen Korporationen jedoch bei der Lage der Sache nicht entschließen. Man ließ vorläufig die Sache auf sich beruhen, beließ die erprobten Beamten in ihrer Stellung und hoffte, daß die Zeit Aufklärung bringen werde. Die allgemeine Meinung neigte sich zunächst zu der Annahme eines Diebstahls, der von einem ganz außerhalb der beteiligten Kreise stehenden Einbrecher verübt sein mußte. Das Ganze blieb vom Schleier des Geheimnisvollen und Rätselhaften umgeben.

Wendelin hatte sich unverzüglich bereit erklärt, den der städtischen Sparkasse zugefügten, pekuniären Schaden aus seinem eigenen Vermögen zu ersetzen. Er selbst war es auch gewesen, der sich unablässig bemüht gezeigt hatte, die Beamten, gegen welche sich naturgemäß die gerichtliche Untersuchung hatte richten müssen, von dem auf ihnen lastenden Verdacht zu befreien; was irgend zu ihren Gunsten sprach, war von ihm auf-

gesucht und in den Prozeß hineingetragen worden. Er hatte freilich daneben auch das beeidete Zeugnis ablegen müssen, daß er bei der von ihm allein vorgenommenen Kassenrevision in Wahrheit die Kapitalbestände vollzählig vorgefunden, sich durch den Augenschein von ihrem Vorhandensein überzeugt habe. Es handelte sich hiernach also nicht um eine im Vertrauen auf die bewährte Rechtlichkeit der Beamten und den immer gleicherweise sich als richtig ergebenden Befund blindlings erlassene Unterschrift des Kurators Wendelin, sondern um die als unumstößlich geltende Thatsache, daß bei der vorletzten Revision die Summe vorhanden gewesen war, die bei der letzten gefehlt hatte.

In der Zeit zwischen beiden Revisionen war sie entwendet worden. Wie das Gerücht aufkam, hätte keiner zu sagen vermocht, aber plötzlich wußte es die ganze Stadt: Johann Gottfried Wendelin hatte durch den schmählichen Bankerott eines angesehenen, auswärtigen Handlungshauses bedeutende Verluste erlitten. Er hatte in blindem Vertrauen für dasselbe gut gesagt zu einer Zeit, wo es darauf ankam, es über Wasser zu halten, und war dann schwer getäuscht worden. Nicht zum ersten Male in seinem Leben; denn seine menschenfreundliche Gutmütigkeit hatte ihm trotz seiner kaufmännischen Umsicht und klugen Berechnung schon so manchen derartigen Streich gespielt. Aber er hatte die ihm aufgebürdeten Zahlungen diesmal gerade zu einem Zeitpunkt leisten sollen und müssen, wo dies für seine eigenen Verhältnisse so störend und schwierig gewesen war, wie nie

vorher. Und dieser Zeitpunkt fiel ungefähr mit dem zusammen, in welchem die übliche Revision der Sparkasse stattgefunden hatte, die von Johann Gottfried Wendelin ganz allein vorgenommen worden war; er fiel sogar auffallend genau mit demselben zusammen.

Kein Mensch hätte unter anderen Umständen sich um etwaige Verluste Wendelin's gekümmert, so bedeutend dieselben auch sein mochten, denn man wußte, er könne sie tragen, und aus einer augenblicklichen Verlegenheit, wie sie im kaufmännischen Leben ja wohl eintreten konnte, hätten Hunderte ihm geholfen, um sich ihm erkenntlich zu erweisen für Gutes, was er an ihnen oder ihresgleichen gethan. Diesmal aber redete man davon. Man betonte den auffälligen Umstand, daß die beträchtlichen Geldzahlungen, die Wendelin hatte leisten müssen, ihm gerade damals aufgebürdet worden waren, als er durch seine geschäftlichen Unternehmungen bereits stark engagiert war, und daß er zur gleichen Zeit die Sparkasse revidiert hatte, in welcher wenige Wochen später fünfundvierzigtausend Mark fehlten, die damals noch vorhanden gewesen sein sollten, als er allein sich von dem richtigen Kassenbestand überzeugt hatte.

Man redete davon, und man sagte sich, daß das ein merkwürdiges Zusammentreffen sei. Anfänglich wohl nicht m e h r. Dann aber, als die gerichtliche Untersuchung als resultatlos eingestellt werden mußte, gab zum erstenmal bei einer Besprechung der immer noch alle Kreise der Bevölkerung gleicherweise erregenden, mysteriösen Angelegenheit einer dem anderen einen

bedeutungsvollen Augenwink, und der andere nickte verständnisinnig dazu. Ausgesprochen wurde lange Zeit hindurch nichts, aber jeder dachte sich sein Teil.

Im Grunde gab es ja auch gar keine andere Erklärung, als diese eine. Und wenn man bedachte, daß der alte Wendelin in seiner momentanen Verlegenheit, die er niemandem hatte gestehen mögen, — das hätte sein Kaufmannsstolz natürlich nicht gelitten, — das Geld, dessen er zu einer sofortigen, notwendigen Zahlung bedurfte, bei Gelegenheit einer Kassenrevision dem Depot der Sparkasse entnommen hatte, um es bei der nächsten Revision — selbstverständlich! — wieder dorthin zurückzulegen, — was war daran im Grunde so Verwunderliches oder gar Ungeheuerliches? Hätten nicht die meisten ähnlich gehandelt? Das Ausschlaggebende war überdies, daß der Verlust niemals bemerkt worden wäre, wenn man nicht wider die Regel eine vorzeitige Revision abgehalten hätte, eine Revision übrigens, welcher der alte Wendelin ja — bezeichnend genug! — mit Entschiedenheit entgegengetreten war.

So fügten sich alle Umstände so merkwürdig gut in einander, daß nirgends eine Lücke mehr blieb und schließlich kaum ein Mensch mehr daran zweifelte, der alte Wendelin habe die verloren gegangenen Papiere, die er ja auch sofort zu ersetzen bereit gewesen, — wer hätte das gethan, der sich nicht dazu verpflichtet fühlte? — damals an sich genommen in der Überzeugung, sie unbemerkt rechtzeitig wieder an ihren Platz legen zu können, was auch unzweifelhaft geschehen wäre, wenn nicht diese

unvorhergesehene, voreilige Kassenrevision stattgefunden hätte.

Man glaubte es, man zuckte die Achseln, man lächelte sich verständnisvoll zu. Im Grunde waren manche zufrieden damit, daß die sprichwörtlich gewordene Rechtlichkeit des alten Wendelin nun doch auch ein Loch erhalten hatte. Der alte Herr war ihnen gar zu ehrlich, gar zu gewissenhaft, gar zu unantastbar gewesen. Das war schon über Menschenmaß hinausgegangen. Nun war er nicht besser, als sie alle, sogar eigentlich noch ein bißchen weniger gut. Und das freute sie, das hob sie in ihren eigenen Augen. Sie sahen nicht gern zu einem empor, sie hatten es lieber, ihn ganz auf dem gleichen Niveau oder auch ein wenig tiefer zu wissen, als sie selber standen.

Und dann waren andere da, die schlugen entrüstet und entsetzt ihre Hände über den Köpfen zusammen, verdrehten die Augen und gerieten in heiligen Zorn über die Verderbtheit der Welt, die nun auch diesen Ehrenmann angefressen mit ihrem ätzenden Gift und ihn, da er schon weiße Haare trage, von seinem Rechtspfade hinübergelockt habe auf den Pfad der Sünde und der Schmach. Sie verlangten ein schweres Strafgericht für ihn und strichen ihn aus ihrer Liste der frommen, gerechten und Gott wohlgefälligen Menschen, nicht ohne etliche Seufzer und halbe Thränen.

Und wieder gab es Leute, die schimpften über den alten, weißhaarigen Heuchler, der sie so lange zum besten gehabt und hinter der Maske eines Wohlthäters seine eigensüchtigen Pläne und Absichten versteckt

gehalten habe. Die meisten freilich ließen es immerhin bei einem Achselzucken bewenden, murmelten ein paar Worte von etwas Menschlichem, wovor schließlich keiner ganz sicher sei, drückten ein Auge zu und wollten die ganze fatale Geschichte so bald wie möglich vertuscht sehen. Sie kamen dem alten Wendelin sogar mit demonstrativer Freundlichkeit und Ehrerbietung entgegen und mühten sich, das peinliche Gerede aus der Welt zu schaffen.

Der alte Wendelin ahnte inzwischen von alledem nichts. Er setzte seine altgewohnte Lebensführung streng fort, und seiner sich immer gleich bleibenden, menschenfreundlich-leutseligen Stimmung merkte man es nicht einmal an, daß er sich über die häßliche Diebstahlsgeschichte in der Sparkasse trübe Gedanken machte. Er sprach niemals davon. Nun, das begriff man. Manchmal fiel es ihm aber doch auf, daß bei seinem Eintritt in die Ressource ein bis dahin anscheinend lebhaft geführtes Gespräch plötzlich abgebrochen wurde, und daß man ihm gewisse Blicke zuwarf, die er sich nicht recht zu deuten wußte. Daß ihn manche Leute auf der Straße nicht mehr grüßten, bemerkte er kaum, da er niemals aufsah und immer an seinen Hut griff, wenn einer an ihm vorüberkam, in der festen Überzeugung, jener thue das Gleiche.

Aber in der Ressource hielten sich mehrere Herren doch so konsequent von ihm fern, daß es ihm zuletzt nicht mehr entgehen konnte. Und als er einen von seinen näheren Bekannten bekümmert fragte, ob er etwa jenen Herrn irgendwie unbewußt zu nahe

getreten sei, erhielt er eine ausweichende Antwort, die ihm nicht genügte, wenn sie auch von einer schier überschwänglichen Versicherung seiner Leutseligkeit, die keinem je zu nahe treten könne, gefolgt war. Es schwebte da etwas in der Luft, was er nicht begriff, nicht zu fassen vermochte. Er ahnte nicht, daß es mit der widerlichen Diebstahlsaffaire in irgend einem Zusammenhang stehen könne, die ihm selber so viel verschwiegenes Herzeleid verursachte. Seine arglose Seele glaubte noch an das Gute im Menschen und fühlte sich berechtigt, zu fordern, daß man an das Gute bei ihm glaube, unverbrüchlich und unwandelbar. Er hatte wahrlich den Menschen Grund genug dazu gegeben.

Eines Tages verweigerte einer von den Herren in der Ressource dem alten Wendelin die Hand, als dieser ihm die seine bot, drehte sich ab und ging fort. Der alte Wendelin sah ihm nach und wußte nicht, was er denken sollte. Er hatte Ähnliches niemals erlebt. Und doch erinnerte er sich nicht, dem Herrn irgendwie, irgendwann einmal zu nahe getreten zu sein. Was hatte er also gegen ihn? Wieder erhielt er lauter unzureichende Antworten, als er sich bei den ihm Näherstehenden danach erkundigte. Er solle sich nicht daran stoßen, hieß es, es komme ja nicht darauf an.

„Es muß aber doch einen Grund geben," beharrte er, „und wenn es auch nur ein Scheingrund ist."

Keiner wollte der Erste sein, der ihn über etwas aufklärte.

Er aber war jetzt nach seiner Art hartnäckig und eigensinnig darauf bedacht, dem Dinge auf den Grund

zu kommen. Und weil das so war und er seine Beobachtungen scharf darauf richtete, ob ihm außer von jenem einzelnen Herrn in der Ressource etwa auch noch von anderer Seite schroff und mißächtlich begegnet werde, gelangte er bald genug zu der Erkenntnis, daß dies in der That der Fall war.

Er merkte nun plötzlich, daß ihn fast die Hälfte aller ihm Begegnenden nicht mehr grüßte, daß manche absichtlich den Kopf wegwandten, wenn er sie um deswillen verwundert ansah, daß Leute, die sich früher an ihn gedrängt hatten, ihn mit einer gewissen Ängstlichkeit mieden, andere hinter ihm her tuschelten und wisperten.

Endlich fand sich einer, der dem alten Johann Gottfried Wendelin alles sagte, alles, und mit der brutalsten Offenheit: die ganze Stadt wisse, sagte er dem Alten, daß er damals das Geld aus der Sparkasse entnommen habe und durch die vorzeitige Revision daran gehindert worden sei, es wieder zurückzubringen, ehe man es habe entdecken können; die ganze Stadt teile sich in zwei Lager, die einen bemitleideten ihn, die anderen verurteilten ihn, und die weiter mit ihm verkehrten, seien noch lange nicht die besten, denn sie thäten es im Grunde doch meistens nur, weil sie irgend etwas von ihm wollten.

Das alles hörte Wendelin mit an, ohne den Sprecher mit einem Worte zu unterbrechen, starr, keiner Regung fähig. Er mochte wohl die Empfindung haben, als bräche da vor ihm plötzlich alles zusammen, stürzte über den Haufen, verwandelte sich in Schutt,

Asche und Trümmer, eine schöne, gute, blühende Welt in ein Chaos. Ein paarmal fuhr er sich über die Augen hin, als wolle er dies Bild der Zerstörung daraus fortscheuchen, verwischen. Aber es war unvertilgbar. Da stand er ganz ruhig auf, bot dem, der ihm das alles gesagt, die Hand und erwiderte: „Ich danke Ihnen. Und ich war wirklich recht — recht gedankenlos, mir das nicht längst selber alles klar zu machen. Aber bei Gott, ich habe es nicht geahnt.“

Der andere lächelte dazu, er mochte sich denken, was er davon zu halten habe. Dann blieb Wendelin allein. Und er blieb die ganze Nacht hindurch, die diesem Tage folgte, allein mit sich auf seinem Sessel sitzen, ohne sich zu rühren, in der lichtlosen Dunkelheit seines Gemaches, und sann schweigend vor sich hinaus, Stunde um Stunde.

Als der Morgen graute, stand er auf, strich sich über die Augen hin und sagte zu sich selber: „Geschieht dir ganz recht, du alter Narr! Seit vierzig Jahren opferst du dein Geld und deine Lebenskraft hin für die anderen und zum Lohne dafür machen sie dich zum Diebe. Das ist der Erfolg am Ende deines Daseins.“

Als er sich auskleiden wollte, um noch ein paar Stunden zu ruhen, bevor er in's Comptoir ging, überkam ihn nun doch ein Schwindel, der ihn umzuwerfen drohte. Aber er bezwang sich. Dazu war es noch nicht Zeit, er durfte noch nicht schwach werden. „Die ganze Stadt weiß, daß ich ein Dieb bin, die ganze Stadt muß erfahren daß sie sich irrt.“

Das war's, was ihn aufrecht erhielt, das allein. Scheinbar völlig unverändert, kam er zur gewohnten Stunde in's Comptoir, arbeitete, brachte seinen Tag zu, wie sonst.

Nur liefen an diesem Tage von ihm Briefe an alle Gesellschaften, alle Vereine, deren Vorstands- oder Ehrenmitglied er gewesen war, ein, alle mit dem gleichlautenden Inhalt, daß er sein Amt hiermit niederlege, beziehentlich auf seine Mitgliedschaft verzichte, da er an der Sache, um die es sich handle, kein Interesse mehr nehme.

Den städtischen Behörden, welche sich über sein Anerbieten, die im Bestand der Sparkasse fehlenden fünfundvierzigtausend Mark aus eigenen Mitteln zu ersetzen, noch immer nicht schlüssig gemacht hatten, da gewichtige Gründe für Annahme und Ablehnung einander gegenüberstanden, teilte er mit, daß er sein Anerbieten, das ein übereiltes gewesen, wieder zurücknehme.

Und gleichzeitig lief ein Schreiben Wendelin's an die Staatsanwaltschaft ein, in welchem mit dringenden Worten verlangt wurde, unverweilt die Untersuchung gegen ihn einzuleiten. Und es kam der Tag, da der Alte vor der Strafkammer des Landgerichts erschien, um in öffentlicher Verhandlung wegen Diebstahls sich zu verantworten. Es war ein Ereignis, von dem man seit Wochen in der ganzen Stadt nur allein noch redete. Der Andrang zum Terminszimmer war ungeheuerlich.

Als der alte Herr, der seine aufrechte Haltung

bewahrte und völlig ruhig erschien, auf der Anklagebank Platz nahm, ging eine starke Bewegung durch den Zuschauerraum, der von den Angehörigen der besten Stände überfüllt war. Seit Wochen hatte man den alten Herrn nirgends in der Öffentlichkeit gesehen, er war nur in seinem Comptoir noch zu finden gewesen, hatte jeden Besuch, von welcher Seite er ihm auch zugedacht sein mochte, beharrlich abgewiesen. Nun saß er da, ehrwürdig, freundlich, ganz der alte, leutselig-wohlwollende Herr, den man seit Jahrzehnten als eine typische Figur in der Stadt gekannt hatte.

Die Verhandlung begann. Durch die Vorlegung seiner von den Experten geprüften Handlungsbücher, die sich in musterhafter Ordnung befanden, durch seine Korrespondenzen, Rechnungs- und Vermögens-Belege wies der Angeklagte in ruhiger, klarer und sachlicher Darlegung nach, daß die sämtlichen von ihm in den letzten Jahren geleisteten Zahlungen und im besonderen die um die fragliche Zeit der von ihm allein vorgenommenen Sparkassen-Revision für das befreundete Handlungshaus entrichteten Schuldabtragungen ausschließlich seinem eigenen Kapitalvermögen entnommen worden waren. Er wußte über jeden einzelnen Ausgabeposten, der ordnungsmäßig gebucht war, genaue Auskunft zu geben, wie und womit er gedeckt worden, und erbrachte den Nachweis, daß selbst in Zeiten, wo er ungewöhnlich in Anspruch genommen worden und unvorhergesehene Einlösung früher eingegangener Verbindlichkeiten von ihm gefordert wurde, immer seine Aktiva weit die Passiva überstiegen hatten.

Es ergab sich, daß sein Vermögen noch um ein Beträchtliches größer gewesen, als man dies je angenommen hatte und daß er jederzeit wie ein guter Hausvater mit dem seinigen geschaltet hatte, selbst dann, wenn er anscheinend zu große Summen für andere hingegeben oder mit solchen für sie Bürgschaft geleistet hatte. Nirgends fand sich die geringste Lücke in seiner Buchführung vor. Zum Überfluß konnte noch der Nachweis erbracht werden, daß sämtliche Zahlungen in Geldsorten und Wertpapieren geleistet worden waren, die mit den aus der Sparkasse entnommenen nicht übereinstimmten und daß sich solche im Vermögensbestande Wendelin's überhaupt nicht befanden und nie befunden hatten.

Hiernach zerfiel der ganze Inhalt der Anklage in nichts. Der alte Herr hatte es verschmäht, einen Verteidiger sich zuzugesellen. Er selber führte seine Verteidigung. Und er führte sie mit einer Klarheit, Sicherheit und Schärfe, daß die Richter in atemloser Spannung ihm zuhörten. Es war der scharf und knapp gegliederte Beweis, daß diese Anklage grundlos war und Wort für Wort den vorgebrachten Dokumenten gegenüber zusammenbrach. Als Wendelin geendet hatte, klar, kühl und geschäftsmäßig, vom Anfang bis zum Ende, erscholl lautes Beifallsklatschen im Zuschauerraum. Es gab auch nicht einen dort, der sich von dieser Kundgebung ausgeschlossen hätte. Und es geschah das Merkwürdige, daß der Präsident diese Verletzung der Gerichtsordnung mit keinem Worte rügte.

Und dann erhob sich der Staatsanwalt und be-

antragte selber in merklich bewegten Worten die Freisprechung des Angeklagten; denn nur auf dessen eigenes Andringen habe er in die Einleitung des Strafverfahrens gewilligt; er hätte Herrn Wendelin nur Gelegenheit bieten wollen, „das verbrecherische Gerede einiger Übelwollender“ zu widerlegen.

Wendelin selbst blieb unbeweglich dabei. Der Gerichtshof zog sich zu ganz kurzer Beratung zurück, während welcher tiefe Stille im Saal herrschte, kehrte dann zurück und ließ durch den Vorsitzenden das Urteil verkünden, der Angeklagte sei freigesprochen. Wieder wurden diese Worte von einem minutenlangen Beifallsgeklatsch begleitet, und wieder blieb dies ungerügt.

Dann war die Sitzung zu Ende. Der Staatsanwalt erhob sich als der erste von seinem Platze, schritt zur Anklagebank und drückte dem alten Herrn beglückwünschend die Hand, nach ihm thaten die Richter das Gleiche. Und als Wendelin nun, immer mit dem gleichen, ruhigen, fast ehernen Ausdruck im Gesicht, aus der Anklagebank schritt und den Saal aufrechten Ganges, aber ohne im geringsten eine Aufregung zu verraten, verließ, streckten sich ihm über die Holzschranken des Zuschauerraums fort zahlreiche Hände entgegen und man drängte sich um ihn, während alle ihm zujubelten, als ob ihnen das größte Glück der Welt beschieden sei.

Er aber sah alle diese Hände nicht und hörte auf alle diese Stimmen nicht. Er gab keinem Antwort, erwiderte keinen Blick, stieg draußen in den seiner

harrenden, verschlossenen Wagen und fuhr nach Hause, um sich vor keinem sehen zu lassen und seinen Geschäften genau so nachzugehen, wie bisher.

Von allen Seiten versuchte man, sich ihm wieder zu nähern, ihm Beweise der Sympathie, der Verehrung, der Ehrerbietung zu geben, ihm zu bezeugen, daß man es bereue, je an ihm gezweifelt zu haben. Man bestürmte ihn mit Gesuchen um Annahme von Ehrenämtern jeder Art, man wollte ihm die Beweise von rückhaltslosem Vertrauen geradezu aufdrängen, keiner wollte mehr zugeben, daß er überhaupt den entehrenden und überdies „einfach lächerlichen" Verdacht der anderen geteilt habe. Kurz, man schämte sich. Jeder wollte die Schuld an dem ganzen häßlichen Geschehnis dem anderen zuwälzen. Wenige nur waren ehrlich genug, um offenherzig eine Verzeihung nachzusuchen für eine Schuld, zu der sie sich widerwillig bekennen mußten.

In größerem Ansehen hatte Johann Gottfried Wendelin noch niemals gestanden. Er aber wies alle diese tausendfachen Zeichen der Verehrung, der Reue, der Scham, der Liebe mit gleicher Beharrlichkeit zurück, er wollte keine Freundschaften, weder die Erneuerung alter, noch die Anknüpfung neuer, keine Sympathiebezeugung und keine Annäherung; er wollte gar nicht wissen, wie man über ihn dachte, er wollte nichts mehr von den Menschen, er war fertig geworden mit ihnen. Nie erschien er mehr in der Ressource, nie bei ehemaligen Freunden und Bekannten, nie ließ er überhaupt einen Menschen vor, es sei denn in geschäftlichen

Angelegenheiten, die in geschäftlicher Kürze von ihm erledigt wurden. Auf alle Einladungen, alle Aufforderungen zur Teilnahme an Vereinen oder Vergnügungen irgend einer Art gab er immer nur die stereotype Antwort: Nein! und abermals Nein!

So kam's, daß man über den sich in völlige Einsamkeit und Abgeschiedenheit Zurückziehenden allmälich die Achseln zuckte. „Der alte Wendelin ist empfindlich," hieß es, „er trägt es uns nach, daß wir — — Mein Gott, es hätte doch sein können. Man erlebt so Unglaubliches in der Welt. Der Schein war gegen ihn. Und nun könnte er's als vernünftiger Mensch gut sein lassen!" Da er's nicht that, gewöhnten sie sich allmälich daran, sich ohne ihn zu behelfen.

Da ereignete sich etwas ganz Unerwartetes. Bei seiner Ankunft auf amerikanischem Boden wurde durch die deutschen Konsularbeamten ein steckbrieflich verfolgter, berüchtigter Einbrecher verhaftet, und bei ihm fand man unter anderem auch einen Teil der Wertpapiere, deren Verlust die Sparkassenverwaltung meiner Vaterstadt beklagte und deren Nummern und Werte seinerzeit allen Behörden und Bankinstituten bekannt gemacht worden waren.

Diese Nachricht erregte begreiflicherweise nicht geringe Aufregung. Man stellte alsbald fest, daß jener dingfest gemachte Einbrecher zur Zeit, wo die Entwendung der Papiere stattgehabt haben mußte, sich zum Besuche bei einem der Kassenbeamten befunden hatte, der von früher her mit ihm befreundet war, ohne über seine verbrecherische Laufbahn an andern Orten

aufgeklärt zu sein. Er mußte diesem die Kassenschlüssel entwendet und so den Diebstahl unbemerkt ausgeführt haben. Alles andere ergab sich hiernach von selbst.

Wenn noch irgend ein Übelwollender daran gezweifelt hatte, daß der alte Wendelin sich von jedem Verdacht glänzend gereinigt habe, nun sah man unumwunden allgemein ein, wie bitteres Unrecht man an diesem Ehrenmanne begangen hatte. Es war jetzt aber zu spät, es wieder gut zu machen. Man erwähnte seiner am liebsten gar nicht mehr, man hatte immer ein unbehagliches Gefühl, wenn man an ihn dachte. Er sollte vergessen sein, um nicht zum Gegenstand steten Vorwurfs der Undankbarkeit und Verleumdungssucht zu werden. Die Zeitung redete gar nichts mehr von ihm.

Dann freilich mußte sie es doch wieder einmal thun. Sie mußte die Nachricht bringen, daß Johann Gottfried Wendelin aus dem Leben geschieden war und daß er selber Hand an sich gelegt hatte. Über die Gründe, die ihn zu solcher Verzweiflungsthat bewogen, schwieg sie. Dieselben waren aber in einem Schreiben enthalten, das der alte Wendelin zurückgelassen und welches die Aufschrift trug: „An meine Mitbürger." Dies Schreiben lautete:

„Durch ein langes Leben, in dem ich unter Hintansetzung jedes persönlichen Vorteils und alles eigenen Wohlseins einzig dem Besten meiner Vaterstadt gedient und für ihr Wachsen und Gedeihen, sowie für das Wohl ihrer ärmeren Bewohner gesorgt habe nach allen meinen Kräften, habe ich nichts erreicht, als daß man

mich in einer kritischen Stunde mit dem entehrendsten Verdacht belegte und mich zum Diebe stempeln wollte. Ich habe also umsonst gelebt. In einer Welt und unter Menschen weiter zu leben, wo das möglich, vielleicht sogar natürlich ist, widerstrebt mir. Nachdem der Beweis erbracht ist, — dessen es ja erst bedurfte, — daß kein leisester Makel auf mich fällt, ist meine letzte, einzige Aufgabe hier erfüllt. Nutzlos und thatenlos, ohne für andere zu sorgen und zu schaffen, kann ich nicht weiter existieren. Denen wohlzuthun, die mich ohne Bedenken zum Verbrecher machten, ward mir unmöglich. So gehe ich denn. Gott wird mir die Sünde verzeihen. Ich lebte umsonst.

Johann Gottfried Wendelin."

Sein gesamtes Vermögen hatte der Verstorbene den Tierschutzvereinen verschiedener Orte vermacht. Den Menschen hat er keinen Heller hinterlassen.

# Beichtgeheimniß.

Papa Fluhme lag im Sterben. Er starb eigentlich schon seit einem halben Jahre, und alle Welt wußte es. Früher sprach er zu jedermann von der Zeit, wo er wieder auf sein würde, und jeden Tag fühlte er sich eigentlich besser, während es in Wahrheit sehr langsam, aber ganz stetig und unabwendbar mit ihm zu Ende ging. Jetzt aber sah er doch das Ende herannahen. Die ganze Hellsichtigkeit der Sterbenden war über ihn gekommen, und die Furcht und das Grauen, die ihn plötzlich anfielen, steigerten nur noch die körperlichen Qualen, die der nahenden Auflösung vorangingen. Er, der noch auf dem langwierigen Krankenlager der immer zufriedene, joviale, behäbig-gutmütige Papa Fluhme gewesen war, als den ihn alle Welt kannte, erschien mit einem Schlage verwandelt, verzerrt. Und nun verlangte er gar nach einem Priester.

Frau Alma begriff das zuerst gar nicht. Ein Priester! Was sollte hier ein Priester? Sie hatte gar nicht mehr daran gedacht, daß Papa Fluhme ja Katholik war. Nie hatte er sich um seine Religion und um die Priester gekümmert, nicht einmal zur österlichen Beichte war er gegangen. Und nun plötzlich, wo es zum Sterben ging, wollte er einen Priester. Wozu? Was konnte ihm jetzt noch ein Priester helfen?

Aber man mußte dem Sterbenden willfahren, da gab es keine Weigerung. Frau Alma schickte das Mädchen aus, um einen Priester zu holen, — irgend einen, den, der zunächst wohnte, der am schnellsten zu erreichen war.

Als das Mädchen fort war und die Schelle an der Korridorthür gezogen wurde, öffnete Frau Alma selber. Es würde der Arzt sein oder irgend einer von den zahlreichen Bekannten, Kollegen und guten Freunden, die sich nach dem Kranken zu erkundigen pflegten, und es war ihr gerade recht, daß sie mit dem Sterbenden nicht allein in der Wohnung sein sollte, falls es wirklich schon jetzt zu Ende ging. Dann errötete sie, als sie die Thür aufgemacht hatte. Etwas wie ein Lächeln, ein halb verschämtes, halb freudiges Lächeln umglitt ihre Lippen, eins, das ihr etwas keckes, etwas seelenloses Gesicht merkwürdig weich und angenehm machte und von dem sonst üblichen, allen bekannten, übermütigen Lächeln dieser Frau völlig verschieden war. „Ah! Herr Willrath!“

Philipp Willrath stand, den Hut in der Hand, da. Auch er errötete und hatte die Augen am Boden, als er seinen Gruß vorbrachte. Seine Stimme klang leise, in seinem Wesen war etwas Diskretes, das zwischen Vertraulichkeit und Zurückhaltung eine wohlthuende Mitte innehielt. Frau Fluhme möge verzeihen, daß er schon wieder da sei, aber er sei eben unten dem Mädchen begegnet, als sein Weg ihn hier vorübergeführt habe, und da habe er zu seinem lebhaften Erstaunen hören müssen —

„O, bitte," sagte Frau Alma, „Sie kommen ja immer gelegen und in dieser Stunde mehr, als je. Treten Sie doch ein! Es ist so schrecklich, allein zu ein. Wenn ich denke, — und helfen kann ich ihm ja doch nichts, — gar nichts."

Sie hatte ihn in das rote Zimmer geleitet, das dem Sterbegemach nebenan lag und in dem man durch die geschlossene Thür zuweilen einen röchelnden oder gurgelnden Laut des Kranken vernahm. Sie hatten hier oft beide zusammengesessen: er immer, ohne den Hut aus den Händen zu legen, den er zwischen seinen Knieen hin und her schob, verlegen, voll mitleidigen Ernstes, scheu, stets auf dem Sprunge, wieder zu gehen; sie, ruhig lächelnd, ihn mit erwartungsvollen, ermutigenden Blicken messend, freundlich, überlegen und zuthulich. Gesprochen hatte sie niemals viel. Es wurden eigentlich nur gleichgültige Sachen berührt, lauter selbstverständliche Worte gewechselt, die ebenso gut hätten ungesagt bleiben können. Und doch war etwas Unausgesprochenes da, was sie beide an einander fesselte, und jedesmal, wenn Philipp Willrath Frau Alma wieder verließ, wußte er das deutlicher. Eben darum war er auch bei jedem Wiederkommen verlegener. Es drückte ihn, dies Etwas, es war ihm peinvoll, er schämte sich dessen. Aber Frau Alma hatte eine sonderbare Art, das alles wieder fortzulächeln, gerade als wüßte sie ganz genau, was in ihm vorging und woran er so schwer trug.

Übrigens ließ sich doch auch manches Mildernde zu dem anführen, was da in der Luft schwebte. Vor

allem: wer auf Frau Alma hätte einen Stein werfen wollen, mußte ein ausgemachter Pharisäer sein. Seit einem halben Jahre starb dieser Mann, jeden Tag, jede Stunde. Sie wußte, daß er nicht mehr zu retten war, daß er eigentlich schon so gut wie tot war. Und er war ein alter Mann. Sicherlich an die dreißig Jahre älter, als sie. Er hatte sie damals zur zweiten Frau genommen, diese Pflegetochter seines Chefs, weil er an eine geregelte Häuslichkeit nun einmal gewöhnt war, weil sie ihm gefiel und — weil er steigen wollte. Das war ein offenes Geheimnis: er war Disponent im Hause Arnswaldt geworden, er war an den Einkünften dieses Hauses beteiligt worden, von dem Augenblick an und weil er Alma Behrendt geheiratet hatte. Sonst — so tüchtig, pflichteifrig und treu er auch sein mochte, — dazu wäre er nie gelangt. Er war eben doch immer nur eine subalterne Natur gewesen. Diese Heirat zwischen den beiden völlig ungleichartigen Menschen war also zum guten Teil eine Spekulation von seiner Seite gewesen, denn er war zum mindesten ebenso schlau wie gutmütig, dafür war er bekannt. Mit seinem breiten Biedermannslächeln und seinem derben Handschlag überlistete er alle Welt. Bei seiner überraschenden Verheiratung mit Alma Behrendt hatten böse Mäuler sogar allerlei Ehrenrühriges gemunkelt, das natürlich nicht aufkommen durfte: er habe das Mädchen nur erhalten, weil da ein früheres Verhältnis zugedeckt werden sollte und sich so leicht kein anderer gefunden hätte.

Aber seit er plötzlich erkrankt war, zwei oder drei

Jahre nach seiner Heirat, und gleich so schwer, daß man wußte, er werde nie mehr aufkommen, — was das für ein Ein- und Auslaufen in seiner Wohnung war von all' den teilnehmenden, trostlosen, schwer getroffenen Freunden und Kollegen! Wie sie da alle es gar nicht fassen konnten, daß er, den sie ihren „Papa Fluhme" genannt, ihnen entrissen werden sollte, er, ohne den es nun doch einmal gar nicht ging, nicht im Leben und nicht im Geschäft! Und wie sie um die junge Frau herumschwänzelten mit ihrem Beileid und ihren Freundschaftsversicherungen, jeder von ihnen bereit, die Erbschaft des so Unentbehrlichen anzutreten, im Geschäft, wie bei der jungen Frau, was beides ja wohl auf's engste zusammengehören würde. Es war eine richtige Komödie. An die Verleumdungen von ehemals dachte kein Einziger mehr. Oder selbst wenn er daran dachte —

Philipp Willrath ging das übrigens nicht an. Der hatte niemals an diese Dinge geglaubt, an ihm waren sie ganz spurlos vorübergegangen. Er war freilich in das Arnswaldt'sche Geschäftshaus, dies größte und renommierteste der ganzen Stadt, erst eingetreten, als Alma Behrendt schon Frau Fluhme gewesen war. Und er hatte sich um andere Dinge zu kümmern, als um Klatsch und Gerede, — wahrhaftig. Es hatte ihn keinen kleinen Entschluß gekostet, sich an's Comptoirpult zu schmieden, nachdem er so ganz andere Pläne und Wünsche gehegt.

Aus der eben begonnenen, juristischen Laufbahn herausgerissen, die er nach dem jähen Tode seines

Vaters nicht weiter verfolgen konnte, hatte er die Sorge für eine ewig kränkelnde Mutter und zwei heranwachsende Schwestern auf seine jugendlichen Schultern nehmen müssen. Da war kein langes Besinnen am Platze gewesen. Die Stellung, die sich im Arnswaldt'schen Hause für den Sohn eines der achtbarsten, aber nie zu Glücksgütern gelangten Kaufmanns der Stadt geboten, hatte rasch und dankbar mit beiden Händen ergriffen werden müssen. Sie brachte viel Arbeit, viel Selbstentsagung mit sich, ohne die Sorge ganz von der Schwelle der Willrath'schen Wohnung zu bannen. Der jugendliche Hoffnungsmut, die seelische Spannkraft, die himmelstürmende Zuversicht — alles das ging mehr und mehr verloren in der dumpfen Luft des Comptoirs, in dem Ringen um die Existenz, in der kleinbürgerlichen, verbitterten Atmosphäre zu Hause.

Zu den Fluhme's war Philipp Willrath nicht gekommen, um der hübschen Frau Alma den Hof zu machen oder sich bei ihrem Manne einzuschmeicheln, wie die anderen; er hatte einfach eine Pflicht damit erfüllt, die seine Stellung mit sich brachte. Dann aber war das Seltsame eingetreten, daß Frau Alma ihn unter allen bevorzugte. Es geschah nicht auffällig; es lag nichts von Gefallsucht oder sträflichem Entgegenkommen darin; aber er fühlte es, und allmälich entging es überhaupt niemandem. Eine Weile gab es dieserhalb Sticheleien, zu denen Philipp Willrath die Achseln zuckte, dann schien man sich an die Thatsache gewöhnt zu haben, wie an tausend andere, die man

nicht ändern konnte. Und als Alma's Gatte unheilbar darniederlag, redete man im Hause Arnswaldt ohne viele Umschweife davon, daß der junge Herr Willrath am Ende gar alle seine Konkurrenten ausstechen und der Glückspilz sein werde, sich zu Fluhme's Nachfolger im Geschäft und bei der hübschen Frau Alma aufzuschwingen.

Und Willrath selber konnte sich, wie die Tage und Wochen gingen, dieses Gedankens nicht mehr erwehren. Er hatte von seinem ersten Besuche an eine stille Neigung für diese hübsche, junge Frau mit dem übermütigen Kindeslachen empfunden, die an der Seite des alten Mannes sich ihre ganze Frische und Lebenslust bewahrte, so viel, daß sie noch anderen, daß sie noch ihm davon abgeben konnte. Es war nichts Sündhaftes dabei gewesen, er verriet ihr nie etwas davon, nicht mit Worten und nicht mit Blicken, er huldigte ihr nicht einmal in der üblichen Weise aller Welt, eher hätte sie ihn für einen unhöflichen Tölpel, als für einen stillen Anbeter halten können.

Erst seit ihr Mann im Sterben lag, war das anders geworden. Nicht äußerlich, — da blieb alles ganz beim alten, — aber in Willrath selber war eine Wandlung vorgegangen. Er hatte daran zu denken begonnen, daß Frau Alma Witwe werden würde, — eine junge, hübsche, lebensfreudige Witwe. Das hatte ihn aufgeregt, ihn unruhig gemacht. Er sagte sich, daß es häßlich sei, jetzt schon daran zu denken, daß man es nicht dürfe, daß man überhaupt nie auf etwas hoffen oder rechnen dürfe, was nach eines Menschen Tode

eintreten könne, am wenigsten auf etwas Freudiges oder Beglückendes. Aber los konnte er nicht mehr davon, es hielt ihn gepackt, wie mit eisernen Zähnen. Und doch schämte er sich dessen; jedesmal, wenn er zu Frau Alma kam, schämte er sich nur mehr. Er wagte schließlich gar nicht mehr, sie anzusehen, aus Furcht, sie könne ihm seine sündhaften, abscheulichen Gedanken von den Augen ablesen. Er wurde hierdurch immer linkischer, immer zurückhaltender. Und bei alledem — obgleich nie ein Wort über ihre Lippen kam, das nicht jedermann hätte hören können, das nicht völlig unverfänglich gewesen wäre, — hatte Philipp Willrath bei jedem neuen Besuche mehr die Überzeugung eines geheimen Einverständnisses zwischen ihnen beiden. Er konnte sich nicht erklären, wie das zugegangen war, aber es war auch unmöglich, sich darüber zu täuschen. In dem bloßen, ungewollten Zittern ihrer Stimme, wenn sie ihm „guten Tag“ oder „adieu“ sagte, hörte er etwas heraus, das ihm wie eine Zusage, eine Bestätigung, ein sicherndes Geständnis klang. Manchmal war's ihm jetzt, als ob ihre Augen zu ihm sagten: „Du bist doch ein rechter Narr, Philipp Willrath!“

Er aber hielt sich nicht für einen Narren, sondern für einen schlechten Menschen. Er hatte nun einmal solche selbstquälerischen Anlagen, und seit ihm mit der jähen, ernsten Wendung, die sein Leben genommen, der freudige Mut zerstört worden war, kamen ihm in der engen, drückenden Sphäre seines Daheims oft wie Nebel die trübenden Bedenken. Wenn er Frau Alma's Gatte wurde, konnte er leicht der Nachfolger ihres

Mannes im Geschäft werden, — trotz seiner Jugend, trotz seiner Unerfahrenheit. Er war dann eben der Schwiegersohn des Chefs, — so gut wie sein Schwiegersohn. Was das bedeutete, wußte er, wie alle Welt. Und in solcher Stellung war er mit einem Schlage allen Sorgen, all' diesem qualvollen, aufreibenden Ringen um die Existenz enthoben. Die treibende Unrast und Unbefriedigung in der eigenen Brust, zu Hause die kummervollen Gesichter der drei Frauen, die Verbitterung dort, die unerfüllbaren Ansprüche, diese ganze Misère hörte dann auf, war wie fortgelöscht. Und gerade das lag alles, wie ein Alb, auf ihm. Dahinter war Sonne, Licht, Freiheit —

Sie plauderten beide zusammen in dem roten Zimmer neben dem Sterbegemach, die hübsche Frau Alma und Philipp Willrath, mit gedämpfter Stimme, obgleich sie sich wahrlich keine Geheimnisse anvertrauten Die Nähe dieses Sterbenden, dessen Röcheln und Stöhnen man manchmal zwischen den gemurmelten Beruhigungsworten der Krankenwärterin vernahm, welche bei ihm weilte, übte einen lähmenden Bann aus. Frau Alma fragte nach den Dingen im Geschäft. Sie interessierte sich für alles, was dort vorging, und hatte Verständnis für alles.

Sie überhörte dabei beinahe die Rückkehr des Mädchens, dessen eiligen Schritten draußen auf dem Korridor langsame, schlurfende Greisentritte folgten. Das Mädchen mußte erst den Kopf zur Thür hereinstecken. „Madame, der Hochwürdige!"

„Einen Augenblick," sagte Frau Alma, und als

Philipp sofort aufstand und Miene machte, zu gehen, fügte sie rasch hinzu: „Aber nein, ich bitte Sie. Ich bin gleich wieder da. Dieser Herr hat mit mir ja nichts zu schaffen. Ich bin ja nicht einmal katholisch.“

Damit ging sie, ein Lächeln auf den Lippen. Dann hörte Willrath draußen ihre Stimme und ihr antwortete eine andere, eine merkwürdig unsichere, sehr laute, gleichsam tastende Stimme, die einem harthörigen Greise angehören mußte. „Gewiß, meine Tochter, dazu bin ich ja gekommen. Führen Sie mich zu ihm.“

Dann entstand ein Geräusch nebenan im Krankenzimmer; Stühle wurden gerückt, der greise Priester murmelte ein Gebet, wie es schien, und der Sterbende mühte sich, einzufallen. Ein monotones Gesurr scholl herüber. Dann wurde es still. „Lassen Sie mich allein mit ihm!“ hörte Philipp den Priester sagen. Eine Thür ging. Und wieder war alles still. Frau Alma trat über die Schwelle des roten Zimmers, wo Philipp, den Hut in der Hand, gegen das Fenster gelehnt stand, von einem leichten Unbehagen, einem prickelnden Nervenschauer überronnen. „Ich komme sofort,“ sagte sie und lächelte ihm zu, wie einem Kinde, das nicht Geduld haben will. Ein Blick, in dem etwas wie Bitte und Verheißung zugleich lag. Dann hatte sich die Thür hinter Frau Alma wieder geschlossen.

Willrath machte noch eine hastige Bewegung, als ob er sie zurückrufen wollte, dann sank er in den Sessel zurück, den er vorher bei ihrem Geplauder inne gehabt hatte. Weshalb ließ sie ihn hier? Er hatte ihr sagen wollen, daß sie ihn zum wenigsten anderswo

möge warten lassen, daß ihn die Nähe dieses Sterbenden, den er beerben wollte, bedrückte, ihm unerträglich dünkte. Und nun gar —

Was war das? Die Stimme des Priesters nebenan, — und nun die des Sterbenden, die von Röcheln und Ächzen unterbrochen wurde — Sollte er hier auch noch zum unfreiwilligen Zeugen der Beichte dieses Sterbenden werden? Unmöglich! Eher — Er war aufgesprungen und wollte die Thür des Zimmers öffnen, die auf den Korridor hinausging. Es war etwas wie Angst, was ihn packte. Und dann blieb er doch wieder stehen.

„Sie müssen lauter sprechen, mein Sohn, viel lauter, damit ich alles genau höre!“ sagte drinnen der Priester.

Und nun kam es stöhnend von des Sterbenden Lippen: „Ich habe mich schwerer Sünde anzuklagen, Hochwürden, — sträflichen Eigennutzes, der mich dazu verführt hat, die Geliebte eines anderen, eine Verworfene, zum Weibe zu nehmen, nur damit ich aufstieg. Und damit noch nicht genug. Ich habe auch in sündhafter Nachgiebigkeit um all' der äußeren Vorteile willen geduldet, daß nachher jenes verbrecherische Verhältnis weiter“ —

Ein röchelndes Ächzen machte dem Sprechen ein Ende. Fast im gleichen Augenblick ging die Thür des roten Zimmers auf, und Frau Alma stand vor Willrath. Sie prallten beinahe beide auf einander. Sie lächelte, wie vorher, aber dies Lächeln schwand plötzlich, als ihr Blick auf ihn fiel, seinen Augen be-

gegnete. Wie entgeistert standen diese Augen in einem totenbleichen Gesicht. Die ganze Gestalt schien ein Beben zu durchrinnen vom Scheitel bis zu den Fußspitzen hinab. Sie wankte, wie wenn ein Sturmwind an ihr schüttelte.

„Heiliger Gott, was ist Ihnen?"

„Nichts. Lassen Sie mich gehen." Auch seine Stimme war plötzlich eine ganz andere.

Sie sah ihn an. Er stand hochaufgereckt, ein Fremder vor ihr. Noch immer begriff sie nicht, noch immer sprach er nichts. Da klang von nebenan her die unsichere Stimme des greisen Priesters zu ihnen herüber: „Welcher schweren Sünde haben Sie sich noch zu zeihen, mein Sohn? Erleichtern Sie Ihr schwer bedrücktes Herz!"

Nun plötzlich begriff Frau Alma alles, ahnte sie alles. Aber noch war es vielleicht nicht zu spät. Sie faßte den Mann vor ihr bei der Hand. „Kommen Sie, es ist unrecht, die Beichtgeheimnisse dieses Sterbenden zu belauschen. Er ist ohnedies nicht mehr ganz klar. Er wird sich nach Art solcher armseligen Schächer aus starker Sehnsucht nach der befreienden Absolution aller möglichen Sünden anklagen, die er nie beging — Das ist so erbärmlich, und man darf doch nicht darüber zürnen, weil es so menschlich ist, und weil man an solche Sterbenden gar nicht mehr den normalen Maßstab legen darf. Sie haben alle Angst. Ich meinesteils finde überhaupt diese ganze katholische Einrichtung schrecklich. Was denken Sie darüber? Ich finde, sie verführt die Menschen, Dinge zu schwatzen, — aber kommen Sie doch! Kommen Sie doch endlich!"

Sie hatte zuletzt in fieberhafter Hast gesprochen, weil er so unbeweglich blieb, und weil sich nebenan jetzt unter einem angstvollen Röcheln die Stimme des Sterbenden durchzuringen begann, dieses Sterbenden, der ihr mit seiner zwecklosen, kindischen, überflüssigen Beichte ihre Zukunft vernichtete, sie von der Stelle wieder verjagen wollte, die sie sich so mühsam erkämpft und an der sie zum erstenmale in ihrem Leben wirklich Liebe geben und Liebe empfangen konnte. Sie riß Willrath förmlich am Arm mit sich fort. Ihre Zähne knirschten leicht auf einander, — vor Angst, vor Wut, vor Leidenschaft. Wie ein Wirbelwind tobte es durch ihre Seele.

Er aber hatte in diesen Minuten einen kurzen, furchtbaren Kampf in sich zu Ende gerungen. Er sah alles ganz klar vor sich, er wußte alles ganz deutlich, wie es gewesen und wie es geworden war. Wie durch einen jähen Blitzschlag war das Dunkel um ihn her erhellt worden. Taghell war es geworden, und ihm schauderte vor dieser Helle. Nun aber, mochte er die Augen noch so fest schließen, — was er gesehen, schwand nicht mehr, ließ sich nicht mehr vergessen: diese Frau war wirklich die Geliebte des Mannes gewesen, der sie für seine Pflegetochter ausgegeben und der sie, als er ihrer überdrüssig geworden, an einen seiner Untergebenen verheiratet hatte, — um den Preis einer vorteilhaften Stellung, — an einen braven, älteren, erprobten Mann, dem gegenüber niemand ein Arg hatte. Und nun, da sie Witwe werden sollte, sorgte sie im Voraus für eine neue Position. Und als Mitgift brachte

sie auch dem neuen Erwählten die vorteilhafte Stellung mit, durch die der erste geködert worden war. Das war alles ganz einfach. Nur daß dieser neue Erwählte ahnungslos gewesen war und ahnungslos erhalten werden sollte. Und daß er sie liebte, vielleicht auch sie ihn —

Und noch etwas anderes zog vor Philipp's innerem Auge in diesen Minuten vorüber, während sein Herz sich, wie bei einer tötlichen Verwundung, aufbäumte und zusammenkrampfte: das Elend daheim, wo eine kranke Mutter die Mittel zu einer Badereise nicht aufbringen konnte, von der sie sich Besserung, wenn nicht gar Heilung versprach; wo zwei Schwestern, junge, aufblühende Geschöpfe, die sich von allem Sonnenschein und aller Freude des Lebens ausgeschlossen sahen, in Dunkelheit verkümmerten, immer nur darauf bedacht, wie sie am ehesten etwas würden erwerben können, nie darauf, sich des Tages zu freuen. Und diese drei hofften auf ihn, bauten auf ihn, wie auf ihren Retter. Jeden Tag fragten ihn ihre Augen, ob er ihnen Erlösung bringe, jeden Tag senkte er die seinen davor. Nun hätte er sie bringen können, diese Erlösung für alle. Mußte er es nicht? Konnte er es nicht? Auch nicht, wenn er diese Verworfene ja doch liebte? Liebe sühnt so vieles, vermag so vieles. Und wenn nicht sie ihn auch liebte, weshalb wäre ihr Auge gerade auf ihn gefallen, auf den unbedeutendsten, aussichtslosesten unter allen ihren neuen Bewerbern? Liebe ist allmächtig —

„Weshalb sprechen Sie gar nichts, Herr Willrath?"

Wie angstvoll, wie schmeichelnd ihre Stimme klang! Ja, sie liebte ihn. Und sie fürchtete in diesem Augenblick, ihn zu verlieren. Sie griff zu den letzten, äußersten Mitteln, um ihn zu halten, — auch zur Lüge.

Sie standen auf dem Korridor. Philipp wollte das Zimmer nicht mehr betreten, dessen Thür sie ihm geöffnet hatte. „Ich will gehen," sagte er noch einmal. Seine Stimme klang jetzt streng und kalt, er war plötzlich ganz ruhig geworden.

Da schrie sie auf, — schmerzvoll, rücksichtslos, in furchtbarer Ahnung: „Sie wollen — für immer — Sie wollen nicht wiederkommen?"

„Nie mehr." Er machte einen Schritt gegen die Korridorthür zu, er sah sie gar nicht an.

„Philipp!" Es war wie ein Aufschrei, der aus den Tiefen ihres Seins brach und in den Tiefen seiner Seele widerhallte. So viel echte Angst, so viel echter Schmerz, so viel echte Liebe klangen daraus. Es war ihm, als ob er ihr um dieses einen Aufschreies willen alles verzeihen könnte, verzeihen müßte. Verzeihen, — aber nichts darüber hinaus! Er wandte sich noch einmal; ruhig, freundlich, fast weich blickte er sie an. „Leben Sie wohl!"

In ihren Augen funkelte ein irres Licht auf.

„Philipp, wissen Sie auch, was Sie da thun wollen?"

„Ich weiß es."

„Was wollen Sie denn? Sich und mich und andere noch dazu wollen Sie um das Glück betrügen, — Philipp!"

„Ich will mich selber achten können, Frau Alma,“ erwiderte er, neigte sich leicht und ging.

Wie eine Sterbende brach sie hinter ihm zusammen. Erst das Knarren einer Thür ließ sie auffahren. Es war die des Sterbezimmers. Der Priester stand auf der Schwelle desselben.

„Kommen Sie rasch, meine Tochter!“ sagte er, „Ihr Gatte will eben seine Seele unserem allbarmherzigen Vater überantworten. Sei er ihr gnädig!“

# Wandlungen.

Ich war lange nicht mehr in der Residenz gewesen oder hatte, wenn ich gekommen war, sie doch zu einer Jahreszeit aufgesucht, wo von einer Geselligkeit im eigentlichen Sinne keine Rede mehr war und man einen Einblick in die Verhältnisse der zerstreuten Elemente unserer künstlerischen Gemeinde nicht gewinnen konnte. So blieben dem auf jahrelangen Reisen Abwesenden denn mancherlei allmälich sich gestaltende Veränderungen unbekannt, die ihm nun, da er zum erstenmale wieder Fühlung mit jenen Kreisen gewann und sich für einige Zeit in ihnen heimisch zu machen suchte, als Thatsachen entgegentraten und in unserer raschlebigen Generation bei niemandem mehr Erstaunen und Interesse erregten, weil sie längst als solche anerkannt und von anderen wichtigeren überdrängt waren. Mir aber mußte gar Manches auffallen, was die Einheimischen als etwas Natürliches, Selbstverständliches hinnahmen und anders gar nicht mehr kannten. Es ging mir etwa so wie dem Fremden, dem die besonderen und charakteristischen Eigentümlichkeiten eines Volksschlages eher und schärfer zum Bewußtsein kommen, als den Stammesangehörigen selber, die durch die Gewöhnung den Blick dafür und das Urteil darüber verloren haben.

Kaum etwas anderes aber befremdete mich unter den mancherlei Wandlungen, die sich da meinem Auge boten, mehr, als die Stellung, welche Theodor Wirth jetzt unter den Mitgliedern und in den Kreisen der Künstlergenossenschaft einnahm. Mit ihm hatte es von jeher seine eigene Bewandtnis. Er war nicht selber Künstler, hatte es auch niemals werden wollen, obgleich er ein reges, künstlerisches Verständnis wohl von jeher besessen und durch den dauernden Verkehr mit Künstlern noch mehr ausgebildet hatte. Als der Sohn reicher Eltern hatte er sich nicht in die Notwendigkeit versetzt gesehen, seine Begabung nach irgend einer Seite hin nutzbringend zu verwerten, hatte Jura studiert, weil es als vornehmstes Studium galt, und um doch überhaupt irgend etwas zu studieren, es denn auch mit spielender Leichtigkeit bis zum Examen gebracht und war Referendar geworden, ohne daneben allerlei andere Beschäftigungen zu vernachlässigen, die ihm, wie das Reiten auf eigenem Pferde, von seiner ländlichen Jugenderziehung her lieb waren oder seine nach einer gewissen Universalität strebende Bildung auch zu vervollkommnen geeignet schienen. Das Geld spielte dabei keine Rolle. Zudem war Wirth, was die Frauen einen „schönen Mann" nennen. Er war schlank und elegant, in seinen Manieren vornehm, in seinem Wesen von einer gewissen selbstbewußten Zurückhaltung, sein Gesicht edel geformt, ruhig, seine Augen glänzend, die von braunem Vollbart umkrausten Züge drückten Klugheit und Willenskraft aus. Dazu verlieh ihm eine etwas krankhafte Blässe, die mit der Kastanienfarbe von Haaren, Augen und Bart kon-

trastierte, etwas Interessantes. Man munkelte viel von galanten Abenteuern, die ihm in den Weg kamen, und er selber pflegte mit einem gewissen Nachdruck darauf hinzuweisen, daß dies völlig ohne sein Zuthun geschah. Ohne je mit seinen Eroberungen oder Talenten zu renommieren, wußte er gerade durch das diskret Andeutende und nur mit einem Lächeln Zugestehende in seinen Antworten einen Nimbus des Ungewöhnlichen und Bedeutsamen um sich zu verbreiten.

Da traf den jugendlichen Referendar, der es mit seinen Amtspflichten nicht allzu genau nahm, auch nie die Absicht gehegt hatte, wirklich in den Staatsdienst einzutreten, der unerwartete Schlag, daß sein Vater sein gesamtes Vermögen in einer einzigen unglücklichen Spekulation verlor und sich selber danach das Leben nahm. Ob die finanziellen Verhältnisse der Familie von jeher gar nicht so glänzend gewesen, wie der Anschein erweckt worden war, ob Mißwirtschaft und Verschwendungssucht sie zerrüttet hatten, schon bevor der Hauptschlag eintrat, — das eine wie das andere wurde behauptet, — ließ sich nicht klarstellen. Jedenfalls blieb Theodor Wirth in einer Lage zurück, die ihm eine Fortsetzung seines bisherigen Lebens in keiner Weise ermöglichte, und seine zahlreichen Freunde und Bekannten waren neugierig, in welcher Art er sich sein Dasein gestalten werde. Ihn mit Rat und That dabei zu unterstützen, waren alle freudig bereit. Am häufigsten nahm man an, er werde einfach eine reiche Heirat machen. An Gelegenheit dazu fehlte es ihm ja nicht. Aber eine derartige Zumutung, die ihm in einer ver-

traulichen Stunde von befreundeter Seite nahegelegt wurde, wies er mit einer Entrüstung zurück, die an ihm neu war. Seit dem Tode seines Vaters nahm er überhaupt ein gewisses tragisches Pathos in seinen Worten an und gefiel sich in der Pose eines vom Unglück Verfolgten, vom Schicksal Gezeichneten. Seine Mienen waren immer düster und geheimnisvoll. Er übte auf die Frauen dadurch nur noch größere Wirkung.

Und dann war er eines Tages verschwunden. Warum und wohin, wußte niemand. Er hatte einen einjährigen Urlaub genommen, sich schriftlich von allen Bekannten mit kurzen Worten verabschiedet, — er wolle auf Reisen gehen, um sich zu zerstreuen, — und ließ weiter nichts von sich hören. Diese Entschließung erregte nicht geringe Verwunderung in den Kreisen seiner Bekannten. Theodor Wirth war nie ein Freund des Reisens gewesen und mit der Hauptstadt, wie mit allem, was die Hauptstadt bot, so innig verwachsen, daß er überhaupt völlig untrennbar von ihr erschien, und eine andere Welt, als diese, nie für ihn existiert hatte. Überdies begriff man nicht, wie er die noch völlig ungelöste Frage nach seiner Zukunft so ohne weiteres leichtsinnig vertagen konnte und woher er die Mittel und den Mut zu solch' einer „zerstreuenden“ Reise genommen. Schließlich aber kümmerte das alles ja niemanden, als ihn selbst, und man hätte sogar eine so interessante Persönlichkeit, wie Theodor Wirth, in dem hastigen, neuzeitlichen Leben der Großstadt wohl bald genug vergessen, wenn er selber nicht noch rechtzeitig sich in die Erinnerung zurückgerufen hätte.

Eines schönen Tages war Theodor Wirth nämlich wieder da, — das Urlaubsjahr oder auch etwas mehr mochte inzwischen abgelaufen sein, — und zwar kam er nicht allein, sondern mit seiner Frau, die er in Rom geheiratet hatte, um dann unverzüglich mit ihr zu dauerndem Verweilen in die deutsche Reichshauptstadt überzusiedeln. Etwa ein Jahr oder so nach diesem Ereignis lernte ich das junge Paar kennen, da ich damals zuerst in Berlin wohnte und in den litterarischen und künstlerischen Kreisen Zutritt gefunden hatte. Damals erfuhr ich auch, was ich über das Vorleben Theodor Wirth's weiß. Er selber stand seit seiner Verheiratung nicht mehr auf jener Höhe, die er in seinen flotten Tagen als Junggeselle eingenommen hatte, und was man gegen ihn vorbrachte, wog in meinen Augen schwer genug, um das — wenn nicht allgemeine, so doch vorherrschende — Urteil über ihn zu rechtfertigen. Ich mußte es nicht nur teilen, sondern mich der etwas anachronistischen, derben Ehrlichkeit meines Empfindens nach sogar wundern, daß Theodor Wirth trotzdem in der Gesellschaft immer noch eine gewisse Rolle zu spielen wußte, obgleich man die Achseln wegwerfend über ihn zuckte und selbst verächtliche und entrüstete Urteile über ihn im stillen überall zu hören waren, mir im besonderen fortwährend ausgesprochen wurden, als ich, anfänglich von seiner gewinnenden Persönlichkeit eingenommen, offen für ihn einzutreten wagte.

Die Thatsachen waren diese: Theodor Wirth hatte eine junge Bildhauerin geheiratet. Sie war in Florenz von deutschen Eltern geboren, das eigenartigste

und reizvollste Geschöpf, das man sich denken konnte. Bei der Mittellosigkeit der Eltern frühzeitig auf sich selber gestellt, hatte sie sich durch ihre Kunst rasch einen Namen gemacht und ihren Lebensunterhalt in harten Kämpfen zu einer Zeit selbst erworben, wo andere Mädchen noch kaum die Schwelle des Elternhauses überschreiten. Sie war genial beanlagt, wenn auch der Mangel an Schule und an der Möglichkeit, ihre Fähigkeiten voll zu entwickeln, angesichts der Notwendigkeit, sich selber erhalten zu müssen, vielleicht die ganze Entfaltung ihrer reichen Begabung noch hintangehalten hatte. Dazu kam ein fieberhafter Ehrgeiz, der sie zu einer gewissen Rastlosigkeit verdammte. Und doch war sie bei alledem ein kindlich-unschuldiges Wesen von einer seltenen Anmut und rührend-weiblichem Liebreiz. Obgleich sie deutschen Ursprungs war, hatte sie doch etwas entschieden südländisches in ihrem Wesen und Gebaren, eine sprühende Lebendigkeit, die mit plötzlicher, unvermittelter Schwermut abwechselte, eine phantastisch-glühende Begeisterungsfähigkeit, einen jähen, raschen, stürmischen Stimmungswechsel, eine Neigung zu Superlativen, eine völlige Hingabe an ein einziges mit Leib und Seele. Wenn sie einen mit ihren großen, grauen, glanzvollen Augen anblickte, sah man immer eine ganze Welt von Empfindungen darin gespiegelt. Nimmt man dazu ein wenig angeborene, graziöse Koketterie, einen schlanken, schmiegsamen Leib, ein paar merkwürdig kleine Hände und einen von dunkelblondem Haar etwas wirr umzottelten Kopf, in dem sich Klugheit und Güte, Lebenslust und Schwärmerei,

Trotz und Hingebung, alles zugleich und alles im Widerspruch miteinander ausgeprägt fand, so wird man sich von Frau Teresina Wirth, geborenen Eggers, eine ungefähre Vorstellung machen können. Sie getreulich zu schildern, wäre ebenso unmöglich, wie wenn man es unternähme, einen Wirbelwind oder eine Welle dem zu beschreiben, der nie ähnliches gesehen.

Wie dies eigenartig-seltsame Wesen dazu gekommen war, Theodor Wirth zu heiraten? Das wäre eine Frage an ihren Verstand gewesen, die sie wohl schwerlich befriedigend hätte lösen können; sie aber hatte sie eben mit dem Gefühl beantwortet und mochte sich in der That eingebildet haben, sie liebe den, der um sie warb. Daß sie um ihre Liebe dann alles zu thun bereit war, verstand sich bei ihrem Naturell ganz von selbst. Und sie, die bewunderte Künstlerin, die genial beanlagte, leidenschaftliche Frau beugte sich vor diesem kühlen, ruhigen, überlegen auf sie herabschauenden Manne, der nichts that und nichts verstand, sie meisterte und sich ihre Liebkosungen, ihre Opfer als etwas Selbstverständliches gnädig gefallen ließ, wie wenn es gar nicht anders sein könnte. Er hatte es verstanden, ihr zu imponieren. Vielleicht gerade dadurch, daß er sich in nichts versuchte und damit den Glauben in ihr wachhielt, er könne es in allem bis zur Meisterschaft bringen, wenn er nur wolle, halte es aber der Mühe nicht für wert. Nur inferiore Naturen könnten in der Bethätigung eines Einzeltriebes Genüge finden, während er es vorzöge, ehrgeizlos, über alle gewöhnlichen Neigungen einer ruhmsüchtigen oder gelddurstigen

Menschheit erhaben, sich sein ganzes Leben zu einem Kunstwerk zu gestalten. Und er ließ sich um solcher edel-großen Auffassung des Daseinszweckes willen von ihr, der nach Ehren und Anerkennung dürstenden, sich in heißem Drange nach der Erreichung des Höchsten schier verzehrenden, jungen Künstlerseele bewundern, beneiden. Er hatte ja daneben ein so gutmütig-mildes Lächeln für ihren niedrigeren Standpunkt, mühte sich so redlich, sie von allem Kleinen aufwärts bis zu seiner Höhe emporzuheben.

Ob er sie auch liebte? Vielleicht; in seiner Art wenigstens. Vor allem aber ließ er sich lieben. Und er verstand es, dies Sichliebenlassen in ihren Augen immer noch als eine Gunst hinzustellen, die er ihr gewährte, die sie zu immer erneutem Dank gegen ihn verpflichtete. Und sie betete diesen schönen Mann an. Sie war sein Geschöpf, sie erkannte in allen Beziehungen des Lebens und der Kunst ihn über sich, sein Urteil als maßgebend an, bewunderte täglich seine Kenntnisse, seine Verstandesschärfe, seine Weltklugheit desto mehr, je mehr er sie stets in ein gewisses Dämmer einzuhüllen wußte, das weit mehr vermuten ließ, als in Wahrheit vorhanden war. So unfaßbar es dem Fernerstehenden also erschien, daß ein solches Weib, wie Frau Teresina, — die überdies andere, ungleich bedeutendere Männer hätte zu ihren Füßen sehen können, welche sie in der Stille vergötterten und ihr offen huldigten, — sich von solchem Manne beherrschen ließ, an den sie keineswegs nur sinnliche Bande fesselten, mit so natürlichen Dingen ging es im Grunde

doch zu. Theodor Wirth war sehr klug, aalglatt und gewandt, er betrieb seine Sache mit ruhiger Konsequenz, er wußte einen Nimbus um sich zu verbreiten, der selbst Schärferblickende über ihn täuschte.

Und doch war das allgemeine Urteil über ihn damals ein ungünstiges. Nicht über seine geistigen Fähigkeiten und den Grad seiner universellen Bildung, die er dauernd zu erweitern bemüht schien, aber über seine Charaktereigenschaften. Man hielt von ihm, als Menschen, nicht viel. Man sprach geringschätzig, sogar verächtlich von ihm. Wenn man trotzdem mit ihm verkehrte, er in allen Häusern Zutritt hatte, bei jeder geselligen Vereinigung erschien, so geschah es wohl weniger um seiner intellektuellen Begabung halber, die man zu schätzen wußte, als um seiner Frau willen. Er selber wußte jedoch davon nichts, schien wenigstens nichts davon zu wissen. Weit entfernt davon, als der „Mann seiner Frau“ sich ansehen zu lassen, trat er vielmehr mit kluger Berechnung im eingebildeten oder wirklich vorhandenen Bewußtsein seines eigenen Werts geflissentlich in den Vordergrund, nicht vordringlich, aber doch so, daß keiner übersehen konnte, er sei er selbst und wolle um seiner selbst willen beurteilt werden. Über Regungen der Eifersucht war er, wie über alles Kleinliche, erhaben, zu den Worten der Bewunderung und Verehrung, die man gegen ihn über die Werke seiner Frau oder über deren Persönlichkeit äußerte, pflegte er gutmütig zu lächeln, oder er erwiderte auf sie mit kritischen Ausstellungen und ernsten Einwürfen, die jede Annahme, als sei er für seine

Frau blind eingenommen oder man könne ihm etwas über sie weiß machen, sofort im Keim erstickten, übrigens auch auf seine eigene Überlegenheit das nötige Licht warfen. Er ließ sogar nicht selten durchschimmern, daß es keine kleine Aufgabe sei, mit einer so unbeständig-wechselvollen Natur, wie die seiner Frau es war, in einer so glücklichen Ehe zusammen zu leben, wie es die ihrige über jeden Zweifel hinaus war, und daß es dazu allerdings einer so in sich gefesteten, selbstsicheren und starken Natur, wie der seinen, bedürfe. Aber auch der Glorienschein, der aus solchen und ähnlichen Darstellungen des Ehelebens auf ihn fiel, konnte nicht über das hinwegtäuschen, was in diesem schönen, klugen und gewandten Manne morsch war und den innersten Kern seines Wesens als von Fäulnis angefressen zeigte. Es gab natürlich, wie immer und überall, Leute genug, die selber hinreichend erbärmlich waren, um mit Theodor Wirth weniger trotz, als vielmehr gerade um seiner Erbärmlichkeit willen zu sympathisieren, aber die Gutgesinnten duldeten ihn eben nur. Ich mußte oft schlimme Worte über ihn hören.

Der Hauptgrund dafür war, um es kurz zu sagen, daß Theodor Wirth sich von seiner Frau ernähren ließ. Alle diese rastlos für sich und die ihren schaffenden Künstler, die sich durch Kampf und Sorge ehrlich durchschlugen, auf manche Lebensfreude, auf manches Künstlertraums Erfüllung willig Verzicht leisteten, um ihre Pflichten getreulich zu erfüllen, hielten das für ehrenrührig, für verächtlich. Theodor Wirth war jung, gesund, von der Natur körperlich und

geistig begnadet, er konnte sich nützlich machen, seine Fähigkeiten verwerten, sich selbst an geeigneter Stelle in den Vordergrund bringen, sich ausleben. Von dem allen geschah nichts. Er begnügte sich damit, seine Frau zu erziehen, in künstlerischen Dingen sein Urteil abzugeben, mit den bedeutendsten Dichtern, Malern und Bildhauern vertraulich zu verkehren, was immer auf ihn selber einen gewissen Abglanz warf und seine Stellung als eine „undiskutierbare" befestigte, — er war übrigens ein vortrefflicher Gesellschafter, — sich von den Frauen als „interessant" bewundern zu lassen und in seiner unangreifbaren Höhe als Lebenskünstler auf die andere, arbeitende Menschheit herabzusehen. Wäre er nun der Gatte einer reichen Frau gewesen und hätte auf Kosten des Vermögens, das sie ihm in die Ehe eingebracht, sein mit dem Schein reicher, geistiger Thätigkeit verbrämtes Müßiggängerleben betrieben, so würde man dabei wohl ein Auge zugedrückt, jedenfalls daraus keinen Schluß auf die Charaktereigenschaften Theodor Wirth's gezogen haben. Aber Frau Teresina besaß von Hause aus nicht das geringste Vermögen, sie war ganz auf ihrer Hände Arbeit angewiesen, und von dieser Hände Arbeit ließ ihr arbeitsfähiger, aber arbeitsscheuer Mann sich ernähren. Das war der Punkt, wo die sich gegen ihn regende Verdammung einsetzte.

Und noch mehr. Wenn Frau Teresina durch ihrer Hände Arbeit sich ein Vermögen erworben hätte, wovon sie ihren Gatten mühelos erhalten konnte, wie das ja bei großen Künstlerinnen wohl geschehen kann,

wäre man immer noch nachsichtig geblieben. Nur daß bei Frau Teresina der Ruhm und die Einnahmen nicht gleichen Schritt hielten und es in Künstlerkreisen ein offenes Geheimnis war, daß sie bei allem Fleiß und aller Genialität — ihr Fleiß war geradezu sprichwörtlich — es nicht dahin brachte, zu den „meistgekauften" Bildhauern zu gehören. Es walten hier eigene, nicht bestimmbare Gesetze vor. Frau Teresina's Schöpfungen, die von seltener Originalität und Kraft zeugten, erregten überall Anerkennung und Bewunderung, aber sie waren nicht „verkäuflich". Hundert andere, weit weniger begabte, weit weniger eigenartige Künstler in ihrem Fache wurden ihr vorgezogen, brachten es zu Vermögen und äußeren Ehren. Frau Teresina erwarb wenig. Man konnte dies in den Künstlerkreisen ziemlich genau kontrollieren. Und doch lag ihr die Notwendigkeit ob, nach außen hin den Schein aufrecht zu erhalten, als befinde sie sich in den glänzendsten Verhältnissen, um nur die Käufer nicht vor einer nicht „in der Mode" befindlichen Künstlerin, von der keiner etwas wissen wollte, von vornherein abzuschrecken. Man kauft nicht gern von einem armseligen, herabgekommenen Künstler; der reiche, vornehme, der es anscheinend gar nicht mehr nötig hat, erweckt allein Vertrauen und stachelt dazu, ein Werk von ihm zu erwerben, mit dem man prunken kann, mit dessen Erwerb man beweist, daß man auf der Höhe der gegenwärtigen Geschmacksrichtung steht. Wie viel Tragödien bergen sich vor den Blicken der gleichgültigen Menge im Künstlerleben! Wie viele selbst im Leben der „berühmten" Künstler!

Das gleißende Elend, das sich so oft darin ausprägt, weiß sich meist so gut vor den Augen der Menschen zu verschleiern! Frau Teresina arbeitete, hungerte, versteckte ihre Dürftigkeit hinter einer glänzenden Schau-Atelier-Ausstattung, einem in der Residenz wegen seines geschmackvollen Ensemble und seiner „geistreichen“ Thees berühmten Salon, hinter etwas extravaganten Toiletten, die selbst den Kenner über die Billigkeit ihrer Herstellung täuschten, und vor allem hinter einer immer von Lust und Laune sprühenden Stimmung, die auf ein glückliches und erfolgreiches Schaffen, besonders aber auf ein harmonisches Eheleben deuteten. Sie hungerte, — in erster Linie, um die Wünsche ihres Gatten befriedigen zu können. Und doch war Theodor Wirth eigentlich niemals zu befriedigen. An das Wohlleben seiner jüngeren Jahre gewöhnt, entbehrte er mit zur Schau getragener Resignation schon da, wo andere zufrieden gewesen wären. Ohne Verschwender zu sein oder irgend welchen Passionen zu fröhnen, führte er doch ein Dasein aus dem Vollen, kannte kein Sichversagen bei seinen Wünschen und kehrte nach außen jederzeit den eleganten, selbstsicheren Mann der Welt hervor, die sich aus den oberen Zehntausend zusammensetzt. So ängstlich Frau Teresina unter eigenem Darben und Sparen darauf bedacht war, ihn stets mit dem zu versehen, was er zur Fortsetzung seiner gewohnten Lebensweise benötigte, so wenig vermochte sie ihn angesichts der ärmlichen Verhältnisse, die mehr und mehr im Haushalt Platz griffen, bei guter Laune zu erhalten. Ihr eigenes

„Knausern“, wie er das nannte, verdroß ihn, weil es ihn seinem eigenen Wohlleben gegenüber mit einem Rest von Schamgefühl erfüllte. Er nahm deshalb auch häufig die Mahlzeiten außerhalb des Hauses ein, um nur nicht sehen zu müssen, wie sie selber mitten unter all' diesen kostbaren Möbeln und Geräten kümmerlich und notdürftig ihr Leben fristete. Es hieß dann, daß seine Frau zu beschäftigt sei, um regelmäßige Mahlzeiten einhalten zu können. Er scherzte auch wohl gar darüber, daß er sich hin und wieder einmal aus der Unordnung eines Künstlerhaushalts in normale Verhältnisse hinüberretten müsse.

Das alles wußte man oder man erriet es. Künstler sind sehr scharfblickend im Durchschauen der Verhältnisse von ihresgleichen. Täuschen läßt sich nur die große Welt. Und Theodor Wirth mochte immerhin bei passender Gelegenheit mit den Einnahmen seiner Frau renommieren oder auf sein eigenes, aus dem väterlichen Ruin noch gerettetes Vermögen hindeuten, man wußte deshalb doch, wie es stand. Man wußte auch, daß er unter anderem von seiner Frau dauernd verlangte, sie solle verkäuflichere Sachen arbeiten, um mehr Geld in's Haus zu bringen, und ihren starren Eigensinn, den sie in der Verfolgung ihrer besonderen, künstlerischen Absichten bewies, ablegen. Das aber war der einzige Punkt, in dem Frau Teresina selbst ihrem Manne gegenüber standhaft blieb, der sonst alles spielend von ihr erreichte. Sie wußte, was sie wollte, und ihre Kunst sollte nicht nach Brot gehen. Alles in ihr beugte sich vor dem herrischen

Willen dieses Mannes, in dessen Händen sie bloß noch ein Werkzeug war, nur nicht ihr künstlerischer Genius.

Wie es sich mit dem imaginären Vermögen Theodor Wirth's verhielt, kam auch allmälich irgendwie zur Kenntnis der Genossen. Es existierte kein Groschen davon. Völlig von allen Existenzmitteln entblößt, hatte er damals Berlin verlassen und sich auf Reisen begeben. Er hatte draußen von Schulden gelebt. Mit den Ersparnissen aus ihrer Mädchenzeit hatte Frau Teresina noch als Braut diese Schulden gedeckt. Tropfen für Tropfen sickerten diese Thatsachen durch und konnten das Urteil über den Mann, der das alles hatte geschehen lassen, freilich nicht günstiger gestalten, trotz seiner selbstbewußten Haltung, seiner Gentleman-Manieren, der großen, tönenden Phrasen, mit denen er gern um sich warf. Das Air von hoher Geistesbildung und allen edelsten Gemütseigenschaften, das er sich sehr geschickt zu geben wußte, schützte ihn nicht mehr vor der Verachtung der Gutgesinnten. Nur die Frauen schwärmten noch vielfach für ihn. Besonders waren es die geistreichen, alten Jungfern, die ihn in ihre besondere Protektion genommen hatten; sie fanden ihn unendlich interessant. Die bekannte Übersetzerin eines großen, französischen Dramatikers hatte sich sogar sterblich in ihn verliebt und schrieb anonyme Briefe an ihn, die aber die Schreiberin ziemlich deutlich verrieten. Und Theodor Wirth ließ sich das alles mit lächelnder Huld gefallen.

Weshalb er keine Hand rührte, um je selber etwas zu erwerben? Er erklärte das manchmal am

abendlichen Stammtisch, wenn man ihn in vertraulicher Bier-Stimmung darauf anredete: er eignete sich einfach nicht dazu. Er war nicht dazu erzogen und er paßte seiner ganzen Natur und seinem ganzen Wesen nach nicht dafür, einen bestimmten Beruf auszufüllen. Er wäre daran zu Grunde gegangen. Er war nun eben einmal universell beanlagt. Er wäre unter anderen Umständen sicher ein großer Poet, ein großer Musiker, ein großer Künstler, auch wohl ein großer Jurist geworden. So, wie die Dinge lagen, war er von allem etwas, nichts ganz, nur ein Philosoph, ein Lebenskünstler, ein freier, großer, wahrer Mensch. Aber er sollte wenigstens etwas schreiben, meinte man. Daß er ein Narr wäre! Seine Einfälle und Gedanken der urteilslosen Masse vor die Füße werfen, sich unter den Troß der Preßlakaien und Federmenschen mischen! Um keinen Preis. Er hätte das für eine Entwürdigung gehalten, für nichts besseres. Ein geistvolles Wort, am abendlichen Stammtisch hingeworfen, galt mehr an Wert, als einen ganzen Band mit Gedichten, Aphorismen, Novellen oder was sonst herausgeben. Über so kleinliche Ruhmsucht war denn ein Mann, wie er, doch wahrlich erhaben und lieber, als sich so erbärmliche Ziele zu stecken, steckte er sich doch gar keins. Kurz: es war ihm nicht beizukommen, in keiner Weise. Seine Glätte war bewundernswert. Manch' einer ließ sich auch immer noch von ihm täuschen. Er wußte so gut zu imponieren, er stand immer so groß, so makellos, so unantastbar da. Und am Ende konnte ihm doch keiner in's Gesicht sagen:

aber bei allem und allem bist du ein erbärmlicher Lump, dich von deiner Frau füttern zu lassen, die sich selber noch dazu jeden Bissen am Munde abspart! Ein ganz intimer Freund hätte es vielleicht sagen können. Aber solche intimen Freunde besaß Theodor Wirth gar nicht; er war der Freund von allen und von niemandem.

So standen die Sachen, als ich damals in der Residenz lebte. Ich erinnere mich unter anderem noch ganz gut eines berühmten, dramatischen Schriftstellers, der mir einmal von jenem Eheleben erzählte und die Hände dabei rang, als er von der Unbegreiflichkeit der Handlungsweise Theodor Wirth's sprach, dessen geistige Fähigkeiten er im übrigen — sogar über Gebühr — hochschätzte, nachdem derselbe sich schon als blutjunger Student in den Schwarm seiner Bewunderer mit jugendlicher Begeisterung eingereiht hatte. Dieser Dichter, dessen Lebensberuf es war, die Herzen der Menschen zu studieren und die geheimsten Triebfedern ihres Wollens und Thuns klarzulegen, wie der Anatom die Nervenstränge und das Sehnengeflecht, stellte sich damals rückhaltslos auf die Seite derer, die instinktiv, vom Standpunkte des gewöhnlichen Menschenurteils aus Theodor Wirth verdammten.

Und nun waren Jahre seitdem vergangen. Wie viele? Ich weiß es kaum. Aber ein halbes Dutzend gewiß. Und in einem halben Dutzend Jahren kann sich manches verändern, auch Menschenurteile und gesellschaftliche Voreingenommenheit. Als ich jetzt wieder in Berlin war, hatte sich Theodor Wirth's Stellung ganz wesentlich verwandelt. Er war von einem im stillen

verachteten Menschen zu einem geworden, den man auf Händen trug. Der Zufall wollte es, daß ich ihn zum ersten Male im Hause jenes berühmten Dramatikers wiedersah, der mir gegenüber einst ein so schneidendes Verdammungsurteil über seinen Charakter gesprochen, ihn so verächtlich und so lächerlich gemacht hatte. Er erinnerte sich dessen wohl schwerlich mehr, — berühmte Männer haben an soviel mehr zu denken, als an ihre früheren Urteile, — und so konnte er auch nicht wissen, wie eigen es mich berühren mußte, ihn jetzt voll väterlichen Wohlwollens und vertrauensseliger Freundschaft eben diesem selben Theodor Wirth gegenüber zu finden. Als derselbe sich verabschiedet hatte, ganz wie ein Vertrauter des Hauses, auf dessen Worte man hört und der sich schon mancherlei herausnehmen darf, ließ es sich der berühmte Mann sogar nicht entgehen, mir das Lob seines Besuchers in den wärmsten Worten zu verkünden. Er sei ein ungewöhnlicher Mensch, ein „superiorer“ Geist, — ipsissima verba, — und er trage ein schweres Schicksal mit bewundernswerter Kraft und Würde.

Dies letztere war überall das ausschlaggebende Stichwort geworden. Das Schicksal! Theodor Wirth war plötzlich ein bemitleideter, ein bewunderter, ein angesehener, ein edler, ein großer Mensch geworden, weil er ein Schicksal hatte, weil er dies Schicksal trug, wie ein Held. Um es kurz zu sagen: Theodor Wirth war inzwischen von seiner Frau geschieden worden, und, um es noch prägnanter in der Gerichtssprache auszudrücken: Frau Teresina Wirth war bei der Ehe-

scheidung für den „allein schuldigen Teil“ erklärt worden. Nun, die Gerichte ging es ja nichts an, wer in Wahrheit die Schuld an dem Unglück, an der Unwürdigkeit dieser Ehe allein getragen hatte; sie entschieden nach dem Buchstaben des Gesetzes, und das Gesetz hatte ihnen vorgeschrieben, bei einer wegen „böslicher Verlassung“ der Ehegattin erfolgenden Scheidungsklage, gegen welche von seiten der Verklagten keinerlei Einspruch erhoben wurde, die letztere als den „allein schuldigen Teil“ zu proklamieren. Es war ein Richterspruch, und er war sakrosankt. Weshalb die „allein Schuldige“ die Trennung ihrer Ehe verlangte, was sie dazu gezwungen hatte, — nach harten Kämpfen, nach furchtbarer Seelenpein, — warum es eine moralische Notwendigkeit geworden war, daß sie diesen Mann verließ, und warum sie es verschmäht hatte, die Gründe öffentlich gegen ihn geltend zu machen, die diese „Verlassung“ rechtfertigten, die sie sogar zu einer sittlichen That machten, das alles durfte die Richter nicht kümmern. Sie hatten nach dem geurteilt, was die Akten ergaben, und „quod non in actis, non in mundo“. Frau Teresina war gerichtet.

Sie war es aber seltsamerweise auch für die Welt und im besonderen für die Kreise, in denen sie heimisch gewesen war. Das war’s, was ich lange nicht begriff. Das juristische Urteil hatte sich vollständig mit dem moralischen gedeckt, was bei Ehescheidungen selten genug der Fall zu sein pflegt, und die allgemeine Meinung bestätigte den nach dem Wortlaut des Gesetzbuches erfolgten Spruch. Als ich im

Auslande zufällig in einer Zeitung die kurze Notiz von der erfolgten Scheidung der Bildhauerin Teresina Wirth von ihrem Gatten gelesen, hatte ich mir, ohne tieferes Interesse an der Sache zu nehmen, gesagt: Also endlich! Nichts weiter. Daß es so hatte kommen müssen, hatte ich mir vor Jahren in Berlin bereits klar gemacht, und damals hatte es wohl Wenige gegeben, die nicht der gleichen Meinung gewesen wären. Ja, ich hatte oft genug sagen hören, wie absolut unbegreiflich es sei, daß Frau Teresina es bei solch' einem Manne so lange aushalte, daß es unwürdig von ihr sei, sich von ihm so tyrannisieren zu lassen, ihn als Schmarotzer bei sich zu behalten, während sie sich in Arbeit und Geldsorgen schier aufreibe; daß ihre Frauenehre und ihr sittlicher Stolz es ihr geradeswegs zur Pflicht machten, sich von einer so widrigen, so entehrenden, ihre Künstlerschaft lähmenden und erdrückenden Fessel zu befreien. Nun hatte sie es gethan, endlich, wider alles Erwarten spät, — und nun plötzlich waren alle diese Theoretiker der Freiheit in der Praxis, der vollzogenen Thatsache gegenüber, zu strengen, prüden, engherzigen Richtern geworden. Das oft schon fälschlich kolportierte Gerücht hatte sich endlich bewahrheitet, und nun plötzlich hatte die Abwesende wieder einmal Unrecht, wurde über sie gehechelt und getuschelt, brach man erbarmungslos den Stab über sie.

Wie das hatte geschehen können? Auf die natürlichste Weise von der Welt. Selbst in diesen anscheinend so leichtlebigen, so freidenkenden Künstlern steckt oft ein unausrottbares Stück kleingeistigen Philistertums, das

der Wirklichkeit in der Stunde der Prüfung und Versuchung gegenüber zum Ausdrucke kommt; sie sind zumeist nur in der Theorie Freidenker und entschiedene Gegner alles und jedes Konventionalismus, den nackten Thatsachen gegenüber hält ihre freimütige Überzeugung nicht Stand. Es sei denn, daß diese Thatsachen sie selber in Mitleidenschaft ziehen. Dann sind sie löwenherzig in der Verfechtung ihrer Anschauungen und nehmen dem beschränkten Alltagsurteil gegenüber eine erhabene, halb höhnische, halb verächtliche Stellung ein. Im übrigen aber sind auch sie nur Menschen, und es ist ein menschlicher Zug, ein chararakteristisches Zeichen an der „bête humaine“, daß sie lieber verdammen, als entschuldigen, lieber mit Steinen werfen, als verzeihen oder Partei ergreifen für einen, den die allgemeine Stimme verurteilt. Wer diese allgemeine Stimme eigentlich macht, woher sie sich bildet, worin sie besteht, — keiner weiß es, aber sie ist da, und man fügt sich ihr, verstärkt sie dadurch, daß man sich ihr anschließt. Auch die Künstler leben am Ende in der Gesellschaft und wollen sich nicht von ihr ausschließen. Man macht sich ungern Feinde, am wenigsten aber um eines willen, von dem man nichts zu erwarten hat, der überhaupt aus unserem Gesichtskreise verschwindet. Und keiner pflegt ausschließlicherer Theoretiker zu sein, seltener seinen prinzipiellen Standpunkt auf seiten des ungeschriebenen Sittengesetzes wider das geschriebene, diesen in zahlreichen Novellen, Dramen und Romanen so mannhaft, so beherzt, so überzeugungsvoll verfochtenen Standpunkt im wirklichen

Leben zu bethätigen, als die Dichter. Es ist gar nichts Ungewöhnliches, daß Poeten, die auf der Bühne und in dickleibigen Büchern ihre freisinnigen und großgeistigen Anschauungen mit begeisterter und bezwingender Kraft einem öden Schablonensystem und einem erstarrten Konventionalismus gegenüber zum Siege gebracht haben, im Leben selber sich als die gedankenlosen Anhänger der Gassenmoral und als die nüchternsten Partisanen des allgewaltigen Spießbürgertums erweisen. In diesem besonderen Falle war mir der berühmte Dramatiker der beste Beweis für die Richtigkeit dieser oft gemachten Beobachtung. Er, der in zahlreichen Stücken für die von allem Scheinwesen losgelöste Freiheit der Ehe mit entschlossener Kraft eingetreten war und auf den Brettern oft genug die Trennung jeder Ehe, die nicht auf Freiheit und wahre Sittlichkeit begründet sei, unabhängig von Gesetz und Alltagsmoral gefordert hatte, der infolgedessen als ein „unmoralischer" Poet in der „guten" Gesellschaft verpönt war und dessen Stücke an Hofbühnen nicht gegeben wurden, von den Töchtern und Gattinnen vorsorglicher Mütter und Ehrenmänner nicht angesehen werden durften: er stand heute an der Spitze derjenigen, die Frau Teresina Wirth rückhaltlos verdammten, weil sie ihre Ehe mit einem Manne gelöst hatte, der ihm selber früher als verächtlich gegolten hatte, und weil sie, um dieses Ziel zu erreichen, — denn Theodor Wirth hatte begreiflicherweise eine Scheidung entschieden verweigert, — sich selber von den Richtern hatte zur Schuldigen stempeln lassen.

Es kam übrigens etwas hinzu, was das über Frau Teresina ausgesprochene Verdammungsurteil wesentlich erleichterte. Sie hatte, um nur von ihrem Manne endlich freizukommen, auch das Kind bei ihm zurückgelassen, das sie ihm geboren. Vielleicht hätten wohlmeinende und denkende Menschen, zumal wenn sie auch nur den kleinsten Einblick in die Verhältnisse gehabt, sich sagen müssen, daß gerade dieser schwere und außerordentliche Schritt, diese That der Verzweiflung — denn daß Frau Teresina die zärtlichste Mutter gewesen, bezeugten alle, — am besten, am überzeugendsten den traurigen Beweis dafür liefere, ihre Handlungsweise sei eine berechtigte und eine notwendige gewesen. Daran aber dachte niemand. Den Stab zu brechen über die gewissenlose Mutter, die sogar ihr Kind im Stiche ließ, war um so vieles leichter, gewährte eine so erfreuliche Stärkung für das pharisäische Bewußtsein des eigenen Tugendstolzes. Wer da verdammt, fühlt sich selber von ähnlicher Schuld, von der bloßen Möglichkeit, solche zu begehen, ja frei, liefert hierfür eben durch sein verdammendes Urteil den eklatantesten Beweis. Es thut oft so wohl, sich sittlich entrüsten zu dürfen.

Und Theodor Wirth hatte von vornherein seinen Vorteil mit der ihm eigenen, klugen Berechnung wahrgenommen. Er hatte den Märtyrer mit großem Talent gespielt. Er ließ durchblicken, daß er von jeher in seiner Ehe eine Dornenkrone habe tragen müssen, und daß gerade *seine* unerschöpfliche Langmut, Geduld und Nachsicht dazu gehört habe, um das

eheliche Band überhaupt so lange aufrecht zu erhalten und das Elend dieses Zusammenlebens künstlich vor der Welt zu verbergen. Dadurch, daß er diskret verschleierte, was er in dieser Ehe alles gelitten, steigerte er die Mutmaßungen darüber in's Ungeheuerliche, setzte die lebhafte Phantasie alternder Jungfrauen, die sich natürlich vorzugsweise dieses interessanten Themas bemächtigten, in Thätigkeit und weckte Gerüchte, aus denen er selber immer makelloser hervorging. Man hatte ihn sichtlich doch verkannt, von einem falschen Standpunkt beurteilt. Im Grunde hatte er sich wie ein großer und seltener Mensch benommen und dazu früher nichts gethan, um die irrige Meinung über sich zu zerstören, was ihm doch so leicht gewesen wäre. Er hatte mit dieser Frau Unerhörtes ausgestanden und hatte sie nie verklagt, nie bloßgestellt, war sogar immer angstvoll bemüht gewesen, sie zu verteidigen, sie zu entschuldigen, ja, er that das heute noch, wo sie ihn verlassen hatte, ihm „durchgebrannt“ war, — in seiner milden, versöhnlichen Weise. Freilich konnte er ja nicht alles, nicht die Hauptsachen wegleugnen. Und, wenn er es auch nicht zugestand, — keineswegs gestand er es ja zu, — man begriff doch aus allem, daß Frau Teresina auch noch untreu gewesen war. Es spielte da irgend ein Graf eine Rolle, eine völlig mysteriöse Persönlichkeit, an die aber mit großer Überzeugungskraft geglaubt wurde. Und Theodor Wirth verdammte seine Frau trotz alledem nicht, hatte trotz alledem die Scheidung immer noch verhindern wollen. Er war doch wirklich ein ungewöhnlicher Mensch.

Daß man früher diese Scheidung seit Jahren prophezeit, sie für notwendig gehalten, das Märtyrertum in dieser Ehe auf seiten der Frau gesehen hatte, — kein Mensch dachte mehr daran.

Vielleicht hätte Theodor Wirth seine Rolle rasch ausgespielt, wenn er den Schauplatz verlassen gehabt. Daran dachte er aber klugerweise nicht. Er blieb, wo er war. Er wußte, daß die Anwesenden immer etwas Beträchtliches vor den Abwesenden voraus haben, daß man es ungern mit ihnen verdirbt. Und nicht mit Unrecht traute er auf die Macht seiner Persönlichkeit. Als Gesellschafter hatte man ihn überdies immer geschätzt, und wenn es wirklich in seinem Charakter manches gab, was nicht ganz mit den allgemein gültigen Begriffen von Mannesehre und Würde sich vereinigen ließ, — mein Gott, die Menschen waren allzumal Sünder und schließlich ging das ja auch niemanden etwas an, der mit Theodor Wirth am Biertische zusammensaß oder ihn zu sich lud oder über interessante Fragen in Kunst, Politik, Litteratur mit ihm debattierte. Amüsant war er jedenfalls und man mußte ihm wegen seines Unglücks manches zu Gute halten, manches vergessen.

Der schöne Mann, dessen Blässe immer interessanter wurde, verstand es vortrefflich, eine tragische Miene zur Schau zu tragen und auch nach außen hin so sein Duldertum zu offenbaren. Er blickte immer düster, wie in Sinnen über sein furchtbares Geschick verloren, war zerstreut, hatte einen müden Klang in der Stimme, der erst nach längerer Sitzung am

Stammtisch verschwand, und gefiel sich in weltschmerzlichen Posen. Der in allem Tiefsten und Heiligsten verwundete Ehemann kam in Mienen und Geberden vortrefflich zum Ausdruck. Eine gewisse Schüchternheit, als dürfe er im Grunde gar nicht wagen, sich noch unter den „Freunden“ sehen zu lassen, nachdem seine Frau ihm das angethan, kam ihm gut zu statten; das Mitleid regte sich überall, man munterte ihn auf, suchte ihm entgegenzukommen, nahm sich des Verlassenen an. Er war so hülfsbedürftig, schien so steuerlos in sein neues, einsames Dasein hinauszutreiben. Die Frauen waren sämtlich bereit, ihn auf diesem schweren Wege zu unterstützen, und wenn der verwittwete Mann nun gar mit seinem kleinen Sohne an der Hand spazieren ging, — und er that das jeden Tag und richtete es immer so ein, daß er von recht vielen im Tiergarten, unter den Linden gesehen wurde, — wenn dann das Kind, das der Mutter auffallend glich, munter lachend und plaudernd neben ihm herschritt, während er selber in düster-tragischem Ernst schwieg und hin und wieder eine Thräne an seiner Wimper zu zerdrücken schien: wer hätte da ungerührt bleiben sollen, wer würde nicht hinter der treulosen Mutter her eine Faust geballt haben und wer hätte nicht dem unseligen Manne dort bereitwillig alles verziehen, was er etwa unrechtes gethan? Wie viel eine Mutter, wie viel im besonderen eine Mutter, wie Teresina, gelitten haben mußte, ehe sie einem solchen Manne lieber noch ihr Kind ließ, als sich länger in der entwürdigendsten Sklaverei vor ihm zu beugen und

täglich, stündlich ihre Frauenehre, ihre Menschenwürde mit Füßen getreten zu sehen, danach fragte niemand, das kümmerte niemand. Und Teresina hatte umsonst den wenigen, die sie — irrtümlich — für ihre wahren Freunde gehalten und denen sie die zwingenden Gründe ihrer Handlungsweise schriftlich in milder Form mitgeteilt, zu verstehen gegeben, daß nach ihrer Überzeugung sie an ihrem Kinde in wahrer, opferfreudiger Mutterliebe handle, wenn sie ihm lieber die Mutter entziehe, anstatt es in einer Ehe aufwachsen zu lassen, in welcher es täglich Zeuge der häßlichsten und würdelosesten Auftritte zwischen seinen Eltern hätte werden müssen, die es zur Zeit noch nicht begriff, bald aber genug verstehen würde, um daraus den Grund für eine unglückselige Kindheit, eine verbitterte Jugend zu entnehmen. Alles umsonst. Der berühmte Dramatiker hatte ein sittliches Verschulden in der Handlungsweise der Mutter gefunden, und der gedankenlose Haufe schwor auf ihn.

Ein glücklicher Zufall hatte es gewollt, daß gerade um die Zeit der Ehescheidung eine kleine Erbschaft an Theodor Wirth fiel, um die er sich bei einem kinderlosen Onkel seit langem mit aller Überredungskunst beworben. Was andernfalls aus ihm geworden wäre, nachdem er seiner einzigen Erwerbsquelle beraubt worden, wäre wohl schwer zu sagen. Jetzt aber hatte er keine Ursache mehr, nachträglich einen Beruf zu ergreifen, sondern konnte durch eine Fortsetzung seines früheren Lebens und eine geflissentlich zur Schau getragene Wohlhabenheit sogar den Beweis liefern, daß

es schnöde Verleumdung gewesen sei, wenn man habe behaupten wollen, er lasse sich von den Einnahmen seiner Frau füttern und führe ein müßiggängerisches Wohlleben, während sie selber rastlos arbeite, sich sorge und darbe. Das war offenbar alles Übertreibung und böswillige Erfindung gewesen. Was früher als unwürdige Unthätigkeit verdammt worden war, erschien nun plötzlich auch als ein unabwendbares Verhängnis, das über Theodor Wirth's Haupt ruhte und dem er sich nicht entziehen konnte. Um deswillen durfte man ihn aber nicht verurteilen, sondern mußte ihn bemitleiden. Es war nun einmal sein Schicksal. Er paßte für keinen Beruf oder für alle, er konnte nicht einen einzelnen ausfüllen. Um so bewundernswerter war es ja, daß er seine Zeit immer zweckentsprechend, immer bedeutungsreich auszufüllen wußte, daß er ein so ungewöhnliches Kunstverständnis besaß, um Bildhauern bei ihrer Arbeit nützliche Ratschläge zu geben und Dichtern bei einem scheinbar nicht zu entwirrenden Konflikt im Drama oder Roman spielend aus der Klemme zu helfen. Seine Logik war staunenswert, die lichtvolle, überzeugende Art, in der er sprach, immer frappierend.

Und so fand ich diesen Mann wieder: als den Freund aller, den immer gern gesehenen, einflußreichen Berater der besten Künstler, der größten Schriftsteller, den bemitleideten Witwer, den unschuldig leidenden Mann, den Liebling der Frauen. Aus dem verachteten Müßiggänger, der sich von seiner berühmten Frau ernähren ließ, war ein großdenkender, bedeutender, un-

gewöhnlicher Mann geworden, den man mit Ostentation in allen Salons willkommen hieß, bei dem nichts mehr Anstoß erregte, alles bewundert, bedingungslos als die Eigenheit eines Mannes über das Durchschnittsmaß hinaus anerkannt und gebilligt wurde. Frau Teresina, die nach Rom zurückgegangen, war vergessen. Von Theodor Wirth sprach alle Welt, er gehörte überall „mit dazu". Unter den reichen und glänzenden Partien, die sich ihm bieten, wird ihm die Wahl schwer. Diese Scheidung „kam ihm sehr gelegen".

# Augen.

Vor dem Schwurgerichte von Frosinone, der Hauptstadt des volskischen Landes, spielte sich im Frühling dieses Jahres ein eigenartiger Kriminalprozeß ab. Eigenartig nicht wegen des Thatbestandes, um den es sich handelte, — denn der kam auf einen einfachen Mord hinaus und zwar auf einen jener in Italien und zumal in der dortigen, wilden Gegend nicht seltenen Morde aus Eifersucht oder vielmehr aus gekränkter Gattenehre, — wohl aber wegen der dabei beteiligten Personen und wegen der seltsamen Einzelheiten, die in dem düsteren Ereignis zum Vorschein kamen. Vor allem waren es die seelischen Vorgänge bei der Frau des angeklagten Mörders, welche das psychologische Interesse des Beobachters in ungewöhnlichem Maße herausforderten.

Der Angeklagte selbst war ein blinder Mann, sein eines Opfer ein kaum siebzehnjähriger Jüngling, der gerade die Universität hatte beziehen sollen. Und die Frau des Mörders war eine Malerin. Man hatte in Rom eben angefangen, sich für ihre Bilder zu interessieren, auf der letzten Ausstellung war ihr eine Medaille zuerkannt worden. Der Prozeß entwarf ein merkwürdiges Stück Menschenleben . . .

Andrea Solaro war in einem jener volskischen Bergnester geboren, die, von uralter Herkunft, wie halbzerstörte Burgen auf den kahlen Gipfeln dieser düsteren wilden, schier unzugänglich erscheinenden Felsen kleben. Es ist ein eigenartiges Geschlecht, das dort heranwächst, und eigenartig ist die Welt, die es umgiebt. Karg ist der steinige Boden, aber die Sonne brennt heiß auf die Rebengelände an den Hängen und heiß ist das Blut dieser Menschen, die wortarm und düster in der Bergeinsamkeit hausen, unter den Mauertrümmern von Jahrhunderten, aus denen keine Kunde auf sie gekommen ist und von denen sie keine Kunde verlangen. Weit geht der Blick von den mit Cyklopenbauten umgürteten Höhen, aber das Auge trifft immer nur neue, entwaldete Bergspitzen und Kuppen, die sich in unabsehbarer Folge ineinander schieben und aneinander ketten, selten dazwischen einen bläulich verdämmernden Streifen des Thales, das die Eisenbahn nach Neapel durchjagt, und in der Ferne die schneeig schimmernden Zacken des Apennin. In dieser öden und doch erhabenen Welt der Berge wird oft ein sonderbares, künstlerisches Empfinden in sonst harten, rauhen und kalten Naturen großgezogen. Es ist, als ob der Wechsel der Formen und der stete Anblick großer und reiner Linien es unmerklich zum Leben erweckten.

Andrea war eines Weinbergbesitzers Sohn. Er war damals noch nicht blind, blickte vielmehr mit großen, dunklen Augen in die Welt und wollte ein Künstler werden. Der Vater sah es nicht gern, aber er ließ es geschehen. Er wußte, daß Andrea ohne seinen Willen

in die weite Welt gehen und nie zurückkehren werde, wenn er ihm verbot, eines Malers Schüler zu werden. Denn es ist ein eigensinnig-trotziges Herz, das den volskischen Kindern in der Brust schlägt und es läßt sich nicht mit ihm verhandeln.

Trauriger noch, als der alte Carlo Solaro, über Andrea's Entschluß war Giacinta Piedone. Nicht weil er ein Künstler werden wollte, aber weil er fortging und sie nicht wußte, wann sie ihn wiedersehen würde. Sie wollte seinen Künstlerruhm wohl, aber sie wollte keine Trennung von ihm. Und obgleich sie fest an ihn glaubte, hätte sie ihn doch lieber in die Fußtapfen seines Vaters treten sehen, weil er dann immer daheim geblieben wäre. Es war eine heiße, leidenschaftliche Liebe zwischen ihnen beiden. Wenn sie im Goldlicht des allmälich hinsterbenden Tages oben am Rand der zerbröckelnden Cyklopenmauer, hoch über der Stadt, da, wo einst die Arx eines gigantischen Urvolks gestanden, von dem sie nichts wußten, sich niederkauerten und in die meilenweit vor ihnen entrollte Felslandschaft hinausblickten, während nur der Wind sein Lied um die einsame Höhe raunte, dann sprach Andrea Solaro von seiner Künstlerzukunft und Giacinta hörte ihm leuchtenden Auges zu und sie wußten beide, daß es kein kommendes Leben für den einen geben könne ohne den andern. Wenn Andrea berühmt und reich und angesehen werden wollte, wollte er es doch nur mit Giacinta. Sie hatten schon als Kinder unlösbar fest aneinander gehangen. Und Giacinta, deren Natur wild und starr war, konnte von keinem gelenkt werden, als von Andrea. Wenn

der sie nur einmal mit seinen dunklen, tiefen Augen ansah, war sie weich, gelehrig und fügsam; er hatte schier unbegrenzte Gewalt über sie. So ließ sie ihn auch ziehen, ohne ein Wort des Einspruchs oder der Bitte zu wagen, aber es war ein heißer, leidenschaftlicher Schmerz, der sie beim Abschied von ihm durchwogte, und sie bohrte ihre Augen dabei in die seinen, als wolle sie das Feuer ihrer Seele in die seine hinüberströmen lassen oder als wisse sie in vorahnender Seele, daß sie diese schönen, dunklen, träumerischen Augen zum letzten Male sähe in ihrem Leben.

Denn niemals sah Giacinta Piedone Andrea Solaro's Augen wieder, seit er von ihr schied, um nach Rom zu gehen und ein Maler zu werden, — wenn sie auch ihn selber wiedersah. Und niemals sah er sie mehr, — wenn sie auch in der That nach etlichen Jahren seine Frau wurde, gerade wie sie es in ihren Kinderjahren geträumt und geplant hatten . . .

Andrea Solaro wurde in Rom der Jünger eines weitberühmten Meisters, der ihn mit Freuden aufnahm und in die Geheimnisse seiner Kunst einweihte. Denn er erkannte einen in ihm, der ihm einmal ebenbürtig werden würde. Und Andrea erlernte die Technik mit spielender Leichtigkeit. Seine ersten, selbständigen Versuche erregten das Aufsehen der Fachgenossen, die sie im Atelier des Meisters sahen. Eine glänzende Zukunft lag vor dem Sohne der Volskerberge.

Da traf ihn das Furchtbare. Zu den Soldaten einberufen, machte er eine Schießübung mit und erlitt durch das unvermutete Losgehen des Gewehrs eines

Nebenmannes derartige Verletzungen an den Augen, daß trotz aller ärztlichen Hülfe zuerst das eine, dann das andere rettungslos erblindete. Andrea ertrug dieses tragische Geschick, das seinem Lehrer und vielen, die ihn kannten, Thränen entlockte, unerwarteter Weise mit stoischer Resignation. Um Unabänderliches zu klagen oder gar weibisch zu jammern war nicht die Sache der hart gewöhnten und streng in sich verschlossenen, volskischen Natur. Was in seinem Innern vorging, erfuhr keiner. Er ging in seine Bergstadt zurück, um sich in den Mauern seines einsamen Vaterhauses zu verbergen. Dort versuchte er, um doch ein Gewerbe zu haben, kleine Figuren aus Thon zu kneten, was ihm bei seinem hervorragenden Formsinn bald auch überraschend gut gelang. Überhaupt ersetzten ihm allmälich seine tastenden Hände fast die Augen; ohne Stock oder Führung konnte er in den bergigen Gassen seiner Heimat und in deren Umgebung umherwandern. Aber er blieb still und menschenscheu bei alledem; niemand getraute sich in seine Nähe und wehe dem, der ihm hätte Mitleid bezeigen wollen!

Giacinta hatte er vermieden. Schon von Rom aus hatte er ihr schreiben lassen, was ihm geschehen, und daß er sie nun ihres Wortes entbinde; eine Vereinigung zwischen ihnen sei unmöglich geworden. Giacinta glaubte nicht daran, sie lächelte darüber bei allem Weh, von dem ihre Seele voll war. Ihn aufgeben! Als ob ihre Liebe hätte sterben sollen, weil sein Augenlicht erloschen war! Diese Liebe mußte ja nur doppelt heiß ihn umwinden und umschlingen, seit er ihres Erbarmens

bedurfte. Gleich als er heimkam, hätte sie sich ihm jubelnd an den Hals werfen mögen, um ihn nie wieder zu verlassen. Aber Andrea ließ sie nicht zu sich gelangen.

Und dann sah sie ihn eines Tages, nachdem er sich ihr lange genug entzogen hatte, dennoch. Ohne daß er selbst es wußte, geschah es. Und sie erschrak in tiefster Seele bei seinem Anblick. Ein Schauer packte sie und ließ sie vom Wirbel bis zu den Fußspitzen hinab erzittern. Es war nicht Mitleid, was sie bewegte, — Mitleid ist etwas Heiliges, — auch nicht Jammer war's; es war ein Grausen, vor dem ihr selber bangte und dessen sie selber sich schämte. Und doch war es mächtig in ihr. Ihr grauste vor seinem zerstörten Antlitz, vor diesen leblosen Augen, aus denen sich keine Seele mehr spiegelte; er war ihr zu einem anderen Menschenwesen geworden, mit dem sie keinen Zusammenhang mehr kannte und das ihr nur Furcht und Entsetzen einflößte. So hatte sie sich diese Wandlung denn doch nicht gedacht. Etwas unsagbar Unheimliches, etwas Gespensterhaftes stand da vor ihr, — Andrea Solaro, und doch wieder nicht er, sondern nur ein häßliches Zerrbild von ihm, denn Andrea Solaro hatte große, dunkle Augen gehabt, die sein ganzes Gesicht beherrschten, die es durchgeistigten und verschönten, die mit strahlender Siegessicherheit in die Welt hinausblickten und deren Schönheit in sich aufsogen. Und sie hatte sie geliebt, diese Augen, sie vor allem, denn sie hatten ihm Jugend und Helle und zugleich Gewalt über sie verliehen. Mit diesen Augen

hatte er sie lenken gekonnt nach Wohlgefallen, in ihnen hatte seine ganze Stärke beruht, denn ein freudiger Schimmer darin hatte sie belohnt und ein Zornesblick sie gestraft. Sein ganzes Wesen und Sein war in diesen wundersamen Augen gleichsam beschlossen gewesen. Nun, da sie erloschen, gestorben waren, — was war er nun noch? Was war er ihr im besonderen? Wie ein lebendig Toter kam er ihr vor. Und es schauderte ihr vor ihm.

Diese furchtbare Empfindung des Grausens wiederholte sich, so oft Giacinta den Blinden sah. Und sie sah ihn jetzt oft, — immer, ohne daß er selbst etwas davon ahnte. Sie zwang sich, ihn zu sehen. Denn es war eine heiße Scham und ein wilder Groll gegen sich selber in ihr. Sie wollte sich an seinen Anblick gewöhnen, sie wollte lernen, daß er immer noch der gleiche Andrea Solaro sei, den sie einst geliebt hatte und für den jetzt ein heiliges Erbarmen in ihr aufwachte trotz all' ihres Schauderns, — vielleicht gerade wegen desselben. Denn sie wollte ihn nicht im Stiche lassen, wollte sein hochherziges Opfer nicht annehmen; sie hätte es wie eine Schmach empfunden, die sie zu Boden hätte drücken müssen. Aber immer überlief es sie eiskalt, wenn sie den Blinden wiedersah, der von ihrer Nähe nichts wußte, der nichts von alledem sah, was um ihn her lebte und webte und was doch im Grunde überhaupt nur das Dasein ausmachte. Wie konnte man leben, wenn man nichts sah vom Leben? War das überhaupt noch ein Leben zu nennen?

Dann ging sie zum erstenmal zu ihm. Sie

that's in der Dunkelheit, — war sie doch eine Waise unter der nicht allzustrengen Obhut ihrer Großmutter, — um nicht den grausigen Eindruck seines Nichtsehenkönnens, seiner zerstörten Augen zu haben. Sie fürchtete sich vor sich selber und davor, daß er gewahren könne, wie es um sie stand und was in ihr vorging. Das sollte nicht sein. Nicht einmal ahnen sollte er, daß sie ihn heute, wo er blind war, weniger lieben könne, als ehemals. Eher, als ihm solchen Schmerz anzuthun, hätte sie selber sich ihr Augenlicht geblendet. Denn es erschien ihr als das grausamste Unglück, das einem Menschen widerfahren kann, und tausendmal schlimmer, als jedes Siechtum, ja, als der Tod selbst, blind zu sein.

Andrea wollte sie nicht vor sich lassen. Er fürchtete sich vor einem Zusammensein mit ihr, — er fürchtete, daß seine schwer errungene Ruhe und Selbstbeherrschung darüber zusammenbrechen könnten. Aber Giacinta ließ sich nicht mehr abweisen. „Wenn du nicht zu mir kommst, muß ich schon zu dir kommen," sagte sie, als sie neben ihm in dem lichtlosen Gemache seines Vaterhauses saß. Er wollte eine Lampe anzünden, aber das litt sie nicht. Sie fühlte, daß sie ruhiger wurde, wenn sie nur die Züge seines Gesichts und seiner Gestalt in dämmernden Umrissen gewahrte, nicht aber sein zerstörtes Augenlicht, die furchtbare Entstellung sah, die ihm zugefügt worden. So erschien er ihr noch als der Gleiche und etwas unsäglich Rührendes lag für sie jetzt in seiner Hülflosigkeit. Sie ergriff seine Hand, und, als er sie ihr entziehen wollte, hielt sie sie fest, bis er sich nicht mehr sträubte. So saßen sie schweigend

lange bei einander und Giacinta durchströmte es mit einem lange nicht mehr gekannten, für immer verloren geglaubten Gefühl des Friedens dabei.

„Weshalb kommst du?“ fragte er sie düster, „ich brauche kein Mitleid.“ Und sie erwiderte: „Das weiß ich. Aber Liebe brauchst du. Und ich möchte immer so bei dir bleiben.“

Sie spürte, wie es ihn dabei mit einem heimlichen Zittern durchrann, aber er entgegnete kalt und hart: „Du spottest — oder du bist nicht bei gesunden Sinnen.“

„Würdest du mich verjagen?“ fragte sie ihn.

Darauf gab er keine Antwort. Nur ein Stöhnen kam über seine Lippen. Und dann ging sie; ihre Kraft war zu Ende und sie wußte genug.

Anderen Tages kam sie wieder. Sie kam von nun an jeden Tag und immer um die nämliche Stunde der Dämmerung. Sie wollte das Grauen vor seiner Blindheit, dessen sie sich schämte, besiegen um jeden Preis. Seit sie sich klar darüber geworden war, daß Andrea sie noch liebte und ein heißes, mühsam bekämpftes Verlangen nach ihr trug, von dem er ihr nie reden würde, wußte sie erst, daß auch sie ihn noch liebte — trotz seiner Blindheit. Es war nicht nur ein heiliges Erbarmen, das in ihr lebte, weil er ihrer jetzt mehr bedurfte, als früher, und ein unglücklicher, mit edler Würde stumm sein Unglück tragender Mensch war, sondern die alte Leidenschaft, die schon das Kind beherrscht hatte, besaß immer noch die gleiche Macht über sie, wenn sie seine Blindheit nicht sah oder ihrer nicht dachte. So kam für sie alles darauf an, ihres Grauens

Herr zu werden, und der ehrliche Wille dazu war stark genug in ihr; sie hätte sich ja verachten müssen, wenn es ihr nicht gelungen wäre.

Als sie eine Woche hindurch jeden Abend zu Andrea gekommen war, sagte sie ihm endlich, daß sie nun seine Frau werden wolle. Aber Andrea wies sie von sich. Und als sie beharrte, wurde er zornig. Er brauche keine Führerin und könne sogar ohne Stab gehen, wie sie ja gesehen habe; auch ihr Mitleid verschmähe er und lieben könne man einen blinden Mann nicht. Sie möge einen zum Manne nehmen, der seine Augen offen habe; das sei ohnehin Not bei allen Männern, die eine schöne Frau nähmen. So trieb er sie in grollendem Spott fort. Aber sie fühlte, daß sich dahinter nur sein heißer Schmerz und sein ungebändigter Stolz bargen. Und sie hielt fest an ihrem Willen. „Wenn du mich nicht zur Frau nimmst, bleibe ich so bei dir,“ sagte sie ihm.

Auch davon wollte er nichts hören. „Dann hättest du das Recht, jederzeit von mir fortzulaufen,“ erwiderte er, „und das ertrüg' ich vielleicht nicht, wenn ich mich einmal an dich gewöhnt hätte. Auch würd' es dir üble Nachrede schaffen und jeden ehrlichen Burschen abhalten, um dich zu freien. Geh' und laß mich allein! Je eher du gehst, desto besser wird es sein. Ich habe dich ohnehin nicht kommen heißen.“

„Du liebst mich also nicht mehr?“ fragte Giacinta. Aber er antwortete: „Gerade, weil ich dich liebe, rede ich so, wie ich rede. Denn ich liebe dich eben mehr, als mich selbst.“

„Du meinst, daß es mein Glück nicht sein könne, dein Weib zu werden, nicht wahr?“ forschte sie, „weil man mit einem blinden Manne überhaupt nicht glücklich sein kann. Das verstehst du aber nicht und solltest es mir selber überlassen, davon zu denken, wie ich will. Wir zwei gehören doch zu einander, was du dagegen auch sprechen magst. Daß du dein Augenlicht verloren hast, kann daran nichts ändern.“

Andrea blieb jedoch unerschütterlich. „Jetzt kann ich dich noch warnen,“ sagte er. „Wenn du jetzt auf eines anderen Wort hörst, thust du kein Unrecht und, wenn dir ein Mann, der mit sehenden Augen in die Welt blickt, besser gefällt, als ich Krüppel, so ist das nur das Natürliche und ich würde dich dazu beglückwünschen. Wärest du aber einmal mein Weib, so würde ich alle Gattenrechte unnachsichtig geltend machen und dir keine leiseste Freiheit mehr gestatten. Dann wär's kein Unterschied mehr, ob ich ein Blinder bin oder nicht, und das einmal Geschehene wäre auch nicht wieder rückgängig zu machen. Deshalb warne ich dich vor mir und vor dir selber, damit die Reue dir nicht zu spät kommt. Denn wehe dir, wenn du, als mein Weib, noch je dein Auge auf einen anderen Mann würfest oder es duldetest, daß das seine auf dir ruhte! Ich würde es trotz meiner Blindheit inne werden und dann keinen Milderungsgrund für dein Vergehen darin erkennen, daß du das Weib eines Krüppels bist, sondern erbarmungslos dich und ihn mit diesen meinen Händen erwürgen. Deshalb ist's besser, du bist jetzt auf deiner Hut. Jetzt brächtest du mir ein Opfer,

nachher hättest du nur noch Pflichten, und meine Dankbarkeit von heute würde mich nicht zur Nachsicht stimmen für morgen. Geh' darum und laß ab! Heute bin ich noch der Blinde, — nachher würd' ich nichts sein, als dein Gatte. Nimm einen anderen zum Mann!"

Davon wich er um kein Haarbreit ab, und Giacinta spürte, daß es ihm heiliger Ernst mit seinen Worten sei. Auch war etwas in ihnen, was sie nachdenklich stimmte. Sie mußte ihres Grauens denken, das sie seinen zerstörten Augen gegenüber befallen hatte und das nur stumm war, wenn sie im Dunkeln bei Andrea saß. Wenn sie sein Weib wurde und es erwachte dann wieder, — was sollte werden? Sie kannte Andrea. Was er gesprochen hatte, war die Wahrheit, das wußte sie. Denn das heiße Blut seines Volksschlages siedete ihm in den Adern. Aber wie hätte sie je eines anderen Weib werden sollen, da sie doch Andrea liebte? Daß sie ihn liebte, wußte sie jetzt deutlicher, als je.

So war eine zeitlang zwischen ihnen beiden nicht mehr die Rede von ihrer Liebe. Andrea glaubte, daß seine Worte auf fruchtbaren Boden gefallen seien, und Giacinta war in ein zauderndes Schwanken geraten, von dem sie keinen Ausgang wußte. Sie kam aber Tag um Tag zu ihm, nach wie vor, und wußte, daß sie ohne ihn nicht leben könne, geschweige denn an der Seite eines anderen.

Nun war um jene Zeit Andrea's ältester Bruder gestorben, der in Frosinone Advokat gewesen war, und da es der Wittwe nicht zum besten ging, hatte sie einen von

ihren Söhnen in das Haus des Großvaters geschickt, der ein wohlhabender Mann war und noch immer rüstig und ungebeugt seinem Anwesen vorstand. So kam der Knabe zu seinem Oheim Andrea, für den er bald eine schwärmerische Zuneigung faßte. Und Andrea, der seinerseits gleichfalls innig an dem Knaben hing, faßte einen wunderlichen Entschluß. Da Orazio's sehnlicher Wunsch darnach stand, ein Maler zu werden, wie es sein Oheim einst hatte werden wollen, während er doch dazu bestimmt worden war, einmal Rechtswissenschaft zu studieren, wie sein Vater, versuchte Andrea es, selber sein Lehrer zu werden. Und so begann der seltsamste Unterricht, der wohl je erteilt worden, denn ein Blinder wollte einen Sehenden malen lehren. Und diesem Unterricht wohnte Giacinta Piedone bei.

Sie war darüber zugekommen, als sie begannen, und es reizte sie, daran Teil zu nehmen. Etwas wie Eifersucht gegen den Knaben lebte in ihr, dem Andrea sein Bestes verschwenderisch hingab und der zu ihm aufblickte, wie zu einem Heiligen. Als sie ihn zum erstenmal gesehen hatte, war ihr ein Schauer über den Leib gelaufen, denn der Knabe hatte Andrea's Augen von einst, als hätte er sie ihm geraubt. Fast war es wie Haß in ihr gegen ihn emporgeflammt. Und als sie nun kam und den Knaben im Arm seines Oheims sah, vor ihnen ein Zeichenbuch auf den Knieen, und hörte, wie Andrea auf Orazio belehrend einsprach und dann durch den feinen Tastsinn, der ihm eigen, mit den Fingern die Linien nachfühlte, die jener entworfen hatte, fiel sie ein wilder Neid an. Und sie bat An-

drea, er möge auch sie an seinem Unterricht Teil nehmen lassen.

Dazu lächelte er, ließ es aber geschehen. Denn er begriff, was in ihr vorging und daß sie nur bei ihm sein wollte, dem Knaben aber das Alleinsein mit seinem Oheim mißgönnte. Mit der Zeit jedoch wurde es Giacinta heiliger Ernst mit ihren Studien, plötzlich fand sie Lust daran und fühlte einen sonderbaren Trieb in sich, nach Andrea's Weisungen zu zeichnen. Wenn sie so neben ihm saß, über ihre Zeichnungen gebückt, und nur seine wohllautende Stimme hörte und seine Nähe spürte, ohne seine zerstörten Augen zu sehen, war sie im Innersten beglückt, trotzdem sie jetzt am hellen Tage bei ihm war. Immer deutlicher fühlte sie, daß sie untrennbar mit ihm verbunden sei und ohne ihn nicht mehr leben könne.

Nun begab sich das Wunderbare, daß Orazio, den Andrea zum Maler hatte vorbilden wollen, um sein Talent dann sich selber weiterhelfen zu lassen, bald einsehen mußte, daß er die Liebe zur Kunst wohl mit einem wirklichen, selbstschöpferischen Drange verwechselt haben müsse, denn er machte keinerlei Fortschritte, — was freilich auch an dem seltsamen Lehrer liegen mochte, — und verlor alle Lust zum Malen überhaupt; wogegen Giacinta, die niemals vorher an's Malen gedacht hatte und an den Unterrichtsstunden nur Teil nahm, um dem Lehrer nahe zu sein, plötzlich ein schlummerndes Talent in sich entdeckte. Auch Andrea war erstaunt.

Da er sich selber und seinen tastenden Fingern nicht traute, sandte er etliche von Giacinta's

Zeichnungen und Entwürfen an seinen alten Meister nach Rom und von dort erhielt er die Nachricht, daß die junge Malschülerin eine unzweifelhafte und nicht gering zu veranschlagende Begabung besitze, deren Ausbildung wünschenswert sei. Da saßen die beiden zusammen und lachten vor innerster Glückseligkeit. Wie in den Schooß gefallen war ihnen die Verheißung einer freudigen Zukunft.

„Weißt du, Andrea," sagte Giacinta, seine Hand in der ihren haltend, „die heilige Gottesmutter hat gewollt, daß ich dein Augenlicht werden sollte, welches dir geraubt worden ist, und daß deine Hand durch mich weiter malen soll. Meine Bilder werden die deinen sein. Du wirst sie in dir sehen und ich werde sie auf die Leinwand bringen. Wir werden wie ein Mensch sein."

Und so wurde es. Andrea wünschte zwar dringlich, daß Giacinta nun zu einem bewährten Meister in die Lehre gehe, der sie anders unterweisen konnte, als bloß durch Worte und Anregungen, gleich ihm selber, aber Giacinta wollte davon nichts hören. „Ich trenne mich nicht von dir," sagte sie, „und ich könnte auch keinen besseren Lehrer finden."

Seltsam genug war's auch, wie Andrea redend seine Bilder vor ihr zu malen verstand, wie in ihm alles klar und deutlich in Linien und Farben dastand, wie genau sich die heimische Landschaft, die er nicht mehr sehen konnte, in seiner Seele spiegelte, so daß er von jeder Einzelheit ohne Stocken zu sprechen vermochte, als ruhten seine Augen darauf und er könne sie mit Händen greifen.

Sein feiner Farbensinn war mit seiner Blindheit nicht erloschen, eher schien er sich noch gesteigert zu haben. Jede kleinste Nüance war ihm von Bedeutung. Und Giacinta mühte sich, ihm gerecht zu werden. Ihr Talent schlug ganz die Bahnen ein, die er ihr vorzeichnete, und es war wirklich, als arbeiteten sie einander in die Hände und ihr Werk sei ein gemeinschaftliches.

Dennoch war Andrea beunruhigt, weil er Giacinta's Bilder nicht sah. Er fürchtete, ihr Talent werde verkümmern, weil keines Lehrers Auge darüber wachte. Da fügte es der Zufall, daß ein in Rom ansässiger, spanischer Maler von Ruf auf einer Studienwanderung durch's Gebirg in den einsamen Ort geriet, wo die beiden hausten. Als Andrea davon hörte, ging er zu ihm, zeigte ihm Giacinta's letzte Skizzen und Entwürfe und erbat sein Urteil. Was er hörte, ließ sein Herz freudiger schlagen. Der Spanier sprach mit staunender Anerkennung von dem, was das Mädchen ohne eigentlichen Unterricht geleistet habe, und erbot sich, ihr während seines Aufenthalts unentgeltlich, aus bloßer Liebe zur Kunst, der hier eine berufene Jüngerin erstehe, solchen zu erteilen. Dankbar ging Andrea darauf ein, und auch Giacinta fügte sich.

So lernte sie nun bei dem spanischen Meister malen. Anfangs war Andrea bei dem Unterricht zugegen, saß stumm und regungslos da und schien nur im Geiste mit an dem Bilde zu malen, das Giacinta unter des Spaniers Leitung begonnen hatte. Dann blieb er eines Tages aus und, als Giacinta ihn fragte,

ob er nicht wiederkommen wolle, schüttelte er den Kopf, war aber ebensowenig zu bewegen, Gründe dafür anzugeben, als sich umstimmen zu lassen, so dringlich sie das auch versuchte. Es half nichts, daß sie ihm sagte, der Unterricht könne ihr ohne seine Gegenwart keine Förderung bringen; Andrea wollte nicht wiederkommen. Er war wortkarg und düster geworden.

Eines Tages sagte sie ihm dann: „Jetzt weiß ich, warum du nicht mehr zum Unterricht kommst, Andrea."

„Nun?" fragte er scheu.

„Du bist eifersüchtig auf den Spanier und du kannst es nicht ertragen, mich bei ihm zu sehen."

Andrea war betroffen. „Ich habe kein Recht, eifersüchtig zu sein," murmelte er.

Aber Giacinta lachte: „Solch' ein Recht hat man niemals. Aber du willst mich nicht einmal einem anderen Lehrer gönnen, geschweige denn einem anderen Manne. Und du kannst diesen Lehrer nicht einmal sehen, weißt nicht, mit welchen Augen er mich betrachtet. Und gar ich ihn!" Als dann Andrea schwieg und nur ein leises Stöhnen von seinen Lippen kam, setzte sie, ihren Arm um seinen Nacken legend, hinzu: „O du Narr! Heirate mich endlich, damit du ein Recht zur Eifersucht hast. Sonst geh' ich mit dem Spanier nach Rom. Übrigens —" und sie lachte wieder — „du weißt wohl gar nicht, daß er graue Haare hat und in Rom Frau und Kinder."

Andrea hatte es nicht gewußt und Andrea war wirklich eifersüchtig gewesen. Zu seinem eigenen Erschrecken. Er schämte sich dessen. Aber es hatte ihn

wild und heiß erregt, sich vorzustellen, wie Giacinta's Augen und die des Spaniers sich, während er neben ihnen saß und doch ohne daß er es gewahren konnte, ineinander tauchen mochten, um eine Sprache zu reden, die er nicht vernahm und nicht verstand und die doch unendlich beredt sein konnte. „Heirate mich!" blieb Giacinta's Refrain. Es war, als ob sie ihn durch die Erregung seiner Eifersucht dazu zwingen wollte.

Und sie erreichte es wirklich. Die Stunde kam, die Andrea Solaro schwach fand. Noch einmal stellte er Giacinta alles vor, was kommen konnte, wenn sie erst seine Frau war, und daß er dann nicht mehr der blinde, bemitleidenswerte Mann sein werde, der jede Liebesthat und jedes zärtliche Wort als ein unverdientes Gnadengeschenk hinnahm, sondern allein ihr Gatte mit allen strengen Rechten eines Gatten. Aber Giacinta blieb fest. Sie lachte über seine Skrupel. Ihr Grauen vor seinen erblindeten Augen schien gewichen zu sein. Leidenschaftlicher, als je, lohte ihre Liebe zu ihm empor, weil sie inne ward, daß er selber sich in heißer Sehnsucht nach ihr verzehrte und nur thörichte Bedenken ihn im Zaum hielten.

Sie wurden ein Paar. Noch am Morgen vor der Trauung hatte er ihr gesagt: „Ich habe das Gefühl, daß ich ein Unrecht thue und daß es nicht gut enden wird. Klage mich dann nicht an. Du hast es gewollt." Aber Giacinta hatte sich lachend ihm an die Brust geworfen; lachend ging sie mit ihm in die Kirche, wo der Priester sie zusammengab. „O du

Narr!“ waren ihre letzten Worte vor dem „Ja“, das sie ewig band. So wurde sie Andrea Solaro's Frau.

Und sie war eine glückliche Frau. Andrea Solaro's Antlitz strahlte, wenn er neben ihr durch die Gassen schritt. Er hatte seinen Arm in den ihren legen wollen, damit sie ihn führe, aber das litt sie nicht. „Du mußt mich führen,“ sagte sie und hing sich an ihn. Daß sie unmerklich trotzdem ihn leitete, verstand sich von selbst für sie; aber sie war ängstlich bedacht, in allem ihm das Gefühl der Abhängigkeit von ihr fernzuhalten. Er sollte vielmehr sich dessen bewußt sein, daß er für sie Stab und Stütze bilde und daß sie ohne ihn nicht würde leben können. Mit ihrer feinen, weiblichen Klugheit brachte sie es auch wirklich dahin, obgleich er in manchen Dingen naturgemäß hülflos war, wie ein Kind. Der düstere Schatten, der Andrea Solaro's Antlitz überlagert hatte, schwand mehr und mehr.

Giacinta malte soviel, wie ihre Hausfrauenpflichten es ihr irgend gestatteten. Der Spanier war lange fort, aber sie hatte viel von ihm gelernt und Vertrauen zu sich gewonnen. Und immer, wenn sie malte, war Andrea bei ihr, sei es draußen auf den einsamen Höhen oder drinnen im Studio, das er ihr eingerichtet hatte. Ohne ihn war sie überhaupt nie und nirgends mehr. Drinnen saß er und knetete seine Thonfigürchen, während sie malte, draußen redete er zu ihr von der Schönheit der Linien in der Berglandschaft, die sie umgab und die er nur noch mit Augen des Geistes sah. Er zeichnete ihr in Worten ihre Bilder

vor und nahm an jedem ihrer Pinselstriche Teil, ohne sie zu gewahren. Giacinta malte nichts ohne seinen Rat; wenn er zu ihr sprach, sah sie ihre Bilder gleichsam vor sich erstehen und ihre Hand konnte nur noch nachzubilden versuchen, was seine Worte vor ihr heraufzauberten.

Nachdem sie ein Jahr verheiratet waren, stellte Giacinta ihre ersten Bilder in Rom aus und erntete das Lob von Kennern dafür ein. Es war ein glückliches Jahr gewesen. Giacinta's Grauen vor Andrea's erloschenem Augenlicht war untergetaucht in ihrem Mitleid und in ihrer Liebe. Sie hatte sich bezwungen. Nur Andrea's Schmerz um ihre Kinderlosigkeit konnte sie nicht teilen; sie hatte sich gefürchtet vor einem blinden Kinde und wollte lieber ganz auf Mutterglück verzichten. Manchmal wandelte sie trotzdem jetzt mitten in ihrem ehelichen Glücke ein seltsames Einsamkeitsgefühl an, das sie sich nicht zu erklären wußte. Vielleicht war es doch die ungestillte Sehnsucht nach einem Kinde, vielleicht etwas anderes, für das sie keinen Namen hatte. Aber es war da und immer, wenn sie etwas sah, worüber sie gern geredet hätte und worüber sie nun sich zum Schweigen zwang, weil Andrea es nicht sah und man es ihm auch nicht beschreiben konnte, spürte sie es deutlicher und peinvoller. Es gab so vieles, wovon sie schweigen mußte, um ihm keinen Schmerz zu bereiten, weil es ihn an sein Gebrechen gemahnt hätte. Früher war ihr das nicht so zum Bewußtsein gekommen, jetzt stieß es ihr immerfort auf. Und das weckte mehr und mehr die Empfindung der

Vereinsamung in ihr. Sie konnte sich nicht eins fühlen mit einem Manne, vor dem sie ängstlich einen Teil von dem verbergen mußte, was in ihr vorging, weil es äußere Vorgänge in ihr wachriefen, von denen er nichts wahrnahm, vor dem überhaupt die Welt nicht so dalag, wie vor ihr, weil sich nur ein Abbild davon in seiner Seele spiegelte, nicht mehr sie selbst mit allem Wechselnden, was der Tag brachte. Dies Geheimhaltenmüssen führte sie dahin, daß sie allmälich in einer Welt heimisch war, von der er überhaupt nichts mehr wußte. Und sie war allein in dieser Welt und fühlte das plötzlich mit einem bangen, tötlichen Erschrecken.

Äußerlich wahrnehmbar änderte sich auch jetzt nichts am Glück des blinden Mannes. Er selbst ahnte nichts von dem, was in Giacinta Geheimnisvolles vorging, und sie war nach wie vor die liebevoll-sorgliche Gattin, ohne ihn eine Änderung in ihrem Wesen und Behaben spüren zu lassen. Welche Wandlung in ihren Zügen vor sich ging, sah er ja nicht, auch nicht das schmerzliche Zucken um ihre Mundwinkel und den Ausdruck eines unbestimmten Sehnens in ihren Augen.

Nach wie vor malte sie unter seiner Leitung. Aber es kam ihr jetzt manchmal vor, als ob das Bild der Bergwelt, unter der er aufgewachsen, allmälich mit seinen Linien und Farben in ihm zu verblassen beginne. Das, was er ihr beschrieb, wollte stellenweise mit dem nicht mehr übereinstimmen, was ihre eigenen Augen gewahrten. Oder hatten ihre Augen, die stetig

an Formen und Farben draußen sich weideten, allmälich eine Wandlung erfahren und sahen jetzt anders, als früher? Es kam vor, daß Giacinta jetzt anders malte, als Andrea es ihr riet, und daß sie es ihm nicht sagte. Er konnte es ja nicht kontrollieren. Aber sie hatte die Empfindung dabei, daß sie ihn betrog, daß es ein unwürdiges Spiel sei, welches sie mit ihm trieb. Und doch konnte sie nicht anders. Sie war als Künstlerin über ihn hinausgewachsen. Und sie wollte ihm den Schmerz nicht anthun, es ihm zu offenbaren. Sie ließ ihn in seinem Wahn.

Aber das gab ihr noch häufiger die Empfindung des Alleinseins. Sie hatte oft ein heißes Verlangen nach Augen, die das Gleiche sahen, wie sie selbst, die überhaupt die Welt sahen. Dabei lebte aber das heilige Erbarmen mit seiner Blindheit in ihr fest und zwang sie zu tausend zarten Rücksichten, die sie ihn sollten vergessen machen. Ihre Liebe erlosch nicht, sie war vielmehr mächtig in ihr nach wie vor. Durch stürmische Zärtlichkeitsausbrüche suchte sie immer wieder wett zu machen, was sie in Gedanken gegen ihn zu freveln glaubte. Ihre Leidenschaft war nie heißer zum Durchbruch gekommen, als eben jetzt. Wenn sie in seinen Armen lag, überwand sie das Grauen, das sie nun manchmal doch wieder vor seiner Blindheit beschleichen wollte, — nur daß es jetzt eher ein Grauen war vor ihrer Einsamkeit, die sie bei seinen Küssen vergaß und die täglich immer auf's neue wach wurde und nicht weichen wollte. Was nützte ihr's, daß er bei ihr war, wenn er doch in einer ganz anderen

Welt lebte, wie sie, in einer, die er überhaupt mit Augen nicht sah, sondern nur in seiner Phantasie sich vorstellte und die von der wirklichen immer mehr und mehr abwich? Manchmal betasteten ihre Finger ihn, wie um sich zu überzeugen, daß er wirklich da war, so wenig hatte sie das Gefühl des Zusammenseins mit ihm, so wenig wußte er ihr klar zu machen, daß er die gleiche Luft mit ihr atmete. Und doch war für ihn selbst alles das Gleiche geblieben, wie früher. Er, der früher gebangt und gewarnt hatte, war jetzt ruhig und sicher geworden. Ahnungslos lebte er in seiner Welt, die ihre Welt nicht mehr war. Er war glücklich. Man konnte sich Andrea Solaro's Antlitz ohne ein Lächeln innerster Zufriedenheit darauf kaum mehr denken.

Um diese Zeit geschah's, daß Orazio Solaro wieder in's Haus seines Oheims kam. Nachdem er seiner Neigung, Künstler zu werden, schweren Herzens entsagt hatte, war er von Andrea in's Liceo nach Rom gesandt worden. Jetzt hatte er dort sein Examen bestanden und wollte die Universität beziehen, um dem Wunsch seiner Mutter gemäß Rechtswissenschaft zu studieren. Bevor er's that, kam er in den Vakanzen heim in das alte Stammhaus der Solaro. Er war vom vielen Lernen im letzten Halbjahr blaß und mager geworden und bedurfte der Erholung in der kräftigen Bergluft. Siebzehn Jahre war er jetzt alt und hoch aufgeschossen, dazu weit über seine Jahre hinaus reif, wie es bei dem Volksschlage, dem er angehörte, nichts seltenes ist. Er war nicht schön zu nennen, hatte aber einnehmende Züge und ein schwermütiger Flor

lag darüber, der mit seiner frischen Jugend wunderbar kontrastierte. Es war, als ob seine frühzeitige, schwere Enttäuschung ihn dahin gezaubert hätte. Er war still und in sich gekehrt, wie ohne eigentliche Lebensfreudigkeit. Und so ging er scheu an Giacinta vorüber, die sich anfangs kaum um ihn zu kümmern schien.

Dann aber sah sie ihm eines Tages in die Augen und erschrak. Sie hätte fast laut aufgeschrieen. Das waren ja Andrea's Augen, die gleichen Augen, in die sie einst geblickt hatte, als sie mit Andrea droben auf der alten Arx gesessen und Zukunftsträume geschmiedet. Wie ein Schauer durchrann es sie. Es war, als sei mit diesen Augen jene alte Zeit ihr wieder lebendig geworden und blickte sie aus diesen Augen an. So wenig Orazio sonst seinem Oheim glich, waren seine Augen in Farbe und Ausdruck doch ganz die nämlichen, aus denen einmal jener in die Welt geschaut hatte. Gerade, als ob er sie ihm gestohlen hätte, mußte Giacinta denken. Sie erinnerte sich, daß sie damals schon ähnliches gedacht hatte, als er mit ihr zugleich den Zeichenunterricht gehabt hatte. Aber sie hatte es nachher wieder vergessen, als er selbst ihren Blicken entschwunden war. Und damals mußten die Augen Orazio's denen Andrea's auch noch nicht so geglichen haben, wie jetzt, und sie hatte diese Augen noch nicht so bitter-schmerzlich vermißt, wie heute. Heute kam sie ein wilder Groll an gegen den, der diese Augen besaß. Sie haßte ihn, sie hätte ihm seine Augen aus dem Kopfe kratzen mögen, um sie Andrea einzusetzen. Und wenn das nicht ging, sollte wenigstens auch Orazio diese Augen

nicht haben. Nie war eine heißere Feindseligkeit gegen einen Menschen in Giacinta aufgeglüht, als jetzt gegen Orazio, weil er Andrea's Augen unter seiner Stirn trug.

Unablässig malte Giacinta sich aus, wie es sein könnte, wenn Andrea selbst jene Augen hätte. Alles Glück der Welt würde dann ihr eigen sein, sie würde sich darüber hinaus nichts mehr zu wünschen wissen. Ja, wenn Andrea sie nur ein einziges Mal im Leben aus seinen großen, dunklen, schwermütigen Augen anblicken könnte, voller Liebe und Leidenschaft, — ein einziges Mal: sie hätte sich vor aufjauchzender Freude nicht zu fassen gewußt. Immerfort mußte sie daran denken. Es machte sie am letzten Ende noch toll, sich das vorzustellen. Und dieser Knabe, der gar nicht begriff, welch' einen Schatz er in seinen Augen besaß, der seine Augen gar nicht zu gebrauchen wußte, — wie sie ihn beneidete, wie sie ihn haßte! Und er ahnte nichts davon. Scheu und gedrückt schlich er an ihr vorüber, als ob er nicht tausendfach reicher und glücklicher gewesen wäre, als sie, und über eine Macht verfügt hätte, gegen die eine andere in der Welt überhaupt nicht aufkam.

Diese Ahnungslosigkeit, in der Orazio hindämmerte, war's endlich, was Giacinta nicht mehr ertrug. Sie wurde täglich mehr dadurch erbittert. „Wie undankbar er ist!" dachte sie, „jeden Tag sollt' er Gott auf seinen Knieen danken, daß er solche Augen hat, — daß er überhaupt Augen hat!" Und eines Tages umklammerte sie seine beiden Arme und schüttelte ihn. „Weißt du eigentlich," schrie sie ihn an, „was du für

ein glücklicher Mensch bist? Welch' ein unverdientes Glück dir geworden ist?"

Orazio war so verdutzt, daß er nicht antworten konnte. „Glück?" stammelte er nur wirr und sah sie verständnislos an. Und dieser Blick entschied vielleicht über ihrer beider Schicksal. Sie ließ ihn los und entfloh. Ein heißes, tötliches Erschrecken war in sie gefahren.

Seither hingen Orazio's Augen ohne Unterlaß fragend an ihr. Was hatte sie mit ihren Worten gemeint und was wollte sie überhaupt von ihm? Er forschte danach in ihren Zügen, er zwang ihre Augen endlich, den seinen zu begegnen, um ihnen Rede zu stehen. Eine beklommene Ahnung dämmerte in seinem Blute auf. Er ließ sich jetzt auch durch Giacinta's strafende und feindselige Blicke nicht mehr abhalten, sie anzusehen. Wenn sie von ihrer Staffelei aufsah, traf sie immer auf seine Augen. Es war gerade, als ob er gewußt hätte, daß er sie damit bannen könne. Dabei sprach er kein Wort zu ihr.

Wenn Andrea dabei saß, während Orazio Giacinta ansah und ihre Blicke zu sich hinüberzwang, erschien es ihr jedesmal wie ein doppelt ruchloser Betrug, den sie beging, weil er nichts davon gewahren konnte und sie aus seinem Gebrechen Vorteil zog. Sie war sich seit langem nicht mehr unklar darüber, daß sie mit den Blicken, die sie duldete, auffing und erwiderte, einen Treubruch gegen Andrea verübte, — allein mit diesen Blicken, denn gesprochen hatten nicht er und nicht sie jemals ein verbrecherisches Wort. Aber

sie konnte nicht anders. Trotz aller Gewissensbisse, trotz aller guten Vorsätze nicht, auch nicht, trotzdem sie Orazio haßte. Denn sie haßte ihn wirklich. Jetzt nicht nur mehr, weil er Andrea's Augen besaß, sondern weil er es wagte, sie mit diesen Augen anzublicken und Gewalt über sie auszuüben. Und sie liebte Andrea nach wie vor. Ihre Liebe zu ihm hatte keinerlei Wandlung erfahren, eher war sie noch leidenschaftlicher geworden, als früher. Nur liebte sie ihn mit Orazio's Augen. Ohne diese Augen konnte sie sich Andrea jetzt gar nicht mehr vorstellen. Und wenn sie Orazio in die Augen blickte, in diesen Augen sich spiegelte, in ihnen versank, glaubte sie immer Andrea vor sich zu haben. Sie schwelgte förmlich im Anblick dieser Augen. Sie wurden allmälig ihre ganze Welt, in der alles übrige sich für sie verlor und verflüchtigte.

Andrea selbst konnte sie jetzt gar nicht mehr ansehen. Sie ängstigte sich davor. Und that sie es instinktmäßig, ohne ihren Willen doch einmal bei einem jähen Aufblick, so war das alte Grauen vor seiner Blindheit wieder da, nur noch heftiger, nur noch erkältender sie durchschauernd. Sonne, Licht, Leben, alle Freudigkeit, aller Wert des Daseins lag für sie in den Augen, die Orazio besaß, die aber eigentlich Andrea's Augen waren.

Das ging eine geraume Weile so fort. Giacinta lebte wie in einem Traum. Sie war sich dessen nicht bewußt, was sie that, und sie ahnte auch nicht, was werden sollte. Nur vor der Stunde, wo Orazio

scheiden würde, bangte ihr. Aber er selber spürte täglich heißer und dringender das Verlangen in sich, die Macht auszunützen, die ihm mit seinen Augen so unerwartet in den Schooß gefallen war. Giacinta war schön, sie bestrickte ihn mit der ganzen Süße des vollreifen Weibes. Ein immer verzehrenderes Feuer loderte in seinen Augen auf und ihr entgegen. Jetzt blickte er sie nicht mehr nur an, er sprach zu ihr mit seinen Augen. Und was sprach er alles! Er bettelte, er flehte, er befahl. Bald waren es Schmeichelworte, süße, heiße, thörichte Schmeichelworte, die aus seinen Blicken redeten, bald Klagen, Vorwürfe, Beschwörungen, zornige, wilde Wünsche. Und sie verstand das alles, jedes Wort verstand sie, das er mit seinen Augen zu ihr sprach. Und wenn sie auch nichts erwiderte, so duldete sie es doch und machte ihn immer kühner dadurch. Kühner und siegesgewisser. In seiner heißen, unklaren, knabenhaften Begehrlichkeit kannte er endlich keine Schranken mehr. Im Dunkel eines Korridors umschlang er sie plötzlich einmal, zitternd, stöhnend vor Leidenschaft, seiner selbst nicht mehr mächtig, unbewußt dessen, was er beging. Da aber sah sie seine Augen nicht und stieß ihn von sich. So wild, mit so heftigen Bewegungen that sie das, daß er taumelte. Dann lief sie davon.

Aber sie selbst hatte dabei nicht weniger gezittert, als er, und sich nur durch die Flucht noch gerettet. Auch sagte sie Andrea nichts von dem, was geschehen war. Und das nächste Mal paßte Orazio die Gelegenheit besser ab. Seine Augen fest auf sie gerichtet,

ging er auf sie zu und zwang sie, zu bleiben. Diesmal zitterte er nicht mehr, nur noch sie zitterte. Und dann umschlang er sie und küßte sie. Und sie küßte ihn wieder. Gerade auf seine Augen küßte sie ihn, auf Andrea's Augen. Und während sie die ihrigen schloß, lag sie ihm vollends in den Armen, — diesem Knaben, den sie haßte! Und ihren Gatten liebte sie.

Nun aber fühlte Giacinta den Trieb in sich, Andrea alles zu offenbaren. Und dann wollte sie sterben, sterben von seinen Händen; denn sie wußte, daß er sie danach töten würde. Sie wollte auch gar nicht mehr leben. Sie hätte nicht gewußt, wie das nun weitergehen sollte. Sühnen ließ sich das Geschehene nicht und weiter so in Schande und Schmach hinzuleben, wie eine Verworfene, davor grauste ihr. So blieb nichts, als zu bekennen, sich vor Andrea's Füße zu werfen und den tödlichen Streich zu erdulden.

Aber Orazio litt das nicht; der Heißhunger der Liebe war in ihm erwacht und das süße Gift der Sünde betäubte ihn. Wenn er schon vorher Giacinta mit seinen Augen beherrscht hatte, brachte er sie jetzt vollends in seine Gewalt mit ihnen. Sie hing daran und empfing von ihnen alle Befehle. So oft sie zu Andrea gehen wollte, um ihm zu beichten, so oft sie den Mund öffnete, um ein Wort zu ihm zu sprechen, das ihm ihr Verbrechen verraten hätte, zwang Orazio sie mit einem Blick, zu bleiben und zu schweigen. Und sie gehorchte ihm. Aber sie haßte ihn eben um deswillen nur noch mehr. Sie hätte ihn töten mögen vor Haß und Wut und Scham. Nur, wenn er es

mit seinen Augen von ihr forderte, mußte sie statt dessen ihn küssen. Ein aus Schauder und Entzücken gemischtes Empfinden durchrieselte sie jedesmal, wenn sie an seiner Brust lag. Und danach verspürte sie Ekel, einen unbesiegbaren Ekel, — vor sich, vor ihm, vor dem ganzen Leben. Vor Andrea errötete sie jetzt immer, obgleich er es nicht sah, obgleich er ihr ihre Schande nicht vom Gesicht ablesen konnte, — vielleicht gerade deshalb.

Andrea ahnte noch nichts von dem, was vorging. Eines Tages aber trat er bei Giacinta ein und fand sie am Tische sitzen. Ein Blatt Papier knisterte unter ihren Fingern. „Was schreibst du da?“ fragte er sie ohne jeden Argwohn. Sie antwortete nicht. Sie zitterte am ganzen Leibe so, daß sie nicht antworten konnte. Auch ihre Finger waren nicht im stande, das Papier zu ergreifen, es zu zerreißen oder zu verstecken, so flogen sie hin und her. Sie war wie gelähmt, ihres Willens, der Herrschaft über ihre Glieder beraubt. Und doch wußte sie, daß nun alles zu Ende, alles am Tage war, daß sie sich selbst ihr Verderben bereitet hatte, — freiwillig, ohne jeden äußeren Anlaß. Und es war ein Gemisch von Entsetzen und einem Gefühl der Befreiung, das sie dabei überfiel und jede Thatkraft in ihr erstickte.

Was sie geschrieben hatte, war etwas Seltsames: das volle Bekenntnis ihrer Schuld. Warum sie es geschrieben hatte, wußte sie selber nicht. Sie hatte gar nicht die Absicht dabei gehabt, dies Bekenntnis Andrea zu übergeben, etwa weil sie nicht im stande war, es

mündlich vor ihm abzulegen. Er hatte es ja auch nicht lesen können, und Fremde brauchten von ihrer Schuld nichts zu wissen. An Andrea hatte sie beim Niederschreiben gar nicht gedacht. Sie hatte es sich nur einmal alles von der Seele schreiben wollen, schreiben müssen, instinktmäßig, mechanisch, einem unwiderstehlichen Triebe blindlings und absichtslos gehorchend. Wie ein Quell war es aus ihr hervorgebrochen. Und nun stand es da auf dem Papier, — noch nicht ganz vollendet, aber doch in der Hauptsache fertig. Und dies Papier hatte unter ihren Fingern leise geknistert, als Andrea unerwartet bei ihr eingetreten war.

Aus ihrem Verstummen entnahm er ihre Schuld. Er hatte keine Ahnung von dem, was hier in Wirklichkeit vorgefallen war, aber er begriff, daß sie etwas vor ihm verbergen wollte und daß sie sich also einer Sünde gegen ihn bewußt war. Er blieb jedoch ganz ruhig. „Lies mir das vor, was du da geschrieben hast!" sagte er. Und sie las wirklich. Keinen Augenblick zögerte sie, ihm zu gehorchen. Sie hätte irgend ein anderes Blatt nehmen nnd ihm davon vorlesen können, sie hätte von dem, auf dem ihr Bekenntnis stand, etwas anderes ablesen können, was sie erfand, was der Augenblick und die Angst ihr eingaben, etwas Gleichgültiges, Unverfängliches. Er würde es nicht gemerkt haben. Es war so leicht, ihn zu betrügen. Aber der Gedanke daran kam ihr gar nicht. Vielleicht weil er so nahe lag. Sie las wirklich, was sie geschrieben hatte. Das ganze Bekenntnis ihrer Schuld las sie ihm vor, Wort

für Wort, und ohne daß ihre Stimme merklich dabei gezittert hätte. Es war vielmehr, als läse sie etwas, was sie nichts anging, die Gedanken und die Handlungen einer Fremden. Sie stockte nicht ein einziges Mal.

Als sie fertig war, — mitten im Satz mußte sie endigen, weil das Schreiben abbrach, — fragte Andrea, der ganz lautlos und regungslos, mit vornübergebeugtem Oberkörper dagesessen und gelauscht hatte, sie: „Und das alles ist wahr?"

„Ja," erwiderte sie, „das alles ist wahr." Und sie hatte in der That nichts verschwiegen, nichts beschönigt und nichts hinzugesetzt.

„Und was soll nun geschehen?" fragte er sie weiter.

„Nun wirst du mich töten," gab sie ruhig und furchtlos zur Antwort.

„Ja, ich werde dich töten," sagte er, „dich und ihn. Ich habe es dir damals gesagt, als du durchaus mein Weib werden wolltest. Warum hast du es dahin kommen lassen?"

Bis dahin war Andrea gefaßt gewesen. Mit schier übermenschlicher Anstrengung hatte er sich im Zaum gehalten und nicht einmal seine Stimme bebte. Jetzt plötzlich brach es los. Wie ein Orkan schüttelte es ihn und seine Zähne schlugen in wilder Raserei zusammen. Dieser Mann, der sein tragisches Geschick bis zur Stunde mit der kaltblütigen Ruhe und Ergebung eines Philosophen getragen hatte, wurde mit einem Male zum Tiere. Er war wie entwurzelt aus

dem Boden, auf dem er bis dahin fest und sicher gestanden. Mit einem Aufbrüllen warf er sich über die Frau, die er liebte und die auch ihn noch liebte, obgleich sie ihn verraten hatte. Sein Knie stemmte sich gegen ihre Brust, seine Hände umklammerten ihren Hals, — fester, immer fester. Er erwürgte sie. Und sie wehrte sich nicht. Sie sah ihn noch ein letztes Mal an, liebevoll, reuig, flehentlich. Ihre Lippen murmelten: „Er hatte deine Augen" —

Es waren ihre letzten Worte. Ihr Gesicht lief blau an, ein Krampf rüttelte ihre Glieder, sie verschied unter seinen Händen.

Und dann, als er sich überzeugt hatte, daß sie tot sei, ging der Blinde hin und lauerte Orazio auf, der außerhalb des Hauses war. Als er ahnungslos in der Abenddämmerung heimkam, traf ihn ein Messerstoß in die Brust, der ihn leblos auf der Schwelle des Hauses hinstreckte, dessen Frieden er gestört und dessen Ehre er befleckt hatte. Andrea aber ging hin, um sich neben der Leiche seines Weibes niederzuwerfen, die er weinend und stöhnend mit seinen Armen umschlossen hielt. So fanden ihn die Karabinieri, die gekommen waren, ihn in's Gefängnis abzuholen.

Das Schwurgericht zu Frosinone sprach den Doppelmörder frei. Der Rächer seiner Ehre geht in Italien jederzeit straflos aus, so furchtbar die Rache auch sein mag, die er genommen. Und die Zuschauer auf den Tribünen rufen zu solchem Freispruch ihre donnernden Evvivas.

Unangefochten kam Andrea Solaro in sein vereinsamtes Haus zurück, bis wohin die jubelnde Menge ihm das Geleit gegeben. Und er lebt weiter, wie vordem. Nur die halben Tage verbringt er auf dem Friedhof, wo er seinem toten Weibe ein leuchtendes Marmordenkmal hat setzen lassen.

Druck von Hesse & Becker in Leipzig.